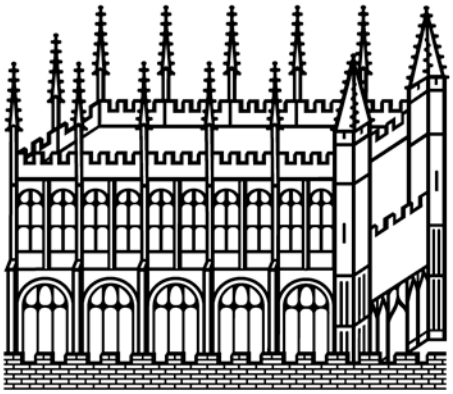


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

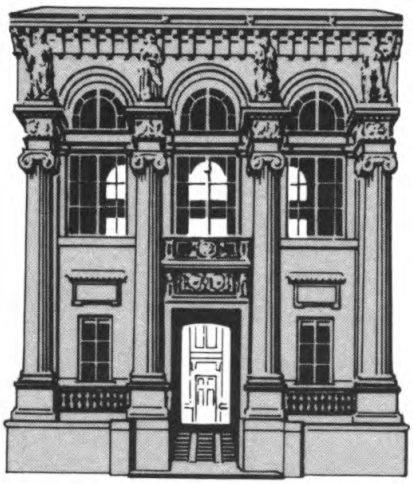
http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Hermann Sudermann

Im Paradies der Heimat

TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY

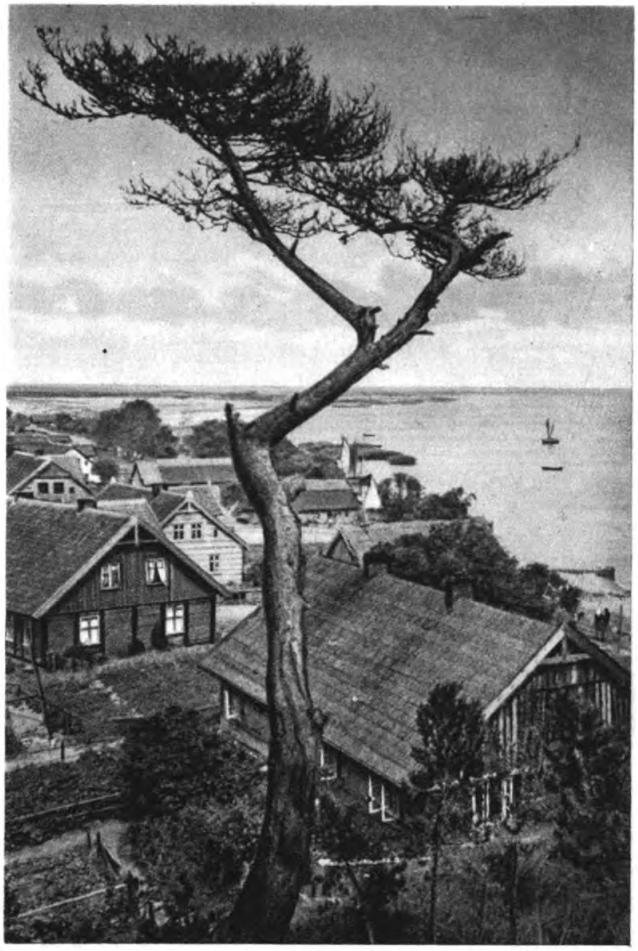


ST. GILES · OXFORD

REP C 7548

302172125N

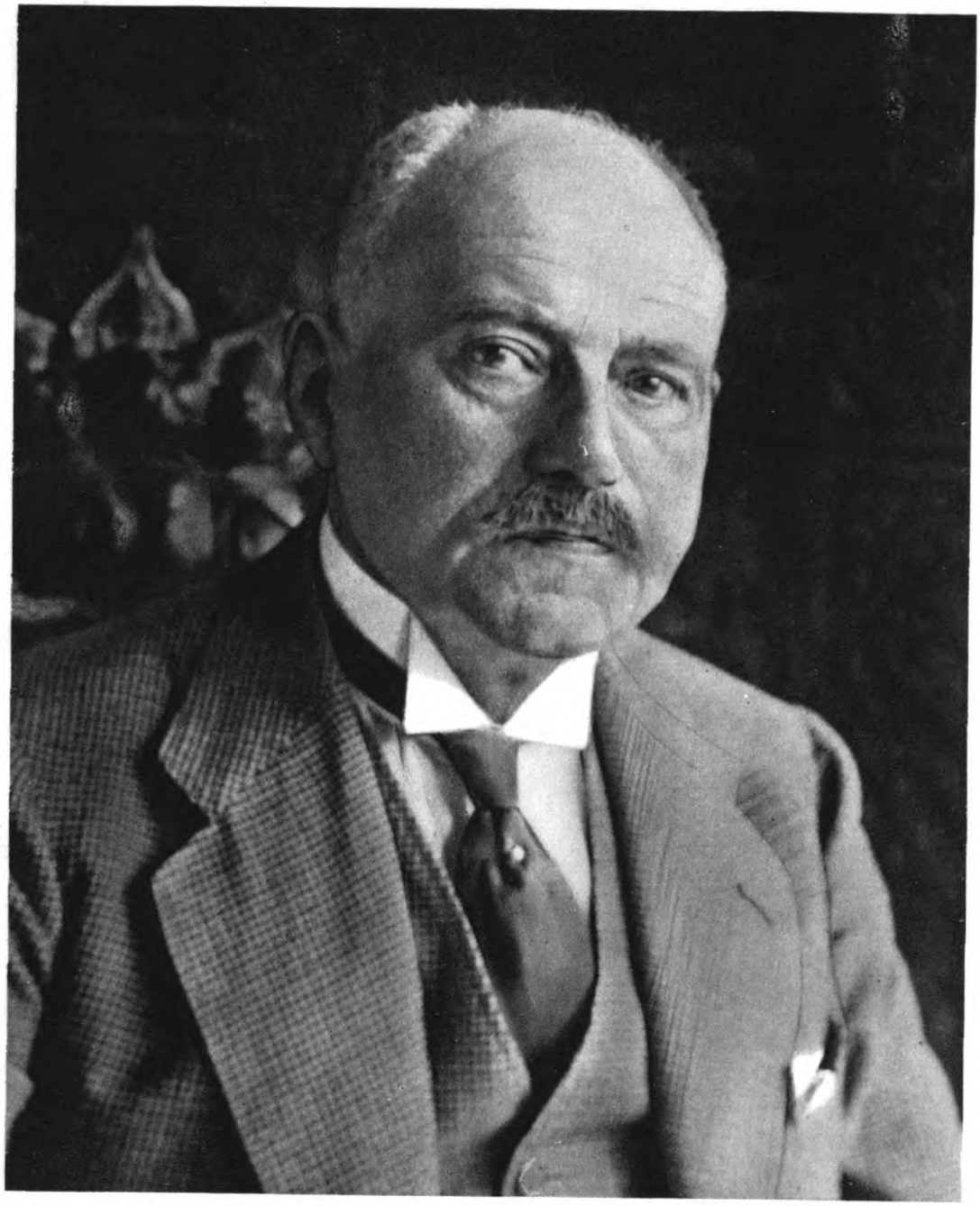
IM PARADIES DER HEIMAT

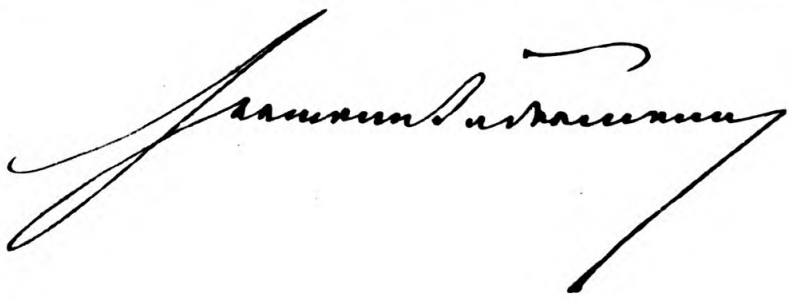


GESCHICHTEN AUS DER
OSTMARK · MIT BILDERN

Wir Jungens sind jung — wir haben Kraft,
Uns ist der Mut noch nicht erschlafft,
Wir wissen zu ringen mit Not und Mühn,
Wir wissen, wo blaue Glücksblumen blühn;
Bald kehren wir lachend heim nach Haus
Und jagen Frau Sorge zur Tür hinaus.

Hermann Sudermann („Frau Sorge")





HERMANN SUDERMANN

IM PARADIES DER HEIMAT

GESCHICHTEN AUS DER OSTMARK

MIT 165 BILDERN

IN KUPFERTIEFDRUCK

PAUL FRANKE VERLAG

INH.: PAUL FRANKE & RUDOLPH HENSSEL G.M.B.H.

BERLIN

Die Abbildung auf der ersten Seite des Buches zeigt den „Italienblick“ bei Nidden auf der Kurischen Nehrung. Die Bilder auf dieser Seite geben oben das Geburtshaus des Dichters in Heydekrug wieder, unten seinen Landsitz Blankensee in der Mark

HERMANN SUDERMANNS dichterisches Lebenswerk ist tief verwurzelt in eigenem Erleben und ist genährt mit Säften, die ihm zuströmten aus den wechselnden fruchtbaren Lebensschichten, durch die sein Dasein ihn führte. Aus niederdeutschem Bauernblute kam er, und dieser Herkunft dankte er die unbeirrbare Heimattreue, die Verwachsenheit mit deutscher Erde, die zähe Schaffenskraft. Und als einer von seinen Ahnen nach dem Osten gewandert war, um dort im Grenzland neuen Boden der Kultur deutscher Arbeit zu unterwerfen, kam zu dem alten Erbe noch der helle Kampfeswille und die harte, vor keinem Rückschlag und vor keiner Gegnerschaft weichende Ausdauer des Kolonistenblutes. So war auch Hermann Sudermann schon in jungen Jahren eine eigenwillige, auf sicheres Kraftbewußtsein gestellte Persönlichkeit, in deren Tiefen, machtvoll und gestaltend, die Phantasie arbeitete. Als erzählender wie als dramatischer Dichter von höchster Kraft errang er sich in stetem Aufstieg seines Schaffens einen ersten Platz in der Literatur seiner — unserer Tage. Sudermann ist den reinen Zielen seiner dichterischen Kräfte immer treu geblieben — jenseits der Vergänglichkeit der Mode steht er als ein Starker und Eigener da, und als einen Starken, Eigenen wird ihn auch die Zukunft sehen.

Die Bilder aus der jedem Deutschen herzensnahen Ostmark, die dem Buche beigegeben wurden, atmen die feierliche, verträumte Schönheit des Landes zwischen Weichsel und Memel, die in ihrem Wechsel von Düne, Strand und See, von Busch, Binnensee und Wald, von bewohnten Ortschaften und menschenleeren Niederungen jeden Beschauer gefangennimmt. Die stets kerndeutsche Ostmark zu lieben und sie selbst, wenn irgend möglich, aufzusuchen — auch dazu möge dieses Buch den Leser anregen. Er wird sich dann an der bald schwermütigen, bald heiteren Landschaft erfreuen, und er wird dabei immer wieder ihres großen Dichters gedenken, der ihn in allen seinen besten Werken durch dieses „Paradies der Heimat“ führte.

Karl Rosner.

Die Marienburg und ihr Spiegelbild in der Nogat

In der Mitte das Hochschloß, davor das Nogattor, links der Sommer-Remter und das Mittelschloß, rechts der Außenturm

Der Gänsehirt

Ich will Ihnen von meiner ersten Liebe erzählen, mein Freund. Wissen Sie, wer meine erste Liebe war? Ein Gänsehirt, ein leibhaftiger Gänsehirt! Ich scherze nicht, ich habe bittere Tränen geweint um des Leides willen, das er mir angetan, und war doch schon längst eine erwachsene und höchst respektable junge Dame.

Freilich damals, als er zuerst mein Herz in Flammen setzte, da befand ich mich noch in jener Periode meines Lebens, in der mein höchstes Glücksideal war, barfuß zu gehen. Ich war acht, er etwa zehn Jahre alt, ich war das Töchterlein vom Herrenhause, er der Sohn unseres Schmiedes.

Am Morgen, wenn ich mit Mama und dem großen Bruder auf dem Balkon Kaffee trank, pflegte er mit seinen Gänsen unten vorbeizuziehen und nach der Heide hin zu verschwinden. Anfangs glotzte er uns mit naiver Bewunderung an, ohne daß es ihm eingefallen wäre, die Mütze zu ziehen, und erst seitdem mein Bruder ihm eingeschärft hatte, es gezieme sich, der Herrschaft einen Morgengruß zu entbieten, schrie er jedesmal, die Mütze in großem Bogen um sich herumschwenkend, ein gleichsam auswendig gelerntes „Goode Morche ooch“ zu uns empor.

Wenn mein Bruder gerade gutgelaunt war, erhielt ich die Erlaubnis, ihm als Anerkennung für seine Weltgewandtheit eine Semmel hinunterzutragen, die er mir stets mit einer gewissen gierigen Angst aus der Hand riß, als wäre Gefahr vorhanden, daß sie ihm doch noch entgehen könnte.

Wie er aussah? Noch steht er lebendig vor mir: die schlichten, blonden Haare hingen ihm wie ein gelbes Strohdach auf die gebräunten Wangen hernieder, und schlau und lustig guckten die blauen Augen darunter hervor; die zerfetzten Beinkleider hatte er bis über die Knie aufgeschlagen, und in der Hand hielt er eine schlanke Weidengerte, in deren grüne Rinde er mit kunstgeübter Hand eine spiralige Reihe weißer Ringe hineingeschnitten hatte.

An diese Gerte heftete sich zuerst meine kindliche Begehrlichkeit. Ich fand es entzückend, ein solches Wunderwerk, das so ganz anders geartet war als all mein Spielzeug, leibhaftig in der Hand zu halten, und wenn ich mir noch ausmalte, Gänse damit jagen und dabei barfuß gehen zu dürfen, so war der Gipfel irdischer Glückseligkeit für mich erreicht.

Dieselbe Gerte war es auch, die uns menschlich näher führte. Eines Morgens, als ich beim Kaffee sitzend ihn wieder einmal wohlgemut vorüberziehen sah, konnte ich mein Verlangen nicht länger bezähmen; ich klappte die Honigsemmel, an der ich aß, heimlich zusammen und empfahl mich eilends, um ihm nachzulaufen.

Als er mich kommen sah, machte er halt und schaute mir verwundert entgegen; aber als er die Honigsemmel in meiner Hand erblickte, leuchtete sein Auge verständnisinnig auf.

„Willst du mir deine Gerte geben?" fragte ich.

„Nä, warum?" fragte er zurück, indem er sich auf ein Bein stellte und mit dem freien Fuße dessen Wade rieb.

„Weil ich will!" erwiderte ich trotzig und fügte ein wenig milder hinzu: „Ich geb' dir auch meine Honigsemmel."

Er ließ den Blick verlangend auf dem Leckerbissen ruhen, meinte aber schließlich: „Nä, ich muß damit die Gäns' hüten. Aber ich werd' dir eben so 'ne machen."

„Kannst du das selber?" fragte ich voll Bewunderung.

„Ach, das is gar nischt", lachte er wegwerfend, „ich kann auch Flöten machen und tanzende Männer."

Ich fühlte mich so gänzlich hingerissen, daß ich ihm ohne weitere Umstände die Honigsemmel übergab. Er biß sofort hinein und trieb, ohne mich weiter eines Blickes zu würdigen, sein gefiedertes Volk von hinnen.

Mit neiderfülltem Herzen schaute ich ihm nach. Er durfte Gänse hüten, ich aber mußte hinauf zu Mademoiselle, französische Vokabeln lernen. Ja, das Glück ist ungerecht verteilt auf dieser Welt, dachte ich mir.

Am Abend brachte er mir die versprochene Gerte, die noch schöner war, als ich mir in meinen kühnsten Träumen ausgemalt hatte. Sie wies nicht allein die weißen Ringe auf, die mich an ihrem Vorbild so sehr entzückt hatten, sie trug auch noch an ihrem dicken Ende einen kugelrunden Knopf, auf dem

durch zwei Punkte, einen Längs- und einen Querstrich ein menschliches Antlitz — ob meines oder seines, das wagte ich nicht zu entscheiden — künstlerisch dargestellt war. Oh, ich Glückliche!

Seitdem waren wir Freunde. Ich teilte mit ihm die Leckerbissen, die mir, dem Nesthäkchen, von allen Seiten in den Schoß fielen. Er widmete mir dafür die Kunstwerke, die seine flinken Finger geschaffen hatten: Flöten, Kästchen, Häuser, Puppengeräte und vor allem seine berühmten „tanzenden Männer", mit denen ich alsbald der Schrecken sämtlicher Hausgenossen wurde.

Hinter dem Gänsestalle fanden unsere allabendlichen Begegnungen statt, bei denen wir unsere Gaben austauschten. Den ganzen Tag über freute ich mich darauf und beschäftigte mich mit meinem jungen Helden. Ich sah ihn auf der sonnigen Heide im Grase liegen und seine Flöten blasen, während ich mich mit scheußlichen Vokabeln abmarterte, und immer stärker und stärker wurde die Sehnsucht in mir, jenes Glückes, das sich Gänsehüten nennt, teilhaftig zu werden.

Als ich ihm von meinen Gefühlen Kunde gab, lachte er laut und sagte: „Warum kommste nich mit?"

Das gab den Ausschlag, und ohne weiteres Besinnen erwiderte ich: „Morgen komm' ich!"

„Aber vergiß nich, zu essen mitzubringen", ermahnte mich mein Freund. — — —

Das Glück war mir günstig. Mademoiselle hatte gerade zur rechten Zeit ihre Migräne bekommen und ließ die Stunde absagen. Fiebernd vor Freude und Angst saß ich am Kaffeetische und wartete, daß er vorüberkäme. Meine Taschen waren vollgepfropft mit Naschwerk aller Art, das ich mir von der Mamsell zusammengebettelt hatte, und neben mir lag die Gerte, die ich heute in treuer Pflichterfüllung zu schwingen gedachte.

Da kam er angezogen! Pfiffig blinzelten seine Augen mir zu, während er sein „Goode Morche ooch" zu uns heraufbrüllte, und sobald ich mich ohne Aufsehen entfernen konnte, war ich hinter ihm her.

„Was haste mit?" war seine erste Frage. „Zwei Pfefferkuchen, drei Butterschnitten mit Zervelatwurst, eine Sar-

dellensemmel und ein Stück Stachelbeertorte", sagte ich, indem ich meine Herrlichkeiten auskramte. Er begann sofort zu essen, während ich stolz und mit mühsam unterdrücktem Jubel die Gänse vor uns hertrieb.

Von dem Föhrenwalde, dessen vorderer Teil mir von meinen Spaziergängen her noch einigermaßen vertraut war, gerieten wir in immer unbekanntere Gegenden. Krüppelhaftes Unterholz erhob sich zu beiden Seiten des Weges, ein unheimliches Dickicht bildend, bis plötzlich die weite, endlose Heide sich vor meinen Blicken auftat.

Ach, war das schön, war das schön! So weit das Auge reichte — ein Meer von Gras und bunten Blumen! Wie erstarrte Wellen zogen sich rasenbewachsene Maulwurfshügel in langen Reihen dahin. Die heiße Luft zitterte. Sie tanzte gleichsam auf der luftigen Heide. Summende Bienen machten die Musik dazu, und hoch am dunkelblauen Himmel stand die goldene Sonne.

Am Waldrande lag ein Sumpf mit kleinen Tümpeln, in denen ein graugelbes, dickliches Wasser schimmerte.

Entenflott schwamm darauf, und ringsum in dem Erdreich, welches so feucht war, daß große Wasserblasen zwischen den Gräsern hervorquollen, waren Tausende von zarten Gänsefußspuren zu sehen, so daß das ganze Terrain einem in Facetten gemusterten Teppich ähnelte.

Hier war das Paradies der Herde. Hier machten wir halt, und während die Gänse sich behaglich in den Tümpeln sielten, jagten wir uns jubelnd auf der Heide herum, fingen gelbe Schmetterlinge und pflückten blaue Beeren.

Dann spielten wir Mann und Frau. „Elise", die zahmste der Gänse, war unser Kind. Wir hatten das arme Tier schon beinahe zuschanden geküßt und geprügelt, als es ihm nach unerhörten Anstrengungen gelang, sich aus unseren Händen zu befreien. — Hierauf bereitete ich meinem Gatten das Essen. Ich band meine weiße Schürze ab, legte sie als Tischtuch über den Rasen und gruppierte darauf die Reste der mitgebrachten Speisen. Er setzte sich würdevoll nieder, und ich geriet vor Freude schier aus dem Häuschen, als ich sah, mit welcher Geschwindigkeit er alles vertilgte.

Die Stunden verrannen wie im Traum. Höher und höher

stieg die Sonne, bis ihre glühenden Strahlen senkrecht auf uns niederbrannten. In meinem Kopfe begann es zu rumoren, ein dumpfes Gefühl der Ermattung bemächtigte sich meiner. Auch verspürte ich erklecklichen Hunger, aber daran hatte mein Gatte nicht gedacht. Mein Gaumen war trocken, meine Lippen fieberten. Um sie zu kühlen, pflückte ich die feuchten Gräser ab und preßte sie gegen meinen Mund.

Plötzlich ertönte über den Wald her aus weiter, weiter Ferne Glockengeläute. Ich wußte wohl, was es bedeutete. Es war das Mittagsignal, das auch mich zu Tische rief. Und wenn man mich vermißte — o Gott, was würde nun aus mir werden!

Ich warf mich auf den Rasen und fing bitterlich zu weinen an, während mein Gefährte in der Absicht, mich zu trösten, mir mit seinen rauhen Händen über Gesicht und Nacken fuhr.

Dann plötzlich sprang ich auf und jagte wie von Furien gepeitscht dem Walde zu. Wohl zwei Stunden irrte ich weinend in dem Dickicht umher, dann vernahm ich Stimmen, die meinen Namen riefen, und zwei Minuten später lag ich in meines Bruders Armen.

Am nächsten Morgen erschien mein armer Freund als Ver- und Entführer vor dem hochnotpeinlichen Tribunal der Gutsherrschaft. Er schien es als selbstverständlich zu betrachten, daß er den Prügeljungen darzustellen habe, machte nicht den mindesten Versuch, die Schuld von sich abzuwälzen, und nahm die Züchtigung, die ihm mein Bruder verabfolgte, mit größter Seelenruhe in Empfang. Dann scheuerte er an dem Pfosten der Veranda wehmütig lächelnd den schmerzenden Rücken und suchte schleunigst das Weite, während ich mich laut schluchzend am Erdboden wälzte.

Seit diesem Tage liebte ich ihn. Ich ersann tausend Schliche und Ränke, um heimlich mit ihm zusammenzukommen. Ich naschte wie eine Elster, damit er sich an den Früchten meines Diebstahls erlaben könne. Ich erdrückte ihn fast unter dem Schwall meiner Zärtlichkeiten, mit denen ich jene fürchterlichen Reitpeitschenhiebe ungeschehen zu machen suchte.

Er ließ meine Liebe ruhig über sich ergehen und vergalt sie mir durch rührende Anhänglichkeit und einen gesunden Appetit.

Ein halbes Jahr später trennte uns das Schicksal.

Meiner armen Mama, die sich schon lange leidend gefühlt hatte, wurde von den Ärzten die Übersiedlung nach dem Süder anempfohlen. Sie legte das Gut gänzlich in meines Bruders Hände und zog nach der Riviera. Ich begleitete sie.

*

Neun Jahre sollten vergehen, ehe ich in meine Heimat zurückkehrte. Trauriger, als ich je geahnt hatte, war das Wiedersehen. In Berlin, wo ich seit dem Tode meiner Mutter lebte, hatte der Typhus mich ereilt, der mich für viele Wochen auf das Krankenlager warf. Zwar hatte ärztliche Kunst mich dem Tode abgerungen, aber aus dem blühenden jungen Mädchen war ein bleicher, kraftloser Schatten geworden. Mein Arzt verordnete mir zur Stärkung Landluft und Fichtennadelbäder, und so wurde ich denn auf die Eisenbahn gepackt und nach der Heimat transportiert.

Ich muß einen ziemlich bejammernswerten Anblick geboten haben, denn als ich daheim aus dem Wagen gehoben wurde, sah ich in den Augen der alten Instleute die hellen Tränen stehen.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, sich nach langen Irrfahrten wieder einmal daheim zu wissen, zumal, wenn man so schwere Leidenszeiten überstanden hat. Eine seltsame Weichheit des Empfindens übermannt das Gemüt; man versucht, auszulöschen, was die fremde Welt einem an Lust und Leid geboten hat; man versucht aufs neue, Kind zu werden und lang verschollenen Zauber aus dem Grabe heraufzubeschwören.

Während ich im Lehnstuhl lag und den matten Blick über die Fluren der Heimat schweifen ließ, wurde ein Schatten nach dem andern wieder lebendig, und als erster in der bunten Schar stand — mein lieber, blondköpfiger Gänsehirt.

„Was mag aus ihm geworden sein?“ — Ich fragte meinen Bruder und erhielt die freudige Nachricht, daß er zu einem schmucken jungen Mann herangewachsen sei und seinen alten Vater, den Schmied, schon wacker ersetzen könne.

Ich fühlte, wie das Herz mir klopfte. Wohl versuchte ich,

mich ob meiner Torheit auszuschelten, aber es wollte mir nur schlecht gelingen. Die alten, lieben Erinnerungen ließen sich nicht abweisen; schließlich gab ich mich willig darein und malte mir das Bild des Wiedersehens mit aller Farbenpracht märchenhafter Romantik.

Wenige Tage nach meiner Ankunft durfte ich meine erste Spazierfahrt machen, das heißt ich wurde in einen Wagen gehoben und draußen im Walde an einem luftstillen Plätzchen in das weiche Moos gelegt.

Ich hatte die Stelle mit Absicht gutgeheißen, denn sie bot die Aussicht auf die Schmiede, in welcher der Gespiele meiner Jugend hauste.

Mein Bruder wollte bei mir bleiben, aber ich bat ihn dringend, sich in seinen Geschäften nicht stören zu lassen, das kleine Mädchen, das mich zu meiner Bedienung begleitete, reiche vollkommen aus, um mich vor Überfällen zu schützen.

Und wer sollte auch hier im friedlichen Heimatwalde über mich herfallen?

So fuhr er denn mit dem Kutscher zum Gute zurück, nachdem er versprochen hatte, mich innerhalb zweier Stunden abzuholen.

Dann schickte ich sogar auch meine kleine Begleiterin fort. Sie dürfe sich Erdbeeren suchen, möge aber in meiner Nähe bleiben. Jubelnd sprang sie von dannen.

Ich war allein. Gott sei Dank! Nun konnte ich träumen nach Herzenslust. Die Föhren rauschten über mir, und von der Schmiede her erscholl das dumpfe Dröhnen des Hammers. Hellauf blitzte das Feuer der Esse, und von Zeit zu Zeit glitt eine dunkle Gestalt daran vorüber. Das mußte er sein.

Ich konnte nicht müde werden, den Bewegungen seiner Arme zu folgen. Ich bewunderte seine Kraft und zitterte für ihn, wenn rings um seinen Leib die glühenden Eisensplitter spritzten.

Die Stunden vergingen. Mitten in meinen träumerischen Beobachtungen überraschte mich mein Bruder, der mich abholen kam.

„Nun, ist die Zeit dir lang geworden?“ fragte er scherzend.

Ich schüttelte lächelnd den Kopf und versuchte, mich ein wenig zu erheben, aber kraftlos sank ich wieder zurück.

„Ich habe den Kutscher zu Hause gelassen", sagte er nachdenklich, „weil ich glaubte, dich allein in den Wagen tragen zu können, aber der Sitz ist hoch, und ohne dir wehe zu tun, würd' ich dich wohl kaum hinaufspedieren. — Du, Grete", wandte er sich zu dem Mädchen, das sich beim Nahen des Wagens schleunigst wieder eingefunden hatte, „lauf mal zum Schmied — dem jungen, du weißt — und sag ihm, er soll mir helfen kommen."

Damit warf er ein kleines Geldstück auf die Erde, das die Kleine freudestrahlend aufraffte, ehe sie von dannen lief.

Ich fühlte, wie mir das Blut heiß in die Wangen stieg. Ich sollte ihn wiedersehen — hier auf der Stelle! — Er sollte Samariterdienst an mir verrichten!

Die Hand auf das hochklopfende Herz gepreßt, saß ich und wartete, bis — bis — — —

Ja, da war er! Wie stark, wie schön er geworden ist! Blondes, buschiges Haar umweht das rauchgeschwärzte Gesicht, und um das kräftige Kinn rankt sich ein üppig sprossender, weicher Flaum. So muß Jung-Siegfried ausgesehen haben, als er beim bösen Mime in der Lehre war.

Linkisch greift er nach seiner kleinen Mütze, die ihm so keck im Nacken sitzt, ich aber reiche ihm lächelnd die Hand und frage: „Wie geht's?"

„Wie soll's gehen? Gut!" erwidert er mit verlegenem Lachen und wischt die berußten Finger umständlich an seinem Schurzfell ab, ehe er in meine dargebotene Rechte einschlägt.

„Hilf mir das gnädige Fräulein in den Wagen heben!" sagt mein Bruder.

Er wischt sich die Hände noch einmal, faßt mich dann — nicht eben sanft — unter die Achseln, mein Bruder hebt meine Füße, und im nächsten Augenblicke liege ich in den Polstern des Wagens.

„Danke, danke!" sag' ich und nick' ihm lächelnd zu.

Er steht an dem Wagenschlage, dreht die Mütze verlegen in der Hand und sieht bald mich, bald meinen Bruder mit ungewissen Blicken an.

Er hat noch etwas auf dem Herzen, sag' ich mir. Wie könnt's auch anders sein? Bei meinem Anblick sind alte Erinnerungen in ihm erwacht — er will mit mir reden von den glückseligen

Zeiten, als wir in Kinderunschuld zusammen Gänse hüteten. Doch er traut sich's nicht. — Die Gegenwart seines Herrn — — man muß ihm ein wenig zu Hilfe kommen.

„Nun, woran denken Sie noch?" sag' ich, indem ich ihm so recht freundlich und ermutigend in die Augen schaue.

Daraufhin kehrt mein Bruder, der sich mit den Pferden beschäftigt hat, nach ihm um und sieht ihm ins Gesicht.

„Ach so! Du willst dein Trinkgeld!" sagt er und greift in die Tasche.

Mir ist, als habe mir jemand einen Peitschenhieb versetzt. „Um Gottes willen, Max!" stammle ich und fühle dabei, wie es mich heiß und kalt überläuft.

Mein Bruder aber hört mich nicht und reicht ihm — wahrhaftig, er wagt's! — und reicht ihm — ein Markstück.

Schon seh' ich's lebendig vor mir, wie mein Jugendfreund ihm die Münze ins Gesicht schleudert. Ich raffe mich mit Gewalt empor und strecke die Hände aus, um allem Unheil vorzubeugen — aber was ist das? — Nein, es ist nicht möglich, und doch, doch seh' ich's mit diesen meinen Augen: er nimmt das Geldstück — er sagt: „Dank schön" — er macht einen Bückling — er geht! — — —

Und ich? Ich starr' ihm nach wie einem bösen Gespenste, dann sink' ich matt aufseufzend in die Polster zurück.

So, mein Freund, hab' ich Abschied genommen von meinem Jugendtraum.

Miks Bumbullis

1

Der Grigas und die Eve waren zum Johannisfeuer gegangen, hatten sich dann beim Heimweg irgendwo im Gebüsch noch aufgehalten, wie das junger Menschenkinder gutes Recht ist, und als sie sich dem Försterhause näherten, verschämt und verstohlen, da war es fast schon heller Tag.

Der Grigas bemerkte als erster, daß die Lampe im Wohnzimmer des Herrn noch brannte. Er winkte der Eve rasch, sich von hinten herum ins Haus zu schleichen, und tat so, als sei er schon bei der Arbeit. Er machte sich an dem Holzlager zu schaffen und warf mit großem Gepolter etliche Erlenkloben zwecklos übereinander.

Damit begehrte er die Aufmerksamkeit des alten Hegemeisters auf sich zu lenken und der Eve den heimlichen Wiedereintritt zu erleichtern.

Aber der Anruf des strengen Brotherrn, den er erwartet hatte, blieb aus.

Wird wohl auf dem Sofa eingeschlafen sein, dachte er und setzte erleichtert die Pfeife in Brand.

Aber da sah er, wie vom Giebelende her die Eve mit heftigen Gebärden nach ihm zu rufen schien. Er begab sich vorsichtig in ihre Nähe und erfuhr zu seinem lebhaften Erstaunen, daß sie beim Nachsehen das Bettchen der kleinen Anikke leer gefunden habe.

Anikke war das vierjährige Kind eines weitläufigen Neffen, das der Alte zu sich genommen hatte, seit der Vater verschollen und die Mutter aus Gram darüber dem Lungenhusten erlegen war. Als erster Gedanke stieg dem Grigas auf, daß nur eine der Laumen die Anikke entführt haben könne. Denn daß diese Feen sich mit dem Wegnehmen und Auswechseln von Kindern befassen, auch lange nachdem sie getauft sind, das weiß ja selbst der Dümmste.

Aber Eve, die sonst immer seiner Meinung war, wollte ihm nicht recht geben. Die brennende Lampe — und die Stille im Haus —, und dazu kam noch eins, was sie vorhin beim Näher-

kommen bemerkt haben wollte: das Fenster war geschlossen gewesen, aber in einer der Rauten hatten die Scherben gehangen.

So faßte er sich denn ein Herz und machte sich dicht vor der erleuchteten Stube zu schaffen.

Und beim Hineinschielen — was sah er da? Der alte Wickelbart lag auf dem Boden in seinem Blute, und in dem seitlich ausgestreckten Arme schlief das Kind.

Weinen und Wehklagen machen keinen Totgeschossenen wieder lebendig. Sie wußten auch gleich, wer's getan hatte: „Miks Bumbullis", sagten sie fast in einem Atemzuge.

Der Miks Bumbullis war nämlich vor zwei Tagen von dem alten Hegemeister abgefaßt worden, wie er gerade ein frisch erlegtes Reh ausnahm und dazu ein „Tewe musso" betete. Denn das Vaterunser ist immer gut gegen das Abgefaßtwerden. Aber diesmal hatte es dem Miks nichts geholfen. Er hatte sogar noch seine Flinte hergeben müssen, und wenn der Alte ihn nicht gefangen mit sich führte, so geschah es nur darum, weil er genau wußte, daß sein Gefangener ihn während des Weges trotz seiner Schußwaffe überwältigen würde.

Und nun hatte er doch daran glauben müssen. Denn mit dem Miks Bumbullis war nicht zu spaßen. Wo man nachts beladen über die Grenze ging, wo dem Zamaiten das Fuhrwerk ausgespannt wurde, wo man dem Juden den Schnaps auf die Straße goß — der Miks war überall dabei. Nun gar das verdammte Wilddieben!

Und er hätte es so gut haben können! Die Wirtstöchter weit und breit waren nach ihm aus. Auch eine junge Witfrau sogar! Und was für eine! Mit einem Hof von hundertzwanzig Morgen. — Die hatte schon zweimal den Vermittler zu ihm geschickt.

Aber er? Nun, da sah man's ja.

Der Grigas und die Eve hoben das Kind aus dem starr gewordenen Arm, und als sie ihm das blutige und tränennasse Hemdchen vom Leibe zogen, da wachte es nicht einmal auf.

Nun lag es zwischen den rotbunten Kissen und lächelte wie so ein Engelchen.

Dann wollten sie an die Arbeit gehen, den Leichnam abzuwaschen und auf die Totenbahre zu legen. Da fiel dem Grigas

zur rechten Zeit noch ein, daß man jeden, der eines unnatürlichen Todes gestorben ist, liegen lassen muß, wie er gefunden wurde, bis die Herren vom Gericht dagewesen sind. Und so geschah es auch.

2

Der Miks Bumbullis war bald gefunden. Er trieb sich in den Krügen umher und erklärte in seiner Betrunkenheit jedem, der es wissen wollte, er sei von dem Hegemeister beklappt worden. Darum müsse er jetzt auf ein paar Jahr in die Kaluse. Aber von dem Morde wußte er nichts.

Dem Gendarm, der ihm Handschellen anlegte, streckte er die Zunge aus und bestand darauf, daß der Krüger sich das Geld für die Zeche selber aus der Hosentasche hole, denn er müsse die kostbaren Armbänder schonen, die der Staat ihm geschenkt habe.

Ein strammer, gedrungener Kerl war er mit einem blonden Unschuldsgesicht. Trug das Haar noch von der Soldatenzeit her glatt an der Seite gescheitelt und sah mit großen, ausgeblaßten Augen gelassen in die Runde.

Sein erstes Verhör verlief wesentlich anders, als der Untersuchungsrichter erwartet hatte. Der alte Hegemeister habe es zwar schon lange auf ihn abgesehen gehabt, im Walde Mann gegen Mann würde er auch sicherlich auf ihn abgedrückt haben, das hätte die Ehre von ihm gefordert; den Schuß durchs Fenster aber habe ein anderer getan.

Soweit war alles in Ordnung.

Wo er sich denn in der Mordnacht aufgehalten habe?

Und nun kam die merkwürdige Wendung.

Er sei irgendwo eingestiegen, sich eine neue Flinte zu beschaffen. Wo, sage er nicht.

Was er denn mit der Flinte habe anfangen wollen, da er doch sicher gewesen sei, alsbald verhaftet zu werden?

Er habe über die Grenze gehen wollen, und da drüben müsse man immer was in der Hand haben.

Der Untersuchungsrichter legte ihm ans Herz, daß, wenn er nicht angeben wolle, wo er den Einbruch verübt habe, sein Kopf sich schon als abgetan betrachten könne. Aber auch das half nichts.

Noch an demselben Tage wurde er zwischen zwei Gendarmen auf einen Bretterwagen gesetzt und die zwei Meilen weit zur Mordstätte gefahren. Das Publikum in Heydekrug sammelte sich am Wege und starrte ihn an. Das schien ihm großen Spaß zu machen.

Grigas und Eve empfingen die Gerichtskommission mit der dienstfertigen Würde des guten Gewissens, die heftig in Verlegenheit umschlug, als ihnen die näheren Umstände der frühmorgendlichen Heimkunft abgefragt wurden.

Der Tatbestand war klar. Der Bruch der Fensterscheibe schien auf einen Schrotschuß hinzuweisen, obwohl nur eine Wunde — dicht über dem Herzen — sich vorfand. Genaueres festzustellen, blieb der Leichenöffnung vorbehalten. Fußspuren ließen sich nicht entdecken.

Als Miks Bumbullis vor die Leiche geführt wurde, tasteten ein halbes Dutzend Augenpaare gierig nach seinem Angesicht. Der große Augenblick, der so manches Geständnis aus der Seele reißt, verging ungenutzt. Ruhevoll — ein wenig neugierig fast — blickte Miks auf den liegenden Körper nieder und sah sich dann, als suche er irgend etwas, in der Stube um.

Die üblichen Vorhaltungen, die der Dolmetsch, ein kluger, kleiner Mann, der in der Seele des fremden Volkes zu lesen gewohnt war, noch eindrucksvoller übersetzte, verhallten ungehört.

„Ich weiß von rein gar nuscht", blieb die einzige Antwort.

Nur als hierauf die kleine Anikke weinend hereingeführt wurde, flog ein Schein wie von plötzlicher Ermüdung über die gestrafften Züge — einen Augenblick nur —, dann war er wieder der alte.

Aus dem Kinde ließ sich, wie natürlich, vor den fremden Männern nichts herausbringen. Eve trat für sie ein und berichtete, was sie im Zwiegespräch ausgeplaudert hatte.

Weil Eve nicht dagewesen sei, habe sie vor Angst nicht einschlafen können und immerzu geweint. Da sei der Großvater gekommen, habe sie aus dem Bettchen genommen und zu sich aufs Knie gesetzt. Mit einmal habe es draußen geknallt, der Großvater sei aufgesprungen, und dann habe er sich auf die Erde gelegt und sei eingeschlafen. Und dann sei auch sie eingeschlafen.

Der Untersuchungsrichter wandte sich an Miks.

„Als Sie auf den Hegemeister anlegten und das Kind auf seinem Schoß sitzen sahen, schlug Ihnen da nicht das Gewissen, daß Sie statt seiner das unschuldige Wesen treffen könnten?"

„Ich weiß von rein gar nuscht", war wie immer die Antwort. Aber etwas wie ein Schlucken oder Schluchzen lag darin. Und als das Kind hinausgeführt wurde, sah er ihm mit einem Blick nach wie der Hund nach der Wurst.

Am nächsten Tag bequemte sich Miks zu dem Geständnis, wo er in der Johannisnacht eingebrochen war. Sonderbarerweise hatte er sich den Hof jener Witfrau ausgesucht, die seit eineinhalb Jahren auf ihn Jagd machte. Er habe gehört, daß ihr verstorbener Mann im Besitz einer Flinte gewesen sei, und die habe er sich holen wollen. Es sei aber nichts zu finden gewesen.

Woher er das Haus so genau kenne, daß er den Einbruch mit Aussicht auf Erfolg habe unternehmen können?

Darauf blieb er die Antwort schuldig.

3

Nun trat — vorgeladen — Frau Alute Lampsatis in die Erscheinung. Eine hübsche Dreißigerin mit breit ausladenden Hüften und einem sorgfältig weggeschnürten Busen. In dem roten, fleischigen Gesicht saß ein Paar unruhig sinnlicher Augen, und unter dem zurückgeschlagenen Kopftuche glitzerte eine Art von Schuhschnalle hervor, obwohl das reiche rotblonde Haar keines Schmuckes bedurfte.

In gebrochenem Deutsch, doch mit großem Wortschwall versicherte sie, sie sei eine anständige Besitzerin, und niemand könne ihr etwas Schlechtes nachsagen.

Darauf komme es hier gar nicht an, belehrte sie der Richter. Sie habe nur zu bezeugen, ob sie in der Johannisnacht oder nachher etwas von einem bei ihr verübten Einbruche bemerkt habe.

Aber sie blieb dabei, sie sei eine anständige Besitzerin, und niemand könne ihr etwas Schlechtes nachsagen.

Der Richter wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er

den Dolmetsch holen ließ, der sie in ihrer Muttersprache so kräftig anschrie, daß ihr die Lust zu Ausflüchten verging.

Sie selbst habe zwar geschlafen, aber ihre Nichte — die Madlyne —, als die vom Johannisfeuer gekommen sei, da habe sie einen Mann aus dem Fenster der Klete steigen sehen, der in der Richtung nach dem Walde verschwunden sei.

Der Richter und der Dolmetsch lächelten sich an. Sie glaubten den Schlüssel zu den Aussagen der ehrbaren Witwe gefunden zu haben.

Es traf sich gut, daß Frau Alute ihre Nichte gleich mitgebracht hatte. Sie wurde heraufgeholt und stellte sich als ein achtzehnjähriges Püppchen dar mit wasserhellen Augen und einem Kirschenmund. Sie war im Sonntagsstaat, trug eine grünseidene Schürze über der selbstgewebten Marginne und blütenweiße Hemdärmel, die aus dem reichgestickten Mieder hervorquollen. Ein Bauernmädchen wie aus der Operette.

Mit ihr war nicht schwer zu verhandeln, denn sie sprach ein ausgezeichnetes Deutsch, gab kurze, klare Antworten und konnte auf der Stelle vereidigt werden.

Sie war — gleich Grigas und Eve — gegen Morgen vom Johannisfeuer gekommen —

„Allein?"

Sie senkte schämig die langwimprigen Lider.

„Ganz allein."

— da habe sie schon von weitem den Hund bellen hören und sich darum hinter dem Zaun versteckt gehalten. Und da sei auch richtig ein Mann aus dem Fenster der „Kleinen Stube" gestiegen.

„Ich denke, der Mann kam aus der Klete?" fragte der Richter.

Die Klete — der Raum, in dem die haltbaren Vorräte aufbewahrt werden — pflegt sich in älteren Wirtschaften unter einem gesonderten Dache zu befinden.

„Ak nei, ak nei", versicherte Madlyne, und vor lauter Bekenntniseifer schoß ihr das Blut in das Wachspuppengesicht. „Akkrat aus der Stubele is er gekommen, das kann ich beschwören."

„Und wo schläft deine Tante, Madlyne?"

„Die schläft in der Stuba — der Großen Stube —, das kann ich beschwören."

Die Große und die Kleine Stube liegen stets auf derselben Seite des Hausflurs und sind durch eine Tür verbunden.

Der Richter und der Dolmetsch lächelten sich abermals an.

Madlyne wurde hinausgeschickt und statt ihrer Frau Alute wieder hereingerufen.

Nachdem der Richter ihr durch den Dolmetsch die schwerwiegenden Folgen eines etwaigen Meineides hatte ausmalen lassen, stellte er den Widerspruch klar, der zwischen der heutigen Aussage Madlynens und dem, was sie von ihr erfahren haben wollte, bestand.

Frau Alute behauptete abermals, sie sei eine anständige Besitzerin, und niemand könne ihr etwas Schlechtes nachsagen. Dabei blieb sie jetzt auch der Beredsamkeit des Dolmetsch gegenüber, der ihr sämtliche Höllenstrafen der Reihe nach vorführte.

Der Richter glaubte, weil er Madlynens Umfall fürchtete, auf eine Gegenüberstellung der beiden Verwandten verzichten zu sollen, und beschränkte sich darauf, das Motiv des angeblichen Einbruchs der Klärung näherzubringen.

Ob sie eine Flinte im Hause habe.

Sie verneinte heftig.

Oder gehabt habe.

Auch das nicht. Zu Lebzeiten ihres Mannes sei wohl ein Schießgewehr dagewesen, womit der Selige die Karekles — die jungen Krähen — von den Fichten heruntergeholt habe, aber als er dann krank geworden sei, habe er es eines Tages an den Juden verkauft.

„An welchen Juden?"

Das konnte sie natürlich nicht wissen. „Der Jude ist der Jude, und einer sieht aus wie der andere."

Der Richter, der bisher den Kern der Angelegenheit sorgsam umgangen hatte, hielt den Augenblick für gekommen, den Namen des Beschuldigten ins Treffen zu führen.

Ob sie den Miks Bumbullis kenne.

Sie zeigte sich nicht im mindesten bestürzt oder auch nur befangen.

Wie sollte sie den Miks Bumbullis nicht kennen. Er war ja mit ihrem seligen Mann immer zusammen über die Grenze gegangen.

Der Dolmetsch sah den Richter verstehend an. Schmuggeln taten sie in den Grenzdörfern alle, und bewaffnet waren sie gelegentlich auch. Der Miks konnte sich also wohl der Flinte erinnert haben, die sein ehemaliger Kumpan mit sich geführt hatte. Wenn er von ihrem Verkauf nichts wußte, durfte er mit etlichem Recht annehmen, daß sie noch unbenutzt herumstand.

Ob der Miks Bumbullis bereits in ihrem Hause gewesen sei.

Aber ja doch. Er habe manches schöne Mal den seligen Mann des Abends abgeholt.

„Wozu abgeholt?"

„Nun, über die Grenze zu gehen."

Ob sie noch wisse, wo der selige Mann damals die Flinte aufbewahrt habe.

Sie stutzte und besann sich, als wittere sie den heimlichen Zusammenhang der scheinbar ziellos durcheinanderschwirrenden Fragen.

Und dann fing sie an zu wehklagen und zog sich auf die Plattform der anständigen Besitzerin zurück, der man nichts Schlechtes nachsagen könne.

Von diesem Augenblick an war nichts mehr aus ihr herauszuholen. Auf ihre Vereidigung wurde verzichtet.

4

Die Verhandlung vor dem Schwurgericht kam heran. Eine große Zeugenschar war aufgeboten. Das Bild des erschossenen Hegemeisters entwickelte sich als das eines rücksichtslos strengen Verfolgers, dem schon viele Rache geschworen hatten und dem es nie in den Sinn gekommen war, selbst harmlose Gelegenheitswilderer zu verschonen. So war zum Beispiel, wie sich zufällig herausstellte, auch der selige Mann der Frau Lampsatis durch ihn ins Gefängnis geraten. Der hatte also, wie es schien, seine Flinte nicht bloß zum Krähenschießen benutzt.

Jedenfalls ließ die Wahrscheinlichkeit sich nicht übersehen, daß, wenn Miks ein leidliches Alibi beibringen konnte, statt seiner ein anderer als Täter in Frage kam.

Er saß in seinem Sonntagsstaat schweigsam und häufig teil-

nahmlos auf der Armsünderbank. Weniger in seinen rosig gebliebenen Zügen als in den blaß hinstarrenden Augen malte sich die geistige Übermüdung, die diese des scharfen Denkens ungewohnten Naturkinder oft überfällt, wenn sie ihr Schicksal dem Spiel und Widerspiel der Zeugenschaften anheimgegeben sehen.

Frau Alute, unter deren Kopftuch sich heute keine Schuhschnalle hervorschob, war wieder ganz gekränkte Unschuld, und Madlynens wippende Appetitlichkeit erregte ein wohlgefälliges Schmunzeln selbst bei den Greisen der Geschworenenbank.

Zwischen den Aussagen der beiden Frauensleute ließ sich auch heute keine Einigung erzielen. Alute erinnerte sich aufs bestimmteste, daß ihre Nichte ihr am Morgen nach dem Einbruch erzählt hatte, der Mann, den sie gesehen habe, sei aus der Klete gekommen, und Madlyne behauptete, daß sie so etwas nie gesagt haben könne, denn es wäre ja nicht die Wahrheit gewesen.

Miks Bumbullis beschrieb nun selber den Weg, den er genommen haben wollte. Er habe die unverschlossene Haustür geöffnet, habe sich in die Große Stube hineingetastet —

In der Großen Stube schlief Frau Alute! Sie hätte bei seinem Kommen erwachen müssen!

Sie sei eben nicht erwacht. Dann habe er sich in die Kleine Stube geschlichen, habe Wände und Winkel abgetastet und sei schließlich, als das Gewehr nirgends zu finden gewesen, zum Fenster hinausgeklettert.

Warum er nicht den bequemeren Rückweg durch Große Stube und Hausflur gewählt habe.

Frau Alute habe sich in ihrem Bette gerührt.

Das klang einigermaßen glaubhaft und stimmte mit Madlynens Aussage überein. Aber der Widerspruch zwischen dem, was sie ihrer Tante erzählt haben sollte und ihrer beschworenen Aussage klaffte noch immer. Und dann war auch noch der Vermittler da, der bezeugt hatte, daß er in Frau Alutes Auftrag zweimal bei Miks gewesen war, ihm ihre Hand anzubieten.

Wie dem auch sein mochte, Frau Alute mußte vereidigt werden. Sie wurde noch einmal ausdrücklich ermahnt und streckte bereits die Schwurfinger in die Höhe, da geschah das

Unerwartete, daß Miks in die Eidesworte hineinzusprechen anfing.

Der Präsident herrschte ihn an, aber er sprach weiter. Schwerfällig, tropfenweise fielen die litauischen Worte aus seinem Munde.

Frau Alute horchte hoch auf und — brach dann weinend zusammen.

Was er ihr gesagt hatte, wurde verdolmetscht und lautete: „Ich habe dir zwar bei Gott und bei deinem Mann geschworen, auch vor Gericht nichts davon zu sagen, aber es ist doch besser, daß du deine Seele nicht mit einem Meineide beschwerst und mich aufs Schafott bringen läßt. Drum sage doch lieber die Wahrheit."

Unter Schreien und Händeringen kam, was geschehen war, nunmehr ans Tageslicht.

Alute Lampsatis lag abends halb eingeschlafen in ihrem Bette. Da wurde sie plötzlich durch Männerschritte aufgeschreckt, die im Hausflur näher kamen. Sie wußte, daß Schreien nichts helfen würde, denn Madlyne und die Magd und der Knecht waren zum Johannisfeuer gegangen. Da fing sie zu beten an und erwartete ihr Ende. Aber dann hörte sie plötzlich ihren Namen nennen und erkannte Miksens Stimme. „Geh weg", sagte sie, „wenn ich auch nach dir geschickt habe, ich bin eine anständige Besitzerin, und niemand soll mir was Schlechtes nachsagen können." — „Ich will gar nicht bei dir schlafen", antwortete er, „ich will bloß, daß du mir das Gewehr gibst, das deinem Mann gehört hat, denn der Hegemeister hat mir meines weggenommen." — „Das Gewehr ist nicht mehr da", sagte sie, „und wenn es da wäre, würde ich es dir nicht geben, denn du willst damit bloß den Hegemeister umbringen." Das bestritt er, aber sie glaubte ihm nicht. Und als er sich daraufhin wieder entfernen wollte, sprang sie in ihrer Angst aus dem Bette und verlegte ihm den Weg. Da fühlte er, daß sie im Hemd war, und blieb bei ihr bis an den Morgen.

Die große Spannung löste sich. Die Unschuld Miksens schien erwiesen. Und auch die Frage, warum er, da er doch mit Wissen der Wirtsfrau da war, statt einfach durch die Haustür zu gehen, durch das Kleinestubenfenster geklettert war, wurde nach einigem Zaudern und Drumherumreden hin-

reichend aufgeklärt. Man war des Glaubens gewesen, Madlyne sei inzwischen heimgekommen, und da ihre Kammer auf der anderen Seite des Hauses lag, hätten die Männerschritte im Hausflur ihr nicht entgehen können.

„Das hättet ihr gleich sagen können", meinte der Vorsitzende. Und da auf weitere Zeugenvernehmungen verzichtet wurde, begann der Staatsanwalt gleich seine Rede.

Alles übrige rollte ohne Kampf und Zwischenfälle wie von selber dem Richterspruche zu. Der Losmann Miks Bumbullis wurde von der Anklage des Mordes freigesprochen und wegen Wilderns zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Miks Bumbullis verzog keine Miene. Auch als Frau Alute, die sich inzwischen von ihren Schreikrämpfen erholt hatte, glückwünschend auf ihn zutrat, ging kein Lächeln über sein Gesicht. Sein Blick hing wie erstarrt an einem Platze der Zeugenbank, wo neben Eve, der Magd, schmutzig und abgerissen die kleine Anikke saß, an den grünen Äpfeln nagend, die eine der Dorffrauen ihr geschenkt hatte. Sie war der Vollständigkeit halber mit vorgeladen worden, und Eve hatte für sie ausgesagt.

Als Miks abgeführt werden sollte — an Haftentlassung war natürlich nicht zu denken —, wandte er sich noch einmal nach dem Kinde um, als wollte er irgend etwas zu ihm hinübersagen. Aber der Gerichtsdiener stieß ihn hinaus.

5

Der Grabhügel des alten Hegemeisters begann zu verfallen, denn niemand war da, der sein Andenken hochhielt. Um das Schicksal der kleinen Anikke entspann sich ein Prozeß zwischen dem Forstfiskus und der Gemeinde, der ihr verschollener Vater angehört hatte. Beide wollten die Erziehungspflicht einander in die Schuhe schieben. Und da der Fiskus an allzuviel Gemüt nicht krankt und die Weitläufigkeit der Verwandtschaft zwischen dem Toten und dessen verwaistem Pflegling ihm als ausreichender Grund zustatten kam, so blieb die kleine Anikke als unwillkommener Gast an jener Gemeinde hängen, die ihrerseits froh war, sie für ein kleines Entgelt an den Ort abschieben zu können, an dem sie die letzte Zeit über gehaust hatte.

So wurde sie eines Tages beim Ortsschulzen öffentlich versteigert und kam an den Mindestfordernden, den Häusler Kibelka, einen wenig vertrauenerweckenden Zeitgenossen, der die paar Groschen brauchte, um sie in Branntwein anzulegen.

Wie so ein armes kleines Tierchen, von dem Gott und Menschheit die sorgenden Augen abgewandt haben, in seinem stummen Jammer leidet, das hat noch niemand erkannt und beschrieben, und niemand wird es je erkennen und beschreiben können. Was Hunger und Schmutz, was Prügel und Kälte, was vor allem das Fehlen jedes streichelnden Wortes in der noch nicht erschlossenen Seele ersticken und zerfressen, bis aus dem in unbewußter Zuversicht aufjauchzenden jungen Leben ein scheu zitterndes, in sich verkrochenes, kaum noch des Atmens fähiges Halbdasein geworden ist, das verliert sich in Dunkel und Schweigen. Alljährlich wird ein unermeßlicher Haufe von solchem Menschenkehricht ins Grab geschaufelt, wo es zu seinem Besten hingehört. Und nur wie durch ein Wunder senkt sich bisweilen von der Sonne eine Hand hernieder und hebt eins oder das andere der schon fast abgestorbenen Kümmerlinge zum Licht empor.

Ja, wenn die Sonne nicht wäre! Und der Hofhund allenfalls!

Neben dem Hofhund zu liegen und sich wie er von einem gutgesinnten Mittagssonnenschein sanft anwärmen zu lassen, bleibt schließlich das einzige Glück so eines glücklosen Schattengeschöpfes. — — —

Und plötzlich spitzte der Hofhund die Ohren, sprang anschlagend auf und fegte mit schleppender Kette den Kreis des ihm zugewiesenen Reiches.

Anikke, die allein zu Hause war, sah einen Menschen durch das Hoftor kommen, der sich vorsichtig umsah und dann auf die Hundehütte zuschritt, an der sie sich schutzsuchend festhielt.

Dicht vor den Zähnen des Hundes machte er halt und sagte: „Ist der Wirt zu Hause?“

Anikke wußte wohl, daß alle draußen Kartoffeln gruben, aber um nichts in der Welt hätte sie antworten können.

„Wie heißt du?“ fragte er weiter.

In ihrer Angst hatte sie den eigenen Namen vergessen.

Der Hund belferte dazwischen, und erst, als der fremde

Mensch ihm mit seinem Stock eins überriß, zog er sich heulend gegen die Hütte zurück.

Dann kam der Fremde näher an sie heran, immer den Stock vorhaltend, in den der Hund sich verbiß. Sie wußte nun, daß sie geraubt werden sollte, und fing furchtbar zu weinen an.

Und dann fühlte sie sich am Arm gefaßt und mit jähem Rucke fortgezogen, während der Hund, von einem neuen Schlage getroffen, sich um und um kugelte.

„Wein nicht, wein nicht, ich tu' dir nichts", hörte sie seine Stimme. Denn vor lauter Tränen sah sie nichts mehr. Aber in dieser Stimme klang irgend etwas, dessen sie nicht gewohnt war. Sie hörte zu weinen auf.

„Bist du die Anikke?"

„Ja—a."

„Willst du ein Lakritzenholz haben?"

Lakritzenholz wollte sie gern, denn das aßen die großen Kinder manchmal, wenn die Schule aus war, aber sie bekam natürlich nichts davon ab.

Und dann gab der fremde Mensch ihr aus einer Tüte eine schöne gelbe Stange, in die sie auch gleich hineinbiß, denn sie hatte jetzt kaum noch Angst vor ihm.

Und nun wagte sie ihn sogar anzusehen. Böse sah er nicht aus. Viel guter als der Wirt. Und er roch auch nicht nach Schnaps. Sandfarbiges Haar hatte er und einen ebensolchen Schnurrbart. Und sie wußte jetzt auch, wo sie ihn schon gesehen hatte. Ein großer Saal war es gewesen wie in der Kirche. Aber statt eines Pfarrers im Talar hatte gleich ein ganzer Tisch voll dagesessen.

„Wie alt bist du, Anikke?"

„Ich werd' sieben."

„Gehst du schon in die Schule?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich hab' nichts anzuziehen, sagt die Frau."

Nun blickte er an ihr nieder und betrachtete lange das Lumpengezottel, in das sie notdürftig gehüllt war. Dann fragte er, wo er den Wirt wohl finden könne. Sie zeigte ihm die Richtung des Feldes und geleitete ihn auch ein Stück, denn sie mochte nun gar nicht mehr von ihm gehen.

Als er die Arbeitenden gewahrte, schenkte er ihr die ganze Tüte, die er solange in der Hand gehalten hatte, und sagte: „Versteck's, daß die anderen es dir nicht wegessen."

Damit schickte er sie zurück und schritt in der Kartoffelfurche weiter, bis er auf den Wirt stieß, der mit Weib und drei Kindern kniend nach Kartoffeln wühlte. Und jedes von ihnen schimpfte und stöhnte auf seine Art.

Kibelka erkannte ihn gleich, und den Schmutz von den Hosen abschüttelnd stand er auf, ihm die Hand zu bieten. Denn wenn er auch nicht der Mörder war, so hätte er doch immer der Mörder sein können. Sich mit ihm gut zu stellen, war geraten.

„Du hast es natürlich immer sehr leicht gehabt", sagte er, „denn wen der Staat ernährt, der ist geborgen." Dabei lachte er höhnisch und einschmeichelnd zugleich, und das schwarzstoppelige Maul ging ihm bis an die Ohren.

„Ihr habt es hier um so schwerer", sagte Miks Bumbullis, die Fläche überblickend, die in ihrem dürren Kraut unausgegraben dalag.

Auch das Weib war aufgestanden und wischte sich die Hand an dem sacktuchenen Schurzfell. Sie war eine vermickerte, gelbe Ziege mit scharfen, mitleidlosen Augen. Und die drei Rotznasen gafften.

Die beiden Kibelkas hoben ein Klagelied an. Der nasse September — und schon alles im Faulen — und fremde Hilfe zu teuer.

„Wenn Ihr billige Hilfe braucht", sagte Miks, „ich wüßte wohl eine."

„Wer wird so dumm sein!" lachte der Wirt. „Selbst der Henker läßt sich bezahlen."

„Ich hab' mir einiges gespart", sagte Miks, „und wenn man mir sonst freie Hand läßt, bring' ich noch ab und zu was in die Wirtschaft."

Die beiden sahen sich an. Dann schlugen sie rasch und gierig ein und fragten nicht weiter.

So wurde Miks Bumbullis Knecht bei dem Pfleger Anikkes.

Anfangs schien er sich nicht viel um sie zu kümmern, und es vergingen drei Tage, ehe er sich erkundigte, was das für ein kleines Ungeziefer sei, das da immer im Hause herumkrieche.

Die beiden Kibelkas wollten nicht recht mit der Sprache heraus, denn der Mordverdacht saß ihnen stets in den Gliedern. Aber schließlich erzählten sie doch, wie sie zu dem Kinde gekommen waren und daß sie es eigentlich bloß um Gottes Barmherzigkeit willen bei sich behielten.

Er nahm die Nachricht sehr gleichmütig auf und sagte nur: „Der Vater soll in Amerika sein. Wenn der einmal reich zurückkommt, wird er jeden belohnen, der gut zu dem Kinde gewesen ist."

Das gab den Kibelkas zu denken. Am nächsten Mittag durfte das kleine, bleiche Lumpenbündelchen, das sonst von dem Ofenwinkel her stumm wartend herübersah, mit den Kindern zu Tische sitzen.

Als der Sonnabendabend kam, verschwand Miks Bumbullis und kam am Sonntagvormittag mit einer Flinte wieder, die sehr verrostet und in den Spalten mit Erde verklebt war.

Die Kibelkas fragten nicht, wo er sie hergeholt hatte, und alle standen ringsum und sahen voll Hochachtung zu, wie er mit dem Schraubenschlüssel die Teile auseinandernahm und jeden einzelnen putzte und ölte, bis die Waffe blitzblank und schußbereit wiedererstand.

Und wiederum am Sonntag gab es bei den Kibelkas ein Rehstück zu Mittag, was nicht passiert war, solange die Welt stand. Alle schwelgten, und selbst der Hofhund bekam seinen Knochen.

Die kleine Anikke saß in einem neuen, rotbunten Kleidchen da, das der Miks ihr mitgebracht hatte, wurde von den Hauskindern mit neidischen Liebkosungen versehen und wußte nicht, wie ihr geschah.

„Ich verstehe ja deine Meinung", sagte der Wirt, „aber wenn der Vater nicht aus Amerika kommt, dann hast du dich sehr verrechnet."

„Dann tu' ich's wie ihr um Gottes Lohn", erwiderte Miks, „man muß sich immer ein Beispiel nehmen."

Kibelka lachte geschmeichelt und prostete seinem Knecht zu, denn die Schnapsbuddel saß ihm allzeit locker.

„Nun solltet ihr sie aber auch zur Schule schicken", meinte Miks Bumbullis so nebenbei.

Die Frau hub wie gewöhnlich zu klagen an. Der Gendarm

sei schon zweimal dagewesen, und sie schlafe nicht mehr bei dem Gedanken, man könne schließlich noch Strafe zahlen.

Diese Angst wurde nun überflüssig. Und als Anikke am Montagmorgen die Kinder zur Schule begleiten sollte, fand sich an ihrer Lagerstatt sogar eine Schiefertafel.

6

Der Winter kam. Miks Bumbullis war nun höchst angesehen im Hause. Er pflegte das Pferd blank, er fütterte die Kühe rund, und wenn die Dreschflegel gingen: „Ubags, ubags, ubags" — sein Schlag war immer herauszuhören.

Lohn forderte er nicht, und er hätte auch keinen bekommen, denn der Wirt vertrank jeden Groschen. Dafür sah keiner hin, wenn Miks sich ab und zu in der Morgen- oder der Abenddämmerung hinter der Scheune zu schaffen machte und vorläufig nicht mehr wiederkam.

Den drei Rangen hatte er neue Anzüge geschenkt, so daß sie nun ebenso fein aussahen wie Anikke, und sogar einen Lausekamm brachte er mit, dem einer nach dem anderen standhalten mußte. Kibelka meinte zwar, es sei sündhaft, es den Herrenkindern gleichtun zu wollen, aber schließlich lieh auch er sich den Kamm aus.

Die kleine Anikke ging umher wie im Traum. Die warme Schule — und das reichliche Essen — und fast gar keine Schläge mehr! Wohl bekam sie hie und da noch einen Stirnicksel, aber der tat kaum einmal weh, denn sie fühlte in seliger Geborgenheit, daß einer da war, der sie vor Schlimmerem beschützte.

Hinter dem Miks lief sie her wie ein Hündchen, aber ihm ganz nahe zu kommen wagte sie nicht, denn er ermunterte sie nie.

Bei den Mahlzeiten hing ihr Blick immer an seinem Gesicht, und als sie die Geschichte vom lieben Herrn Jesus lernte, wußte sie sogleich, daß der ebenso ausgesehen hatte wie er.

Eines Abends, als der Kienspan brannte, war er besonders vergnügt und sagte zum Ältesten, dem Jons: „Willst du reiten?" Der wollte natürlich gern, und er nahm ihn auf sein Knie und sang dazu: „Apappa, upappa." Dann kam die Katrike an die Reihe und dann der Jendrys. Und sie stand im Winkel-

chen und dachte, die Tränen verbeißend: Ich bin ja nur das Ziehkind, und darum will er mich nicht.

Aber da sagte er auch schon: „Die Anikke muß auch."

Da kam sie ganz langsam auf ihn zu, denn sie traute sich nicht. Dann, als er sie hochhob, war es ihr, als flöge sie geradeswegs in die Wolken. So gründlich durfte sie nun reiten, daß ihr ganz schwindlig wurde, bis der Jons, abgünstig geworden, einmal über das andere schrie: „Ich will auch solange!"

Diese Augenblicke waren das Schönste, was sie je erlebt hatte, denn daß schon einmal einer dagewesen war, der sie auf dem Schoß gehalten hatte, das war ihr inzwischen aus dem Sinne verschwunden. Nur eines langen weißen Bartes erinnerte sie sich noch, aber sie glaubte, das sei der Weihnachtsmann gewesen, von dem der Lehrer erzählte.

Es war nun inzwischen sehr kalt geworden, und wenn man, gegen den Schneesturm laufend, bis zu der weitabgelegenen Schule mußte, kostete das manche Träne. Aber der gute Miks hatte Fausthandschuhe gekauft und eine wollengefütterte Mütze mit Ohrenklappen, die unter dem Kinn festzubinden sind. Die drei Hauskinder bekamen die gleichen, so daß ein Neid nicht entstehen konnte.

Nur die scharfblickende Frau ließ sich kein X für ein U machen und sagte mit süßsaurem Lächeln: „Meine Kinder haben es ja sehr gut bei dir, aber der liebe Gott wird schon wissen, was du damit verhehlen willst."

Miks sagte darauf: „Wenn einer Kinder liebhat, was braucht er da zu verhehlen?" und wandte sich ab.

Anikke schlief nicht mit den dreien zusammen in der Kleinen Stube, die gut geheizt wurde, sondern auf der anderen Seite des Hausflurs, wo es jetzt fürchterlich kalt war. Das hatte sich aus den Zeiten ihrer Zurücksetzung so erhalten, und sie wünschte es sich gar nicht anders, denn in der Kammer nebenbei schlief der Miks.

Aber nun der Winterfrost gekommen war, konnte sie gar nicht recht einschlafen und lag in ihren Kleidern unter der harten Pferdedecke frostbebend und halbwach zuweilen bis gegen Morgen.

Eines Nachts, wie sie so dalag, hörte sie von der Knechts-

kammer her ein leises Knirschen und Stöhnen. Es war, als wenn einer furchtbare Schmerzen hat und nicht weiß, wie er sich wenden soll.

Da faßte sie sich ein Herz. Sie schob mitten in ihrem Frieren die Decke vom Leibe, ging in die Kammer und sagte zitternd vor Furcht noch mehr als vor Kälte: „Miks, tut dir was weh?"

Aus der Finsternis kam etwas wie ein Freudenschrei. Und dann griffen zwei Arme nach ihr. In denen lag sie nun still und glücklich und wärmte sich auf und schlief auch bald ein.

Von nun an kroch sie jede Nacht zu ihm und war da wie in Abrahams Schoß.

Des Morgens weckte er sie zeitig, so daß niemand etwas davon merken konnte. Auch beachtete er sie bei Tage nicht häufiger als früher. Aber nun grämte sie sich nicht mehr darüber, denn sie wußte ja zu allen Zeiten, wie gut er's mit ihr meinte.

Und niemals mehr hatte sie ihn stöhnen hören. Manchmal schlief er sogar noch früher ein als sie selber.

7

Es war eines Abends um die Weihnachtszeit, da wurde Miks Bumbullis auf einem seiner Wege zum Walde von einer Frauensperson angerufen, die bis zur Nase eingemummelt auf dem Grabenrande im Schnee saß.

Er schrak hoch auf. Er hatte die Stimme gleich erkannt.

„Es ist gut, daß du da bist, Alute Lampsatis", sagte er. „Ich habe schon immer einmal zu dir kommen wollen."

„Du hast dir drei Monate Zeit gelassen", erwiderte sie, „und hätte ich dir nicht aufgelauert, so wären auch noch drei weitere verstrichen."

„Das ist wohl möglich", meinte er. „Was man nicht gern tut, verschiebt man immer wieder."

„Sagst du mir das ins Gesicht?" knirschte sie, und ihre Augen blitzten ihn an.

„Ich sage, was wahr ist", erwiderte er.

„Dann will ich dir auch sagen, was wahr ist!" schrie sie. „Daß du den Hegemeister erschossen hast — daß deine Flinte da, mit der du's getan hast, meine Flinte ist — und daß ich

meine Seele dem ewigen Verderben verkauft habe — und Madlynens Seele dazu, die meine Schwestertochter ist und die mir zuliebe schwur, was ich wollte. Das ist die Wahrheit."

„Und dann ist die Wahrheit", fuhr er fort, „daß du mir die Flinte in die Hand gegeben hast und zu mir gesagt hast: ‚Mein Seliger hat es schon tun wollen, da hat ihn die Krankheit gehindert. Nun tu du es, sonst hast du keine Ehre im Leibe.' Das ist die Wahrheit."

„Und ferner ist die Wahrheit", nahm sie ihm die Rede aus dem Munde, „daß ich einen Tag und eine Nacht lang nachgesonnen habe, wie ich dich am besten vor der Leibesstrafe bewahren konnte, denn wenn ich einfach ausgesagt hätte: ‚Er ist zu der Zeit bei mir gewesen', dann hätte mir keiner geglaubt. Darum hab' ich der Madlyne eingegeben, sie habe dich aus dem Stubenfenster steigen sehen, während ich alles bestritt. Darum habe ich dir zehnmal vorgesprochen — alles — auch was du zu sagen hast, wenn ich die Schwurfinger erhebe. Denn du bist ja so dumm wie ein Deutscher."

„Und du bist so klug wie der Teufel", erwiderte er.

„Es ist gut", sagte sie, in die Runde schauend, „daß uns hier niemand hören kann außer den Krähen, sonst wäre es um uns alle dreie geschehen. Aber man weiß nie, was noch werden kann, wenn sich einer im Zorn vergißt. Darum frage ich dich zum ersten und zum letzten Male: Willst du dein Versprechen halten?"

„Ich weiß von keinem Versprechen", stöhnte er.

„Natürlich weißt du von keinem Versprechen, aber ich weiß, daß seit zwei Jahren die Menschen mit Fingern nach mir zeigen und daß sich kein Freiwerber mehr bei mir sehen läßt — nicht für mich und auch nicht für die Madlyne, und seit Michaeli treffe ich keinen, der nicht speilzahnig fragt: ‚Weißt du, wer in Wiszellen bei den Kibelkas den Knecht spielt?' Darum frage ich dich zum überletzten Mal: Wann wirst du einen schicken, der die Heirat zwischen uns in Ordnung bringt?"

Er wand sich wie ein Aal unter dem Messer.

„Laß mir Zeit bis nach Fastnacht", bat er.

„Jawohl", höhnte sie, „erst bis nach Fastnacht — und dann bis zum Palmsonntag — und dann immer so weiter. — Aber

es soll gut sein. Bis nach Fastnacht werd' ich warten. Schickst du dann keinen, dann weiß ich, woran ich mit dir bin."

Und es klang noch fast wie ein Schöndank, was er da stammelte.

Schon im Gehen, kehrte sie sich noch einmal um und sagte: „Die Leute erzählen sich, daß du das Kind, das bei den Kibelkas in Pflege ist, hältst wie eine Prinzessin. Laß das lieber sein. Deine Seele kaufst du doch nicht los, und der Gendarm wird aufmerksam, wenn er es hört."

Damit schritt sie von dannen.

Miks Bumbullis war von dem allen zumute, als hätte er mit der Axt eins vor den Kopf bekommen. Er stand erst eine Weile ganz still, dann taumelte er in den Wald hinein. Aber er schoß nichts, und er sah auch nichts. Er dachte bloß immer das eine: „Ich bin bis heute sehr glücklich gewesen und habe es nicht gewußt."

Dann packte ihn ein heißes Verlangen, das Kind in der Nähe zu haben. Er sicherte die Flinte und wußte nicht, wie rasch er nach Hause kommen konnte.

Und als er auf seiner kalten Schlafstatt lag und die leisen, kleinen Schritte nähertappten und das weiche Gesichtchen sich in seinen Arm hineinschob, da war er wieder wie im Himmel. Er fing so bitterlich zu weinen an, wie ein Mann sonst nur in der Kirche tut.

Da weinte auch das Kind und wußte doch gar nicht, warum. Er tröstete sie, und sie streichelte ihn. Und ihm war beinahe, als hätte er es nicht getan.

8

Fastnacht kam heran. Aber er konnte sich zu keinem Handeln entschließen. Den Freiwerber zu schicken, wie es Sitte war, schämte er sich, denn jedermann wußte, wie die Dinge standen. Er mußte also den Gang schon selber machen. Wenn ein Sonntag da war, sagte er zu sich: „Also nächsten Sonntag." Und dabei blieb es.

Er ging auch nicht einmal in die Kirche, denn dort hätte er ihr ja begegnen können.

So war also richtig der Stillfreitag herangekommen. Er saß am Vormittag in seiner Kammer und schnitzelte für Anikke an

einem Springbock. Da kam der Älteste, der Jons, eilfertig zu ihm herein und sagte: „Es ist eine draußen, die will dich sprechen — eine Feine."

Ihm ahnte gleich nichts Gutes, aber er legte die Arbeit hin und ging.

Da stand vor dem Hofzaun mit einem schneeweißen Kopftuch und einer seidenen Schürze die Madlyne. Auch weiße, dünne Strümpfe hatte sie an, obgleich es noch ziemlich rauh war, und alles an ihr sah rund aus und quoll und wippte.

Sie lächelte ihn auch ganz freundlich an und fragte, ob er wohl einen kleinen Spaziergang mit ihr machen wolle.

„Ich will nicht, aber ich muß wohl", sagte er.

Und dann gingen sie zusammen zum Walde, dorthin, wo er vor einem Vierteljahr die Alute getroffen hatte, und keiner sprach ein Wort.

„Du wunderst dich wohl, warum ich noch nicht verheiratet bin", begann sie endlich. „Ich kann soviel Männer haben, wie ich will, aber ich will nicht."

„Deine Mutterschwester sagt, es kommt keiner", erwiderte er, „und ich soll daran schuld sein."

„Schuld magst du schon sein", erwiderte sie und lächelte, „aber anders, als sie denkt. Wenn du Wirt bei uns bist, wirst du mich schon mit durchfüttern müssen."

„Ich will gar nicht Wirt bei euch sein", sagte er.

„Nach menschlichem Willen geht es meistens nicht", erwiderte sie. „Und wenn du einen guten Rat annimmst, dann warte nicht mehr lange. Meiner Mutter Schwester macht falsche Redensarten. Es könnte sein, daß es eines Tages zu spät ist."

„Wenn sie mich angibt, gibt sie zugleich auch sich selber an", warf er ein.

„Und mich genau ebenso", erwiderte sie, immer in der gleichen lächelnden Weise. „Aber seit Fastnacht sitzt der Böse in ihr, und sie spricht allerhand von dem Kinde, das auf dem Schoß des Hegemeisters gesessen hat, als das Unglück geschah, und das jetzt immer auf deinem Schoße sitzt. Und wie das wohl zu erklären ist, fragt sie dazu. Und keiner weiß. Aber ein bedenkliches Gesicht macht ein jeder."

Er sah plötzlich in Tageshelle den Weg, den dieses rach-

süchtige Geschwätz gehen würde. Und sah auch das Ende. Alute Lampsatis, die sonst so klug war, grub in ihrem sinnlosen Zorne ihm und sich selber die Grube.

„Ich werde ja noch am leichtesten wegkommen", sagte Madlyne mit ihrem lieblichen und verschämten Lächeln, als ob sie von Blumen oder Singvögeln spräche statt vom Zuchthaus oder noch Schlimmerem gar. „Denn ich war ja noch sehr jung und bin auch dazu angestiftet worden. Aber du, Miks Bumbullis, tust mir leid. Darum bin ich der Meinung, du läßt keinen Tag mehr verstreichen und kommst heute nachmittag zu uns auf den Hof. Dann wird sie schon Ruhe geben."

„Wirt bei euch", sagte er, „kann ich nur sein unter einer Bedingung: daß Alute gut zu dem Kinde ist."

„Das willst du mitbringen?" fragte sie, und in ihrem Erschrecken verschwand zum ersten Male das Lächeln von ihrem Angesicht.

„Das will ich mitbringen", erwiderte er beinahe feierlich, „sonst komm' ich nie und nimmermehr."

Sie lehnte sich gegen einen Baumstamm und sah stumm in die Höhe. Und ihre wasserhellen Augen waren jetzt so blau wie der Osterhimmel. Dann sagte sie: „Zur Zeit ist sie freilich dem Kinde noch bös gesinnt, denn sie meint, daß du es lieber hast als sie. Aber wenn du ihr den Willen tust und die Scham von ihr nimmst, wird sie sich wohl mit ihm versöhnen. Außerdem bin ich ja auch noch da, und ich hab' Kinder sehr lieb."

„Du wirst einen Mann nehmen und weggehen", entgegnete er finster.

„Wann hast du schon das Farnkraut blühen gesehen, daß du so allwissend tust?" fragte sie und sah ihn neckend von unten auf an.

In diesem Augenblick erschien ihm sein Schicksal und das des Kindes nicht gar so drohend mehr, und er sagte: „Ich werd' also kommen."

9

So geschah's, daß am Himmelfahrtstage Miks Bumbullis und Alute Lampsatis im Brautwinkel saßen und die Hochzeitsgäste in hellen Haufen um sie her. Auf dem Tische stan-

den leckere Speisen in Menge, und über ihm hing von der Decke herab die künstlich geflochtene Krone, in der silberglänzende Vögel sich wiegten.

Die Ehrengäste waren mit Handtüchern und Spruchbändern reichlich beschenkt worden, und das biergefüllte Glas, in das die Gastgabe geworfen wird — denn niemand soll wissen, wieviel ein jeder gegeben —, dieser unwillkommene Mahner, machte so flüchtig die Runde, daß die meisten ihren guten Taler nicht loswerden konnten.

Das schuf natürlich eine wohlbehäbige Stimmung, die, was einst geschehen war, mit dem Mantel der Nächstenliebe bedeckte.

Die Kibelkas waren auch geladen, und der Ehemann lag schon längst in seligem Schlaf hinter der Scheune. Aber die kleine Anikke hatten sie nicht mitbringen dürfen. Das hatte Alute so bestimmt. Und sie erwies sich damit wieder einmal als die Klügste von allen. Denn wenn die ortsarme Waise sich gleich wie ein Kind des Hauses unter den Gästen herumbewegt hätte, so wären Befremden und Verdacht alsbald am Werke gewesen, den verständnislosen Klatsch noch mehr ins Böse zu wenden.

Als nun aber die Brautsuppe kam, deren Branntwein Alute mit Kirschsaft und Honig üppig gesüßt hatte, und hierauf die Neckereien selbst unter den Frauen immer kühner aufflackerten, da wurde auch lächelnd des armen Kindes gedacht, das gestern noch ein Stein des Anstoßes gewesen war.

„Sonst bringt wohl eine Witfrau immer was Lebendiges mit in die Ehe", sagte eine der Nachbarinnen. „Hier tut es der Bräutigam, obwohl er noch Junggesell' ist."

Und eine andere sagte: „Ihr braucht euch gar nicht erst selbst zu bemühen. Euch fliegen die Kinder nur so vom Himmel."

Und eine dritte: „Kauft's den Kibelkas ab. Für eine Buddel Schnaps gibt er euch auch die drei eigenen dazu."

Alute, die heute das rotblonde Haar würdig unter dem Frauentuch versteckt hielt und auf deren Wiste eine goldene Brosche strahlte, so groß wie auf der Brust einer Königin, hörte das alles mit nachsichtigem Lächeln an und sagte dann gleichsam überlegend: „Ihr habt eigentlich recht. Ich wollte

es meinem Mann schon selber anbieten, aber ich glaube, er wird es nicht zugeben, weil es gar zu sonderbar aussieht."

Darauf erhob sich ein Widerspruch, der diesmal ganz harmlos und aufrichtig war. Was denn dabei sei! Und „wenn er das Kind doch nun einmal gern hat?"

Eine besonders Eifrige erbot sich sogar, anspannen zu lassen und die kleine Anikke sofort aus Wiszellen zum Feste zu holen.

Dem Miks Bumbullis, der in angstvoller Freude schweigend dasaß, stieg das Herz hoch, aber Alute winkte beruhigend ab. Dazu sei auch später noch Zeit, und niemand dürfe sich ihr zu Dank die Stunden des Festes verkürzen.

Madlyne, die als die oberste Ordnerin zwischen den Gästen herumhuschte und wegen ihrer niedlichen Fixigkeit und ihrer wippenden Röcke von den Burschen „Melinoji kielele" — das Bachstelzchen — gerufen wurde, war, als sie in dem Brautwinkel von dem Kinde reden hörte, lauschend stehengeblieben und sagte nun mit einem Lachen hinüber: „Wenn ihr es alle durchaus begehrt, dann bin ich die erste, die sich den Dank der Wirtin verdienen muß, und das werde ich morgen auch tun."

Frau Alute warf ihr einen Blick zu, in dem von Dank nicht viel zu lesen stand, aber sie war schon weiter gelaufen und wehrte sich fröhlich gegen drei Burschen, die ihre Mädchen im Stich gelassen hatten, um sich mit ihr ein bißchen herumzureißen.

Am nächsten Tage gab es noch Hochzeitstrubel genug auf dem Hofe und am dritten auch. Als aber alles still geworden war und die jungen Eheleute nicht zum Vorschein kamen, da machte sich Madlyne auf den Weg und kam zwei Stunden später mit der kleinen Anikke wieder, die ein neues, grüngesticktes Miederchen anhatte und mit großen, sehnsüchtig ängstlichen Augen der künftigen Heimat entgegensah.

Hinterher ging der zwölfjährige Jons mit einem Bündel, in dem die Siebensachen des Ziehkindes eingebunden waren. Als das Hoftor in Sicht kam, mußte er Schuhchen und Strümpfchen daraus hervorholen, damit sie nicht etwa barfuß ankam.

Es war nun wirklich so, als ob eine kleine Prinzessin ihren Einzug hielt.

Unter der Ulme vor der Tür saß das Ehepaar und aß dicke Milch mit Zucker, denn es war Vesperzeit.

Anikke löste sich von Madlynens Hand und wollte auf Miks zueilen, da sah sie ein Paar Augen, deren Blick sie mitten im Laufe erstarren machte; sie wußte nicht mehr, sollte sie vorwärts oder zurück.

Aber da kam auch schon die lustige Madlyne ihr nach und sagte: „Warum hast du Angst vor deiner Pflegemutter, mein Vögelchen? Die hat versprochen, sie tut dir nichts."

Anikke machte einen schönen Knicks, wie sie ihn in der Schule gelernt hatte, und wartete auf ein Willkommen.

Wenn sie noch lebte, würde sie auch heute noch darauf warten.

10

Wer aber nun glauben wollte, daß die kleine Anikke es schlecht gehabt hätte, der würde sehr im Irrtum sein. Frau Alute war eine viel zu kluge Frau, um nicht zu wissen, daß sie durch ein sichtbares Hervorkehren ihrer Abneigung dem Manne, mit dem sie nun einmal Tisch und Bettstatt teilte, die Lust an ihr selbst von vornherein verderben mußte. Sie tat darum so, als ob sie das Kind um seinetwillen nicht ungern duldete, und ließ sich jede Brosame ihrer Gutwilligkeit durch doppelte Liebesdienste von ihm bezahlen.

Miks Bumbullis war ein umsichtiger Wirt und ein treuer Verwalter. Er arbeitete von früh bis spät und dachte an alles. Die Kartoffeln gediehen, das Heu kam trocken in Käpsen, und als die Roggenaust begann, wurde beim Mähen sein Kreuz nicht müde. In seinem Wesen war eine große Veränderung vor sich gegangen. Er trieb sich nicht mehr in den Krügen herum und kam selbst vom Wochenmarkt nüchtern nach Hause. Auch das Wilddieben hatte er aufgegeben, und wenn die Versuchung an ihn herantrat, nachts über die Grenze zu gehen, so sagte er, seine Frau wünsche es nicht.

Das war aber keineswegs so. Im Gegenteil, was der Alute einst an ihm gefallen hatte, war sein ungebärdiges und zügelloses Treiben gewesen. Sie hatte gedacht, in ihm den Hitzigsten und Forschesten von allen zu eigen zu haben, und war nun bitter enttäuscht, daß er wie irgendein Kopfhänger neben ihr herging.

Daß er auch spaßen und lustig sein konnte, blieb ihr freilich

verborgen, denn das geschah nur, wenn er mit dem Kinde allein war. Dann spielte er mit ihm alle die Spiele, zu denen mehr als zweie nicht nötig sind, und ersann sich täglich neue dazu.

Da war eines, das hieß „die Katzenfalle". Dabei muß einer durch die hohlen Arme des anderen hindurchkriechen, und weil er natürlich für ihre Kinderärmchen viel zu dick war, so gab das des Lachens kein Ende. Und ein anderes „die Windmühle". Wenn man die darstellen will, muß man sich zwei Hopfenstangen kreuzweis am Leibe festbinden lassen und sich nun ganz rasch um sich selber drehen. Kann der andere eine der Stangen ergreifen und so die Mühle zum Stillstehen bringen, dann hat er gewonnen.

So trieben sie ihre Kurzweil oft bis in die Dämmerung hinein, aber beileibe nicht auf dem Hofe, sondern weit draußen, damit ihr Lachen nirgends zu hören war. Denn sie hatten immer ein Gefühl, als sei dies nicht wohlgelitten.

Nur vor Madlyne schämten sie sich nicht. Ja, die durfte sogar die Dritte im Bunde sein. Und dann ging es erst recht hoch her.

Aber Madlyne war um die Abendzeit meistens woanders heftig beschäftigt. Denn hinter dem Gartenzaun lauerten die Burschen von weit und breit, und immer war ein Gejacher um sie herum und ein Gegluckse, das nahm kein Ende.

Aber wenn es zum Heiraten kommen sollte und der Freiwerber die Stube betrat, dann konnte er auch bald wieder gehen. Kaum daß er noch den Kirschschnaps austrank, so sehr lachte Madlyne. Hinterher machte Alute ihr stets die heftigsten Vorwürfe, aber sie kehrte sich nicht im mindesten daran.

„Was willst du von mir?" sagte sie. „Arbeite ich nicht ebenso fleißig wie eine Magd? Und weil mein Mütterliches mit in der Wirtschaft steckt, so arbeite ich auch für mich selber."

Davon ließ sich nichts abdrehen, denn es war alles die Wahrheit.

Seit der Hochzeit hatte Madlyne drüben in der Klete geschlafen, denn sie meinte, die jungen Eheleute möchten im Hause am liebsten allein sein. Aber weil die Burschen ihr dort bis in den Morgen keine Ruhe ließen und der Hofhund aus

dem Bellen nicht mehr herauskam, so siedelte sie wieder in die Kammer jenseits des Hausflurs über. Und Miks war neidisch auf sie, denn in dem Raume daneben schlief das Kind. Zudem nahm er an, daß die Burschen ihr selbst hierhin folgten, und er wollte nicht, daß Anikke erwachte, wenn ein Begünstigter zu ihr hereinstieg. Noch hatte er freilich keinen ertappt, aber wie sollte es anders sein.

Und so verliebter Natur war Madlyne, daß sie es nicht unterlassen konnte, selbst ihm von ihrer Zärtlichkeit hie und da ein Zeichen zu geben. Es lag nie etwas Grobes oder Dreistes darin. Wie ihr ganzes Wesen, so war auch dies von einer zarten und behutsamen Zierlichkeit, so daß man es sich gern gefallen ließ, auch wenn man nicht darauf eingehen wollte.

Ihr Lächeln und ihr Um-ihn-Sein wurde allgemach eine einzige große Liebkosung, die um so wohler tat, als man nicht nötig hatte, sie ernst zu nehmen. Denn die Lustigkeit, mit der sie sich an ihn heranschmeichelte, machte jeden Gedanken an künftige Buhlschaft zuschanden.

Dann einmal, als er unbemerkt dazukam, hörte er sie eine Daina singen, die lautete umgedeutscht etwa so:

Liegt mir ein Lämmlein
Im reißenden Strome,
Frag' ich nicht lange,
Ob ich's errette,
Nein doch, ich springe ihm nach.

Liegt der Geliebte
Im Arme der Muhme,
Frag' ich mich täglich,
Ob ihn erretten,
Und ich weiß doch nicht wie.

Gönn' ich den Lieben
Der bösen Muhme,
Die ihm mit Tränkchen,
Aus Giftkraut bereitet,
Zankend den Schlummer verdirbt?

Oder ich sage:
„Komm, lieber Schwager,
In meiner Kammer
Steht eine Bettstatt
— Ach, so schmal ist das Bett! —

Aber zur Mauer,
Der eiskalten Mauer,
Rück' ich geschwinde,
Daß du es warm hast
Und mich im Arm hast und
schläfst."

Soll ich's ihm sagen,
Oder verschweig' ich's,
Bis einst der Kummer
Vom Lager der Muhme
Nach dem Strome ihn treibt?

Und hätt' ich tausend
Der Lämmlein errettet,
Ihn, den ich liebe,
Ließ ich verderben,
Und ich sprang ihm nicht nach.

Sachte schlich Miks sich aus ihrer Nähe, denn er wollte sie nicht wissen lassen, daß sie von ihm belauscht worden war. Und als er sie wiedersah und ihr lachendes, glattes Gesichtchen betrachtete, konnte er es nicht fassen, daß sie ein so finsteres und hitziges Lied gesungen hatte.

Und ein anderes Mal, als sie die kleine Anikke auf dem Schoße hielt, sang sie folgendes:

Kindchen, mein Kindchen, gehörtest du mir,
Ich schenkte dir Kleider und goldene Zier,

Ich schenkte dir Betten von Seide so weich
Und schenkte dir Gott und das Himmelreich.

Auch einen Liebsten schenkt' ich dir wohl,
Der dich zur Kirche hinführen soll.

Du aber, Kindchen, was schenktest du mir?
Ich lieg' alleine und bang' mich und frier'.

Und der, der dich liebt wie sein Augenlicht,
Der siehet mich nicht und höret mich nicht.

Wenn der mich wollte und ließe von ihr,
Dann, Kindchen, mein Kindchen, gehörtest du mir.

Von nun an fing Miks an zu überlegen, ob er sie nicht einmal in die Arme nehmen sollte. Aber er bezwang seine Gelüste, denn wenn er an all die jungen Leute dachte, die bei ihr angeklopft hatten, erschien es ihm nicht gut genug, ein „Kuszbendris" — ein Weibsteilhaber — zu sein; auch mochte er um des Kindes willen das Haus nicht mit Verdacht und Unfrieden erfüllen.

Aber der Unfriede kam auch ohne dies.

Als es kalt wurde, siedelte Madlyne mit dem Kinde von der anderen Seite des Hauses her in die gutgeheizte Kleine Stube über, deren Zwischentür kein Schloß und keine Klinke hatte und darum immer ein wenig offen stand.

Von nun an schämte er sich, bei seiner Frau zu liegen, und machte allerlei Ausflüchte, um sich irgendwo anders einzuquartieren. Und da ihm nichts Besseres einfiel, fing er das Leben wieder an, das er einst geführt hatte, als das große Unglück noch nicht geschehen war. Denn nur so konnte er die Nacht zum Tage machen.

Er suchte die Krüge auf, von wo aus im Schutze der Dunkelheit der Schmuggel über die Grenze ging, und da es nicht immer was zu tragen gab, nahm er auf alle Fälle die Flinte mit, um das Frühmorgenlicht für einen Rehbock auszunutzen.

So konnte es nicht ausbleiben, daß er wieder in schlechten Ruf kam, und Alute, die deswegen gerade einstmals ihr Herz an ihn gehängt und ihn noch kurz vorher einen „Schwanzeinkneifer" genannt hatte, schalt ihn nun heftig aus, weil ihre ehrliche Wirtschaft durch ihn zu einer Räuberhöhle würde.

Aber er kehrte sich nicht daran.

Eines Tages nahm ihn Madlyne beiseite und sagte: „Es tut nicht gut, Miks, daß du so oft unterwegs bist, du solltest dich mehr zum Hause halten."

„Aus welchem Grunde wünschst du mir das?" fragte er.

„Sieh dir das Kind an", erwiderte sie und wandte sich ab.

Er erschrak, denn er hatte es bisher für selbstverständlich genommen, daß es der kleinen Anikke gut ging. Tagsüber war sie in der Schule, die Nacht schlief Madlyne mit ihr. Zudem hatte seine Frau noch nie etwas Feindseliges gegen sie unternommen. Höchstens daß sie sie nicht beachtete.

Jetzt aber, da er das Kind im Auge behielt, fiel ihm auf, daß es ungerufen nicht mehr an ihn herankam, sondern sich zaghaft in den Winkeln herumdrückte. Auch sah es blaß und schwächlich aus und hatte doch während des Sommers geblüht wie ein Tausendschönchen.

Er versuchte, es ins Gebet zu nehmen, aber es wollte nicht mit der Sprache heraus. Nur weinen tat es bitterlich.

Da legte er sich eines Abends auf die Lauer und mußte erleben, daß Alute das Kind mit einem Lederzaum schlug, in dem noch die messingnen Schnallen steckten.

Er stürzte aus seinem Versteck hervor, riß der Armen Kleider und Hemde herunter und fand das Körperchen von oben bis unten mit Striemen und blauen Flecken bedeckt.

Da hob er den Zaum auf, den das wütende Weib von sich geworfen hatte, und prügelte es so lange, bis es sich winselnd am Boden krümmte. Auch gegen Madlyne wandte er sich in seinem Zorn, und von nun an saß der Teufel im Hause.

Madlynens Lied wird recht behalten, dachte er oft, wenn der Kummer ihn zur Nacht aus dem Hause trieb.

11

So geschah es eines Novembermorgens kurz vor dem roten Sonnenaufgang, als er durchfroren im jungen Schnee saß und gerade auf einen schönen Bock anlegen wollte, daß er rückschauend eine Flintenmündung auf sich gerichtet sah und einen grünbändrigen Hut dahinter, den er wohl kannte.

Er wollte sein Gewehr an die Backe reißen, aber er wußte: es war zu spät. Darum stand er ganz gemächlich auf und sagte: „Na, wieviel Jahr' wird es kosten?"

„Nicht halb so viel, wie du mich Nächte gekostet hast, Miks", erwiderte der stämmige Förster, der des erschossenen Hegemeisters Nachfolger war, und er fügte hinzu: „Die Flinte laß liegen. Die hol' ich mir später. Sonst könnte es passieren, daß du sie mir beim Transport wieder abnimmst und meine dazu."

„Ich bin gar nicht so schlimm, wie die Leute es machen", lachte Miks und schlug, ohne erst viel zu fragen, den Weg zum Gendarmen ein, dem er ja doch abgeliefert werden mußte. Der Förster ging zehn Schritt weit hinterdrein und hielt die Flinte schußbereit.

„Dreh dich lieber nicht um", sagte er ganz freundlich, als Miks das Gespräch fortsetzen wollte, „sonst sitzt dir doch gleich eine Kugel im Genick."

Miks hatte nun eine halbe Stunde Zeit, über das Geschehene nachzudenken. Daß er von der Alute wegkam, war eigentlich ein Segen. Aber dann plötzlich gab ihm das Herz einen Stoß bis in die Kniekehlen hinein. Das Kind! Was wird nun aus dem Kinde?

Ich Dummerjan, dachte er, schon wegen des Kindes allein hätt' ich es nicht dürfen.

Und er fing tausend Pläne zu schmieden an, wie er von der Untersuchungshaft aus die kleine Anikke in andre Pflegschaft bringen könnte. Aber er verwarf sie alle. Wenn er die Aufmerksamkeit der Behörden auf das Kind zurücklenkte und in den Verhören irgendein Widerspruch laut wurde, so konnte das künstliche Fachwerk, das Alute damals aufgebaut hatte, davon zusammenfallen wie eine Haferhocke.

Bald begegneten ihnen auch Leute, die halb mitleidig, halb schadenfroh den Zug begleiteten. Reden durften sie nicht mit ihm. Das verbat sich der Förster. So gingen sie in halblauten

Gesprächen neben dem Miks daher, und weil sie wußten, daß der Förster kein Litauisch verstand, erwogen sie auch ohne Scheu, ob er nicht doch den Mord auf dem Gewissen habe.

Miks Bumbullis hörte das alles. Es war ein rechter Leidensweg.

Die Schar der Neugierigen wuchs mit jedem Schritte, und als er vor dem Hause des Gendarmen ankam, hatte er ein Gefolge wie ein König. — —

Miks bestritt natürlich alles. Von dem Bock wisse er nichts. Er habe nur ein paar Krähchen schießen wollen, und das könne unmöglich ein großes Verbrechen sein.

Ob er sich nicht schäme, so faule Ausreden zu machen, fragte der Richter.

O nein, er schämte sich nicht. Er wollte ja bei dem Kinde bleiben.

In der Hauptverhandlung kam er mit seinem Weibe und Madlyne wieder zusammen. Er hatte bisher in seinem Innern gewünscht, das Kind möchte nicht geladen sein, denn es war nun schon groß genug, um zu verstehen, welche Schande er ihm antat. Aber nun es wirklich nicht da war, tat ihm das Herz weh. Er hätte es so gern einmal wiedergesehen.

Madlyne gab sich lange nicht so adrett und fixniedlich wie dazumal, und ihre Augen waren klein und verheult. Aber ihre Antworten kamen auch diesmal wie aus der Pistole geschossen.

Die Flinte habe er wohl gehabt, aber nie in Gebrauch genommen. Ja richtig! Einmal habe er eine Eule geschossen. Das war alles.

Alute schien ihm die schlechte Behandlung längst wieder vergessen zu haben. Nie sei er zu ungewöhnlichen Zeiten aus dem Hause gewesen, nie habe er die Flinte vom Nagel geholt, nie habe er ein Stück Wild oder das Geld dafür von seinen Wegen nach Hause gebracht.

Schade, daß die Frauensleute nicht schwören durften!

Alute zögerte zwar keinen Augenblick, von ihrem Eidesrechte Gebrauch zu machen, aber der böse Staatsanwalt wußte es zu verhindern, ebenso wie bei Madlyne, die ihm als Hehlerin verdächtig schien, und so blieben beider Aussagen wirkungslos.

Doch auch die andern, die vereidigt wurden, hielten sich wacker. Selbst diejenigen, die ihn soundso viele Male wegen seiner Schießereien geneckt hatten, konnten sich nicht erinnern, je davon gehört, geschweige denn eine Flinte an ihm gesehen zu haben.

Aber was half das alles! Seine einstige Bestrafung richtete sich drohend hinter ihm auf, und der unaufgeklärte Mord schwebte mit dunklen Flügeln über ihm. Wenn auch nur der Staatsanwalt mit argwöhnischer Anspielung darauf Bezug nahm, ein jeder fühlte, daß um ihn herum Geheimnisse verborgen lagen, die nur eines rächenden Anlasses bedurften, um gegen ihn loszubrechen.

Als der Richterspruch verkündet wurde, der ihm drei Jahre Gefängnis zuerkannte, erhob sich Alute, die bis dahin vermieden hatte, seinem Auge zu begegnen, langsam von der Zeugenbank und nickte, den Kopf feierlich wiegend, eine ganze Weile lang zu ihm herüber.

Er schauderte noch tags hinterher, wenn er dran dachte.

Trotzdem bezwang er sich und verlangte, daß, bevor er in die Strafanstalt überführt wurde, die Seinen ihn besuchten, denn er wußte, daß dies die einzige Möglichkeit war, die kleine Anikke noch einmal zu sehen.

Madlyne hatte ihn wohl verstanden. Denn als die Zellentür sich öffnete und hinter der Alute auch sie hereintrat, da hielt sie richtig das Kind an der Hand.

Miks Bumbullis mußte sich sehr zusammennehmen, sonst wäre er vor dem Kinde niedergekniet und hätte geweint und geweint.

Nun aber sagte er bloß: „Da seid ihr ja alle", und begrüßte sie freundlich der Reihe nach.

Alute, die einen neuen, weißen Schafpelz trug und auch sonst sehr unternehmend aussah, sagte zu ihm: „Ich könnte mich jetzt von dir scheiden lassen, aber das werde ich nicht tun. Nein, das werde ich nicht tun."

Er antwortete: „Tu, was du für recht hältst. Wenn du nur gut zu dem Kinde sein willst."

„Ich bin gut zu dem Kinde gewesen", erwiderte sie, „aber da hast du alles verdorben."

Er demütigte sich vor ihr und sagte: „Ich werde meine

Fehler bereuen und ablegen, wenn du mir nur versprichst, daß du gut zu dem Kinde sein willst."

Sie machte ein hochmütiges Gesicht und antwortete: „Ich verspreche es." Dann reichte sie ihm die Hand und verlangte von dem Aufseher, er möge sie hinauslassen.

Der Aufseher tat es und wollte auch die andern auffordern, fortzugehen, da bemerkte er, daß Miks vor dem Kinde niedergekniet war und weinte und weinte. Und weil er ein guter und aufrichtiger Mann war, so schloß er die Tür noch einmal und ließ ihn gewähren.

Miks streichelte Madlynens Rock und sagte: „Erbarm dich des Kindes!"

Madlyne beugte sich zu ihm nieder und sagte: „Ich schwöre dir, daß ich auf das Kind achtgeben werde."

„Und wenn du heiratest und weggehst — schwöre mir, daß du das Kind mitnehmen wirst."

Madlyne beugte sich noch tiefer zu ihm und sagte: „Ich werde nicht heiraten."

Da wurde Miks wieder ruhig und küßte das Kind und küßte auch Madlyne.

Und dann war die Besuchszeit um.

12

Nach zwei Jahren erhielt Miks Bumbullis die Nachricht, daß das Kind gestorben war.

Er wunderte sich nicht, denn es war ihm schon einige Male im Traume erschienen.

Der Brief, in dem Alute ihm von dem Unglück Mitteilung machte, lautete so:

„Nunmehr will ich Dich wissen lassen, daß die kleine Anikke ein seliges Hinscheiden erlitten hat. Ich und Madlyne haben sie gepflegt, wie es unsre Schuldigkeit war. Um ihr die fallende Sucht zu vertreiben, habe ich Madlyne zu einer weisen Frau geschickt, die sie nach den Regeln besprochen hat. Auch eine Kreuzotter habe ich abgekocht und ihr den Saft mit getrockneten Quitschen zu trinken gegeben. Kurz, es ist nichts versäumt worden. Ein Begräbnis habe ich ihr ausgerichtet wie meinem eigenen Kinde. Die Festlichkeiten haben

zwei Tage gedauert, und es sind dabei drei Fässer Alaus und zwanzig Stof Branntwein ausgetrunken worden. Nicht zu rechnen, was die Gäste alles aufgegessen haben. Einen Sarg habe ich ihr machen lassen, in dem sie sich ordentlich ausstrecken kann. Auch ist sie in ihren besten Sonntagskleidern beerdigt worden. Du siehst also, daß ich mein Versprechen gehalten habe, und wenn du die Madlyne fragen wirst, so kann sie es nicht anders sagen."

Von nun an erschien die kleine Anikke dem Miks Bumbullis in jeder Nacht. Er brauchte nur die Augen zuzumachen, und sie war da. Und in vielerlei Gestalt erschien sie ihm — manchmal im Sarge liegend, manchmal als eine Braut mit dem Rautenkranz im Haar, manchmal als ein Engelchen mit gläsernen Flügeln, manchmal auch im Hemdchen, blutend oder mit einem Strick um den Hals. Und immer wieder in neuen Gestalten.

Als ein großes Glück empfand er es, daß Alute nun doch gut zu dem Kinde gewesen war. Auch das große Begräbnis sprach dafür. Denn wenn sie das Licht der Welt zu scheuen gehabt hätte, würde sie die Tote so heimlich wie möglich eingescharrt haben. Aber vor allem war ja Madlyne dagewesen, auf die er sich ganz verlassen konnte.

Und doch mußte etwas versäumt worden sein, sonst würde die kleine Anikke Ruhe im Grabe gehabt haben und ihm nicht immer von neuem erschienen sein.

Das ging so Nacht für Nacht, bis eines Tages der Anstaltsarzt zu ihm trat und ihn fragte, was ihm eigentlich fehle.

„Was soll mir fehlen?" erwiderte Miks. „Ich habe satt zu essen, und keiner ist schlecht zu mir."

Der Arzt befahl ihm darauf, sich auszuziehen. Miks tat es, aber der Arzt fand eine Krankheit nicht an ihm. Ob ihm vielleicht ein Kummer zugestoßen sei, fragte er dann.

„Ich habe ein Kind verloren", antwortete Miks. Aber von den Erscheinungen sagte er nichts, denn vor diesen Deutschen muß man sich immer in acht nehmen.

Einige Tage später besuchte ihn der Pfarrer, derselbe, der am Sonntag gewöhnlich predigte.

Der fing ihm eine schöne Trostrede zu halten an, aber er hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, die Akten durch-

zusehen, sonst würde er gewußt haben, daß Miks ein eigenes Kind gar nicht besaß.

Miks beließ ihn in seinem Irrtum und küßte ihm die Hand, um ihn glauben zu machen, daß er nun ganz getröstet sei. Er war nun so weit, daß er sich schon den ganzen Tag über auf die Erscheinung freute. Aber dann machte er sich wieder Vorwürfe um dieser Freude willen, denn wenn es der Anikke im Grabe an gar nichts fehlte, so würde sie ihm nicht erschienen sein. Entweder drückte sie der Sargdeckel, oder man hatte ihr etwas Erstickendes auf den Mund gelegt. Vielleicht gar auch war die Giltinne — die Todesgöttin — nicht versöhnt worden, wie es nach dem Glauben vieler geschehen muß, so daß sie aus Rache die arme Tote allnächtlich aus ihrem Frieden scheuchte.

Er wollte der Alute deswegen schreiben, aber er schämte sich vor den Deutschen, die den Brief durchlesen und in ihrer Dummheit über ihn lachen würden.

Darum war es ihm ganz recht, daß der Anstaltsdirektor ihn eines Tages rufen ließ und ihm eröffnete, der Rest seiner Strafe sei ihm vorläufig erlassen, und wenn er sich ordentlich führe, brauche er sie auch später nicht mehr abzusitzen.

Er dachte: Da kann ich nun selber nach dem Grabe sehen, und machte sich auf den Heimweg.

13

Die Kartoffeln wurden gerade gesetzt, und alle arbeiteten auf den Feldern. Kaum einer sah sich nach ihm um, und so kam er unbeachtet bis nach Haus.

Der Hofhund bellte ihm freudig entgegen, und er streichelte ihn, denn das Kind hatte ihn lieb gehabt.

Das Haus war leer und alles offen. Ihn hungerte, aber er wagte nicht, sich ein Stück Brot zu schneiden, so fremd kam er sich vor auf seinem eigenen Besitz. Er sah sich erst in der Kleinen Stube um, wo das Bettchen zuletzt gestanden hatte. Aber nichts mehr war davon zu bemerken. Sie schien ganz ausgelöscht aus der Welt. Aber dann fand er auf Madlynens Brett ihre Schiefertafel stehen und eine Schnur mit Griffen daran zum Drüberspringen, wie er sie ihr einmal gemacht hatte.

Wenn er nicht so müde gewesen wäre, so wäre er auf den Kirchhof gegangen. Und so setzte er sich vor das Haus auf die Milcheimerbank, dort, wo die Sonne schien, und wartete. Dabei schlief er ein und wachte erst auf, als die Stimmen der Heimkehrenden im Hoftor laut wurden.

Die Alute war die erste, die ihn bemerkte. Sie richtete sich hoch auf und schritt in ihren Klotzkorken mit geraden Schritten auf ihn zu, während sie ihm ganz starr in die Augen sah. Sie freute sich nicht, aber sie hatte auch keine Furcht.

„Sie haben dich zur rechten Zeit freigelassen", sagte sie, ihm die Hand reichend, „der Wirt ist gerade sehr nötig im Hause."

„Ich werde schon arbeiten", entgegnete er.

Dann ging sie, das Abendbrot machen.

Madlyne war hinter ihr gekommen. Er bemerkte, daß sie ganz schmal geworden war und daß um ihren Mund herum allerhand kleine Falten standen.

Sie reichte ihm auch die Hand und lief dann rasch fort.

Ein fremder Knecht war da, ein ältlicher Mann, mit dem die Alute sicher nichts vorgehabt hatte — drum werd' ich ihn ruhig behalten können, dachte er —, und eine Magd, die ihn schief ansah, weil sie nicht wußte, was sie aus ihm machen sollte.

Zum Abendbrot hatte die Alute rasch einen Hahn geschlachtet. „Damit alle erfahren, daß der Herr wieder da ist", sagte sie.

Sie war nun ganz freundlich und sah ihn immer von unten auf an, wie eine Bittende.

Er tunkte die Kartoffeln ins Fett, ließ aber das Fleisch auf dem Rande liegen.

„Warum ißt du nicht?" fragte die Madlyne, der immer die Augen voll Wasser standen.

„Ich will's mir bis nachher verwahren", erwiderte er, „denn ich hab' so was Gutes lang nicht gehabt."

Auch ein Glas Alaus bat er sich aus, rührte es aber nicht an.

Nach dem Essen trug er beides in die Kammer hinüber, wo er sich still hinsetzte, bis es dunkel wurde. Dann holte er sich einen Topf von der Herdwand und eine leere Flasche, tat Essen und Trinken hinein und verbarg es unter seinem Rocke.

„Ich will nur noch einen kleinen Gang machen", sagte er, und die beiden Frauen fragten ihn nicht, wohin.

Das kleine Grab hatte er bald gefunden. Ein neues Holzkreuz stand zu Kopfenden mit einem Dachchen darauf, wie es die jungfräulich Entschlafenen haben sollen, und zwei Vögelchen an den schrägen Enden. Die hatte sicherlich die Madlyne angebracht als Spielzeug für die Tote in der langen Ewigkeit.

Er wühlte in dem Sande des Grabhügels eine kleine Kaule aus und stellte Topf und Flasche hinein. Dann glättete er den Sand wieder, so daß nicht das mindeste zu bemerken war.

Manche sind der Meinung, daß dies zur Nahrung für den Geist der Toten gut ist, andere aber — und die sind wohl in der Wahrheit — meinen, daß die böse Giltinne damit besänftigt wird, so daß sie der abgeschiedenen Seele die Ruhe nicht fortnimmt.

Und dann saß er noch eine Weile und dachte bei sich: ‚Hier ist gut sein'. Und ihm war, als sei er erst jetzt in die Heimat gekommen.

Als er wieder im Hause war und alle sich zum Schlafengehen bereiteten, sann er darüber nach, wohin er sich wohl legen sollte. Er wußte genau, daß, wenn er sich absonderte, der Hader von neuem losgehen würde. Darum kroch er in seines Weibes Bett, und sie tat so, als sei er nie weggewesen.

Nun fing sie auch aus freien Stücken von dem Kinde zu reden an. Gegen Gottes allmächtigen Willen sei Menschenkraft ohnmächtig; man müsse zufrieden sein, wenn man sich nichts vorzuwerfen habe.

Und sie weinte.

Er sagte nur: „Erzähle mir nichts." Denn er wußte, daß er es nicht ertragen würde.

In dieser Nacht erschien der Geist des Kindes ihm nicht. Er freute sich, daß er mit der Gabe an die Giltinne das Rechte getroffen hatte.

Als er am nächsten Morgen den Spaten schulterte, um mit den andern in die Kartoffeln zu gehen, sagte die Madlyne zu ihm: „Ruh dich erst aus, du bist noch zu schwach."

Und er wunderte sich, daß sie so wenig von seinen Kräften hielt.

Aber als er eine Weile vorgegraben hatte, mußte er sich setzen, denn der Atem fing an, ihm zu fehlen, und die Madlyne sah ihn an wie die Mutter ihr krankes Kind. — — —

Auch die Alute war von nun an immer gut zu ihm. Sie brachte ihm Paradieskörner in Essig und andere stärkende Sachen, und er dachte: Wenn das Kind noch lebte, was würde es jetzt für gute Tage haben!

Die Erscheinung war nun nicht mehr wiedergekommen, und er begann schon, der Giltinne mit geringerer Ehrerbietung zu gedenken.

Und so vertraut war er inzwischen mit der Alute geworden, daß er sich eines Abends ein Herz faßte und zu ihr von den Erscheinungen sprach. Auch von dem Mittel, das sich dagegen bewährt hatte.

Sie lachte und sagte: „Wenn das so leicht ist, will ich dir Hähne schlachten, soviel du willst."

Ja, so gut war sie jetzt immer zu ihm. Und er fragte sich manches Mal, warum er sich früher eigentlich vor ihr gefürchtet hatte.

Auch von der Krankheit des Kindes wollte er jetzt Näheres wissen. Nicht daß sein Kummer geringer gewesen wäre als in der ersten Nacht, nur hielt er sie jetzt so wert, daß er glaubte, sie würde die richtige Teilnahme haben.

Aber Alute erwiderte: „Du Armer würdest es auch heute noch nicht ertragen, drum warte noch eine kleine Weile." Und so sagte sie immer aufs neue.

Da kam er auf den Gedanken, die Madlyne zu fragen. Aber die Madlyne war jetzt wie umgewandelt. Sie ging ihm aus dem Wege, wo sie nur konnte, sprach bei Tisch kein Wort und bohrte mit den Augen Löcher ins Holz.

Auch der Alute fiel das auf, und einmal sagte sie: „Die Madlyne muß aus dem Hause, und schickt sie auch die nächsten Freier zurück, die ich ihr aussuche, so setze ich ihr eines Tages Bettsack und Kasten vors Hoftor."

Er erschrak, daß er an einem so bösen Ende die Schuld tragen sollte, und beschloß, das Seine zu tun, um alles zum Bessern zu wenden.

Darum ging er der Madlyne eines Morgens zum Melken

nach und sagte: „Du mußt nicht denken, Madlyne, daß ich dir vom Tode des Kindes etwas nachtrage."

Sie stand von der Hocke auf und sagte: „Aber ich trage es mir nach."

Er antwortete, die Rede Alutens nachsprechend, daß gegen Gottes allmächtigen Willen Menschenkraft ohnmächtig sei, und man müsse zufrieden sein, wenn man sich nichts vorzuwerfen habe.

Da legte sie plötzlich beide Hände auf seine Schultern, sah ihn lange mit den bohrenden Augen an, die sie jetzt immer machte, und sagte dann: „Schlaf bei mir, Miks Bumbullis! Dann werd' ich dir etwas erzählen, was zu wissen dir nottut."

Er fühlte eine große Unruhe und antwortete: „Mir ist nach lockeren Streichen nicht zumut'. Erzähl es mir auch so."

„Nein", sagte sie, „anders tu' ich es nicht."

„Ich werd' es mir überlegen", antwortete er und ging aus dem Stalle.

In derselben Nacht kam die Erscheinung wieder. Sie war in ihrem Hemdchen, hatte auf jeder Achsel einen Vogel sitzen und trug einen Stengel in der Hand, aber das war ein Schierlingstengel.

Er sagte der Alute nichts davon. Und als der Abend kam, sparte er wieder sein Essen auf, holte sich heimlich einen Topf und trug es darin zum Kirchhof hinaus.

Er war des Glaubens, das alles sei unbemerkt geschehen, aber hinter dem Hofzaun stand Alute und sah ihm nach.

Diesmal gab die Giltinne sich nicht so leicht zufrieden, denn das Kind erschien ihm auch in der nächsten Nacht.

Es wird wohl wieder ein Hahn sein müssen, dachte er, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn ab, Alute zu bitten, daß sie ihn schlachte.

Die Erscheinung kam immer wieder, und die Unruhe verließ ihn nicht mehr.

Da faßte er sich ein Herz, und während die Frau noch auf dem Felde war, ging er der Madlyne nach in die Kammer. Als sie ihn kommen sah, stieß sie einen Seufzer aus und faltete die Hände wie eine, die sich bereit macht, selig zu sterben.

So schlief er also bei ihr, und als ihr Kopf an seiner Schul-

ter lag, da kam es ihm zur Klarheit, daß er immer und immer nur nach ihr verlangt hatte.

Sie weinte ohne Aufhören und küßte ihm beide Hände.

Und dann ermahnte er sie, daß sie nun ihr Versprechen erfüllen solle.

Sie kniete vor dem Bette nieder und flehte: „Verlange es nicht! Verlange es nicht!“

Aber er verlangte es immer wieder.

Da sah sie, daß es kein Entrinnen mehr gab, und erzählte ihm, auf welche Art Alute das Kind umgebracht hatte. Und sie würde nie und nimmer zu überführen sein.

In seinem ersten Zorn griff er nach Madlynens Halse, um sie zu erwürgen, weil sie die Tat nicht verhindert hatte.

Sie sagte: „Drück nur zu! Drück nur zu! Oben am Hühnerbalken kannst du die Schlinge sehen, mit der ich mich aufhängen wollte. Und wärst du nicht so plötzlich gekommen, hätte ich es auch getan.“

Da sprang er aus dem Bette und lief nach dem Schleifstein. — — —

Alute arbeitete noch in den Kartoffeln, da sah sie einen Menschen auf sich zustürmen, der halb angezogen war und eine Axt schwang.

Und als sie ihren Mann erkannte, da wußte sie sofort, was geschehen war und daß es ihr nun ans Leben ging.

Sie rannte schreiend nach der Richtung des Dorfes hin, und er mit der erhobenen Axt hinter ihr drein.

Aber sie wagte nicht, nach einem der verstreuten Höfe einzubiegen, denn sie wußte, daß kein Türschloß und keine Menschenhand ihn hindern würde, die Tat zu begehen.

So lief sie weiter, und der Raum zwischen ihr und ihm verkürzte sich immer mehr.

Da sah sie nicht fern das Haus des Gendarmen und erkannte gleich, daß sie sich für heute und künftig nur retten konnte, wenn sie dem alles gestand. Die Anstiftung würde ihr niemand nachweisen, und der Meineid war bald gebüßt.

Als ihr Verfolger einsah, wohin sie steuerte, da ließ er von ihr ab, denn des Wachtmeisters Pistolen waren immer geladen. Er kehrte in seinen Fußtapfen um, und die Leute, die ihm gefolgt waren, gingen in großem Bogen um ihn herum.

Das Haus war jetzt so leer, wie er es bei seiner Heimkehr gefunden hatte. Auch nach Madlyne rief er umsonst.

Er zog sich einen warmen Rock an, steckte Geld in die Tasche, holte ein altes Gewehr hinter den Sparren hervor, das seit seiner Wilddiebszeit dort noch versteckt lag, und kroch auf dem Bauche von Graben zu Graben.

Als es finster geworden war, floh er über die Grenze. Rußland ist groß.

14

Der Gendarm erstattete die Anzeige.

Die Herren vom Gericht nahmen sich der Sache mit großem Eifer an. Ein Steckbrief wurde erlassen, Polizisten hielten Nachforschungen hüben und drüben, auch wurden Auslieferungsverhandlungen angebahnt, damit, wenn man ihn faßte, kein Aufschub entstand.

Alute, die trotz ihrer Selbstbezichtigung noch immer frei herumlief, lachte zu alledem und sagte: „Was gebt ihr euch für Müh'! Das Kind wird ihn schon holen gehn." Sie hütete sich wohl, in ihrem Hause zu bleiben, und selbst für kurze Zeit ging sie nur in Begleitung hinein, denn sie fürchtete, daß Miks ihr dort auflauern würde.

Nacht für Nacht hielt sie sich mit dem Gendarmen und ein paar Männern, die dazu aufgeboten waren, hinter dem Kirchhofzaune versteckt. Die Männer wechselten ab, denn keiner konnte für die Dauer die Nachtwachen vertragen. Sie aber war immer zur Stelle. Bei Tage streifte sie herum wie ein wildernder Jagdhund. Wo und wann sie schlief, wußte keiner.

Wenn einer von den fremden Gendarmen, die den hiesigen jede zweite Nacht ablösen kamen, gegen Morgen hin frierend und mißmutig sagte: „Ich denke, wir stellen die vergebliche Arbeit ein, denn er müßte schön dumm sein, uns freiwillig in die Arme zu laufen", dann wehklagte sie und flehte mit erhobenen Armen: „Erbarmen, Pons Wackmeisteris! Ich weiß, das Kind wird ihn schon holen gehn — wird ihn schon holen gehn."

Was sie aber nicht wußte, war, daß zu gleicher Zeit und gar nicht weit vom Kirchhof Madlyne im Graben lag — dicht an dem Wege, der von der Grenze her auf das Dorf zuführte. Sie

hielt sich heimlich in dem Hause eines früheren Bewerbers auf, dessen Frau ihr dankbar war, weil sie ihn nicht genommen hatte. Und allabendlich, wenn es dunkel wurde, schlich sie sich hinaus auf Wache für den Fall, daß er vorbeikommen sollte.

Manchmal war es noch kalt, und manchmal regnete es, aber sie fror nicht und ließ sich ruhig durchweichen. Nur gegen den Schlaf anzukämpfen fiel ihr schwer. Darum legte sie sich gewöhnlich eine ihrer Klotzkorken auf den Kopf, die ihr gegen die Knie fiel, wenn sie ihn einschlafend nach vornüber neigte. Und von dem Schmerze wurde sie dann wieder ganz wach.

Ab und zu ließ vom Kirchhof her ein leises Stimmengeräusch oder ein Säbelklirren sich hören; ab und zu, wenn der Wind danach stand, zog auch ein Tabaksgeruch über sie hin. Dann lachte sie höhnisch und schüttelte die Fäuste in das Dunkel hinein. Solange sie wachte, war keine Gefahr.

Aber in einer Nacht — es mag die vierzehnte oder fünfzehnte ihres Dienstes gewesen sein —, da muß der Schlaf sie doch überwältigt haben, oder aber er war nicht auf dem Wege, sondern quer über die Felder gegangen, denn plötzlich hörte sie auffahrend vom Kirchhof her Knallen und Männergeschrei. Und die Stimme Alutens mischte sich keifend darein.

Da wußte sie: sie hatten ihn.

Weinend lief sie auf den Lichtschein los, der plötzlich aufgeflammt war.

Und da sah sie ihn auch schon kommen. Zwei Männer brachten ihn geführt, und Alute tanzte um ihn herum, indem sie ihm die Zähne zeigte und die Zunge ausstreckte.

In seinem Gürtel hing der Oberteil einer breithalsigen Flasche, die wohl beim Kampfe mitten durchgeschlagen war. Darin war das Opfer für die Giltinne gewesen, mit dem er dem Kinde noch einmal die ewige Ruhe hatte erkaufen wollen.

Madlyne warf sich ihm in den Weg und küßte die eisernen Ringe, in die sie seine blutigen Hände gesteckt hatten.

Er sah gleichsam mitten durch sie hindurch und schritt weiter — seinem Schicksal entgegen.

Fröhliche Leut'

Der Weihnachtsbaum, der in der Ecke stand, neigte sich bedenklich nach vorne, weil man diejenige Seite, die sich den Wänden zukehrte und die deshalb schwer zu erreichen war, nicht so reichlich behängt hatte, daß sie den schatzbeladenen Zweigen der vorderen Hälfte das Gleichgewicht hätte halten können.

Papa bemerkte es und schalt. „Was würde Mama sagen, wenn sie das sähe? Du weißt, Brigit, daß Mama solche Nachlässigkeit nicht liebt. Wenn der Baum uns umfällt, müssen wir uns die Augen aus dem Kopfe schämen."

Und Brigit wurde feuerrot, kletterte noch einmal auf die Stehleiter und befestigte, die Arme weit hinüberreckend, allerhand, was sie gerade noch erraffen konnte, auf der Wandseite, die sie, weil daran doch nichts zu sehen war, in der Tat ein wenig stiefmütterlich bedacht hatte.

Und dann erst konnten die Lichter angezündet werden.

„Nun wollen wir auch noch die Geschenke durchsehen", sagte Papa. „Welcher ist Mamas Teller?"

Brigit zeigte ihn.

Diesmal war Papa zufrieden. „Gut, daß du so viel Marzipan daraufgelegt hast", sagte er, „denn sie muß ja immer was zum Verschenken haben", und dann prüfte er das schöne, blanke Safetyschloß, das daneben lag, und ließ die Finger liebkosend über die harten Fächer der Chamäropspalme gleiten, die Mamas Bescherungsplatz überschattete.

„Das Blumenglas hast du ihr gemalt?" fragte er.

Brigit bejahte. „Es ist ausschließlich für Rosen", sagte sie, „und die Farben sind eingebrannt und ganz und gar wetterbeständig."

„Was die Jungens ihr gemacht haben", meinte Papa, „können sie ihr ja dann selber bringen. Mamas Geschenke hast du auch hingelegt?"

Gewiß hatte sie sie hingelegt. Für Fritz ein Fischnetz mit Holzgabeln zum Aufhängen und ein zehnklingiges Universalmesser, — für Artur eine Hobelbank mit Trittbrett und aus-

wechselbaren Eisen und außerdem noch ein hochbordiges Hansaschiff mit einem goldhaarigen Meerweib als Galionsfigur.

„Das Meerweib wird Effekt machen", sagte Papa und lachte.

Brigit hatte noch etwas auf dem Herzen. Sie steckte die kleinen, festen Arbeitshände unter den Schürzenlatz, der sich über der noch flachen Brust ein wenig sackte, und wippte auf den Absätzen hin und her.

„Ich will's dir nur gleich verraten", sagte sie; „dir schenkt sie auch etwas."

Papa wurde sehr hellhörig. „Was denn?" fragte er und revidierte seinen Bescherungsplatz, auf dem sich jedoch neben Brigits Handarbeit — über die hatten sie schon gesprochen — nichts Bemerkenswertes vorfand.

Brigit lief eiligst zu der entgegengesetzten Ecke des Saales und zog unter dem Klavier einen etwa zwei Fuß hohen, in Papier gehüllten Kasten hervor, der sich für seine Größe merkwürdig leicht in die Höhe heben ließ.

Und als die Papierbogen gefallen waren, kam ein Holzkäfig mit einem großen, bunten Vogel zum Vorschein, dessen Gefieder schillerte, als hätten Himmelblau und Sonnengold sich darinnen gefangen.

„Eine Mandelkrähe!" rief Papa, die Hände zusammenschlagend, und um seinen Mund zuckte die Freude. „So ein seltener Vogel! Und den schenkt sie mir?"

„Ja", sagte Brigit. „Er hing im Herbst eines Morgens in der Drosselschlinge. Der Magazinverwalter hat ihn solange aufbewahrt. Und weil er so schön und sozusagen eine Art von Paradiesvogel ist, darum schenkt sie ihn dir."

Papa streichelte ihren Blondkopf, und sie war wieder rot bis an die Haarwurzeln.

„So, und nun wollen wir die Jungens rufen", sagte er.

„Erst laß mich die Schürze ablegen", rief sie, nestelte die Stecknadeln los und warf das häßliche schwarze Ding unter das Klavier, wo vorhin der Vogelkäfig seinen Platz gehabt hatte.

Nun stand sie in ihrem weißen, blauschleifigen Einsegnungskleide da und machte ein liebliches Schnäuzchen.

„Du hast recht daran getan", sagte Papa. „Mama liebt die dunkeln Farben nun einmal nicht... Alles soll licht und froh sein um sie herum."

Und dann durften die Jungen hereinkommen.

Sie hielten die Prunkbogen ihrer Weihnachtsgedichte ängstlich in beiden Händen und scheuerten sich an den Türpfosten.

„Munter, munter!“ sagte Papa, „oder glaubt ihr, euch wird heute der Kopf abgerissen?“

Und dann nahm er sie in beide Arme und knutschte sie ein wenig, so daß Arturs Gedichtbogen von rechts oben nach links unten einen Knick bekam.

Das war nun freilich ein Malheur, aber Papa tröstete, er wolle es schon verantworten, er sei ja selber schuld daran.

Herr Brüggemann, der lange Hauslehrer, steckte nun auch die Nase herein. Er hatte den feierlichen Predigtrock an, nickte vor sich hin wie ein Begräbnisgast und sagte mit einem kleinen Schnüffeln durch die Nase dreimal nacheinander: „Ja, ja... Ja, ja... Ja, ja.“

„Was seufzen Sie denn so gottsjämmerlich, Sie alte Tränenweide?“ lachte Papa. „Hier sind wir fröhliche Leute! Was, Brigit?“

„Natürlich sind wir das“, lachte Brigit zurück, „und hier, Herr Kandidat, ist auch Ihr Weihnachtsteller.“

Und sie führte ihn zu seinem Platze, wo ein kleines kalbledernes Portemonnaie verschämt unter den Pfefferkuchen hervorsah.

„Dies schenkt Ihnen Mama“, fuhr sie fort und reichte ihm ein schwarzes, flaches Buch mit dickem Goldschnitte; „es sind ‚Die drei Wege zum Frieden‘, die Sie doch immer so geliebt haben.“

Der Kandidat zerdrückte ein Tränlein der Rührung, aber bald darauf schielte er wieder nach dem kleinen Portemonnaie hinüber. Dieses war der vierte Weg zum Frieden, denn er hatte alte Kneipschulden.

Auch die Hausbeamten durften nun hereinkommen. Voran Frau Pönsgen, die Wirtschafterin, die mit ihren krummen, rissigen Händen einen Porzellantopf mit Alpenveilchen trug.

„Das ist für Mamachen“, sagte sie zu Brigit, und Brigit nahm ihr den Topf aus der Hand und führte auch sie zu ihrem Teller. Da gab es viele gute Sachen, unter anderen ein gestricktes, braunes Leibchen, wie sie es sich schon lange gewünscht hatte, denn in der Küche blies von Osten her durch die Fensterritzen ein böser Zugwind.

Frau Pönsgen sah es ebenso rasch, wie Herr Brüggemann sein Portemonnaie gesehen hatte. Und als Brigit sagte: „Das ist natürlich von Mama", da wunderte sie sich nicht im mindesten. Sie wußte aus ihrer fünfzehnjährigen Dienstzeit: das Beste kam immer von Mama.

Die beiden Jungen wollten inzwischen ihre Herzenslast los sein und standen um Papa herum, um ihm ihre Gedichte aufzusagen.

Er, der mit den Inspektoren zu tun hatte, beachtete sie vorerst nicht, dann aber wurde er sich über seine Versäumnis klar und nahm ihnen lachend und bedauernd die Bogen aus den Händen.

Fritz stellte sich in Positur, und Papa tat desgleichen, aber als er die Überschrift gelesen hatte: „Seinen lieben Eltern zum Weihnachtsfeste", besann er sich eines Besseren und sagte: „Das wollen wir lieber bis nachher lassen, wenn wir bei Mama sind."

Nun durften die Jungen gleich zu ihren Weihnachtstellern gehen. Und da ihre Freude sich noch in seligem Erstarren barg, trat Papa hinter sie, schüttelte sie im Genick und sagte: „Werdet ihr wohl fröhlich sein, ihr Banditen... Was soll Mama denken, wenn ihr nicht fröhlich seid?"

Da löste sich der Bann, unter dem sie sich bisher befunden hatten. Fritz hängte das Schleppnetz auf die Gabeln, und als Artur auf seinem Schiffe gar noch eine „Barkasse" und eine „Pinasse" entdeckt hatte, da schlug das Gefühl unermeßlichen Reichtums in hellem Jubel über ihnen zusammen.

Wie das nun aber so geht. Kaum hatten sie alle ihre Herrlichkeiten durchstöbert, da lenkte sich ihr Begehren auch auf das, was ihnen nicht gehörte.

Artur hatte das schöne blanke Schloß entdeckt, das zwischen Mamas und seinem eigenen Teller lag. Wem es zukam, blieb ungewiß. Ein ziemlich sicheres Gefühl sagte ihm zwar, daß er nichts damit zu schaffen hätte, aber anderseits: was sollte Mama mit so einem Sicherheitsschloß anfangen, das übrigens, wenn man sich nicht sehr irrte, von einem Bramahmodell herstammte? Oh! Man war nicht umsonst im tiefsten Innern Mechanikus mit Leidenschaft und von Beruf.

Nun kam als zweiter Sachverständiger Fritz herzu. Der

wieder hielt es für ein kombiniertes Chubbschloß. Was natürlich ein haarsträubender Unsinn war. Aber Fritz redete ja manchmal ins Blaue hinein.

Wie dem auch sein mochte, dieses Schloß war entschieden von allem das Schönste. Und wenn man den Schlüssel zurückschnappen ließ, dann gab es einen leisen, langsam verklingenden Ton, als säße in dem stählernen Leibe ein Geist, der die Harfe schlug. Schnapp—ting! Schnapp—ting!

Aber da kam auch schon Papa und machte der Freude ein Ende. „Was fällt euch ein, ihr Schlingel?" schalt er scherzend. „Anstatt der armen Mama etwas zu Weihnachten zu schenken, nehmt ihr ihr noch das bißchen weg, was sie bekommen hat."

Da schämten sie sich nicht schlecht. Und Artur meinte verlegen: sie hätten selbstverständlich was für Mama, aber sie hätten es draußen im Korridor gelassen, um es gleich mitzunehmen, wenn man zu ihr ginge.

„Holt es nur immer herein", sagte Papa, „damit es um ihren Teller herum nicht so mager aussieht."

Sie liefen eilig hinaus und brachten ihre Geschenke.

Fritz hatte für sie eine Blumentopfmanschette gesägt, aus sechs Teilen bestehend, jeder mit dem anderen durch kunstvolle Scharniere verbunden. Aber das bedeutete gar nichts, verglichen mit Arturs Luftfenster, das aus Roßhaarsträhnen sorgsam geflochten war und sich zum äußeren Rahmen in jeden beliebigen Winkel stellen ließ.

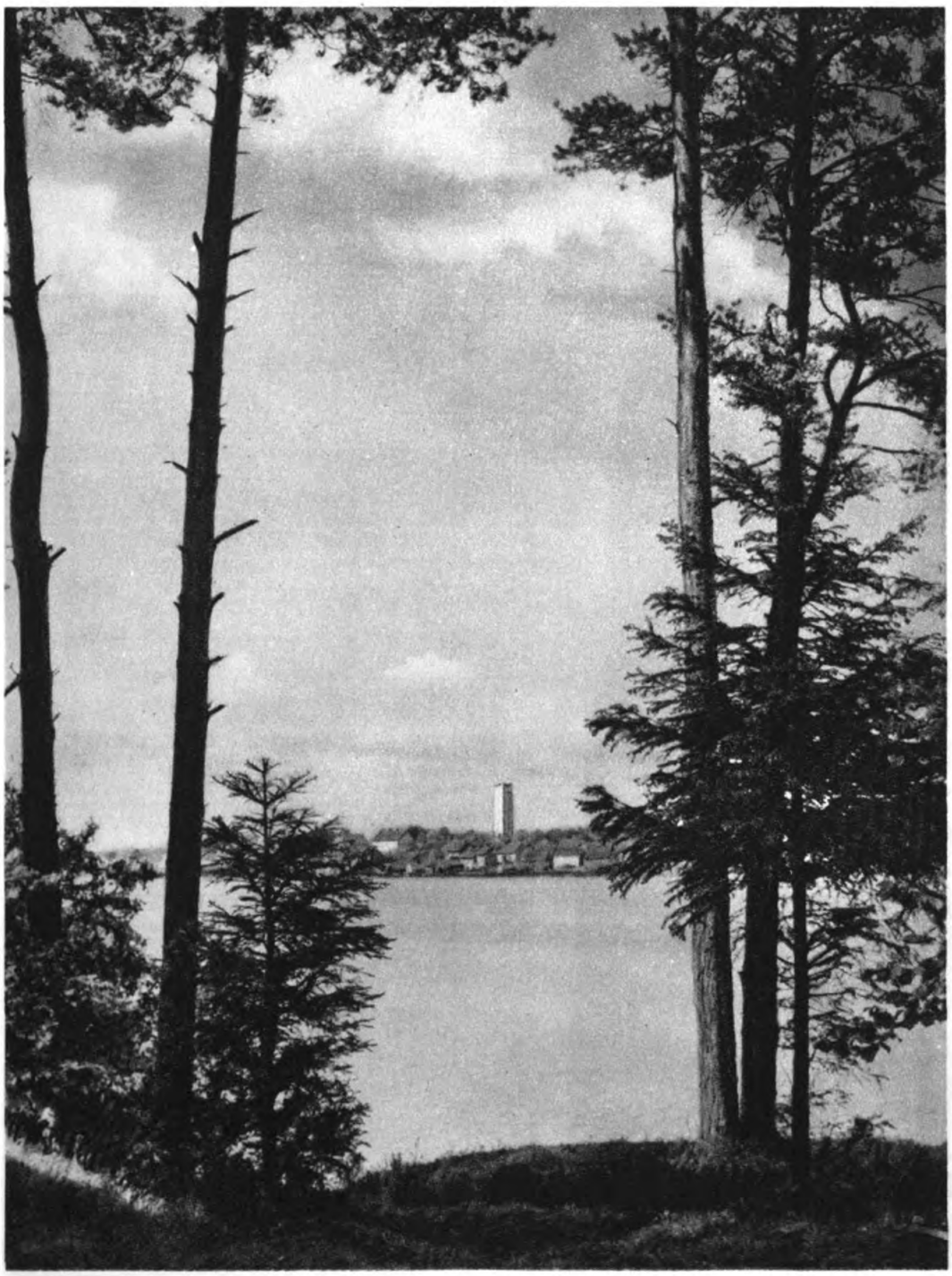
Papa freute sich sehr. „Nun können wir uns schon allenfalls vor ihr sehen lassen", meinte er. Und dann erklärte er ihnen auch den Mechanismus des Schlosses, und daß es den Zweck habe, die Blumen der lieben Mama in bessere Hut zu nehmen, denn schon öfters seien von ihren Lieblingsrosen einige weggekommen, was sich nur durch Anwendung von Nachschlüsseln erklären ließe.

„So — und nun wollen wir endlich zu ihr gehen", schloß er. „Sie wird schon lange auf uns warten. Und fröhlich wollen wir dabei sein! Denn Fröhlichsein ist die Hauptsache, sagt Mama... Hol uns die Schlüssel, Brigit, zum Gitter und zur Kapelle."

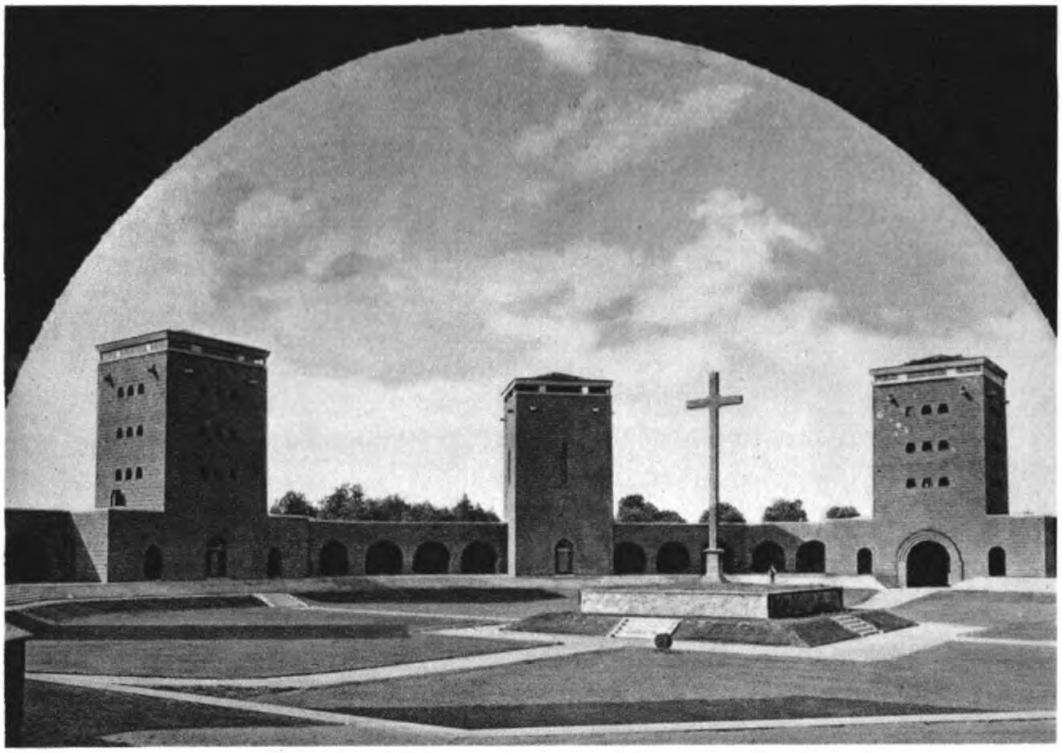
Und Brigit holte die Schlüssel zum Gitter und zur Kapelle.

DIE SEENPLATTE IM MASURENLAND

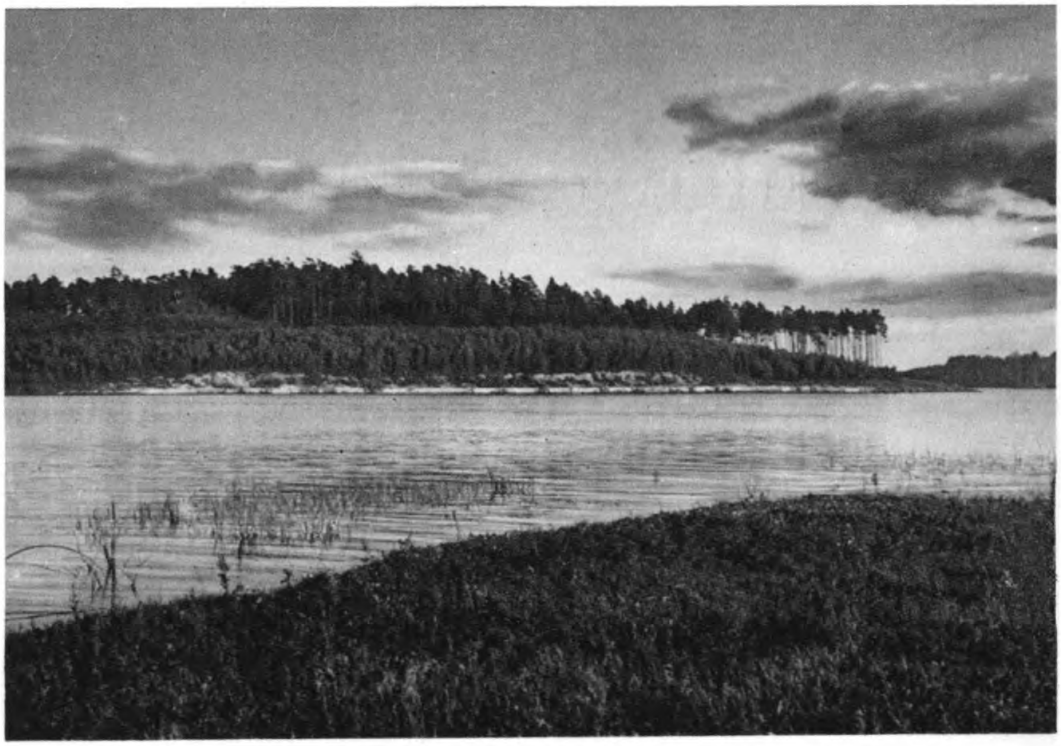
Ostpreußen besitzt mehr als 3000 größere und kleinere Binnenseen; die Mehrzahl in der Südhälfte des Landes, der Oberländisch-Masurischen Seenplatte



Am Spirding-See (Masurenland) mit Sicht auf Nikolaiken

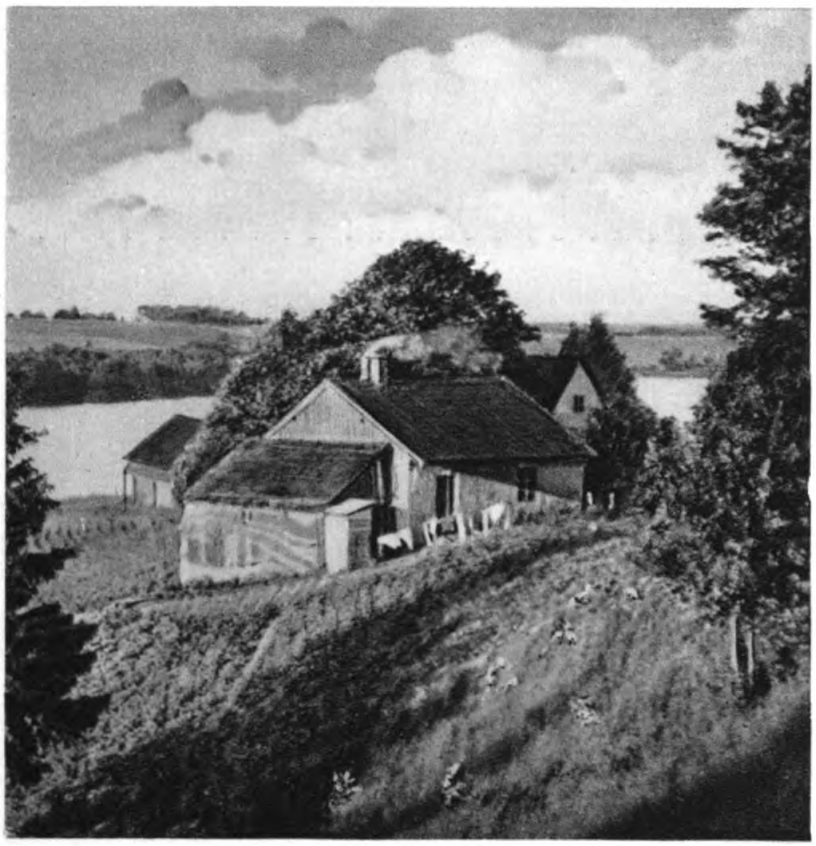


Das Tannenberg-Nationaldenkmal bei Hohenstein (Innen-Ansicht)



Der große Sysdroy-See zwischen Puppen und Babienten

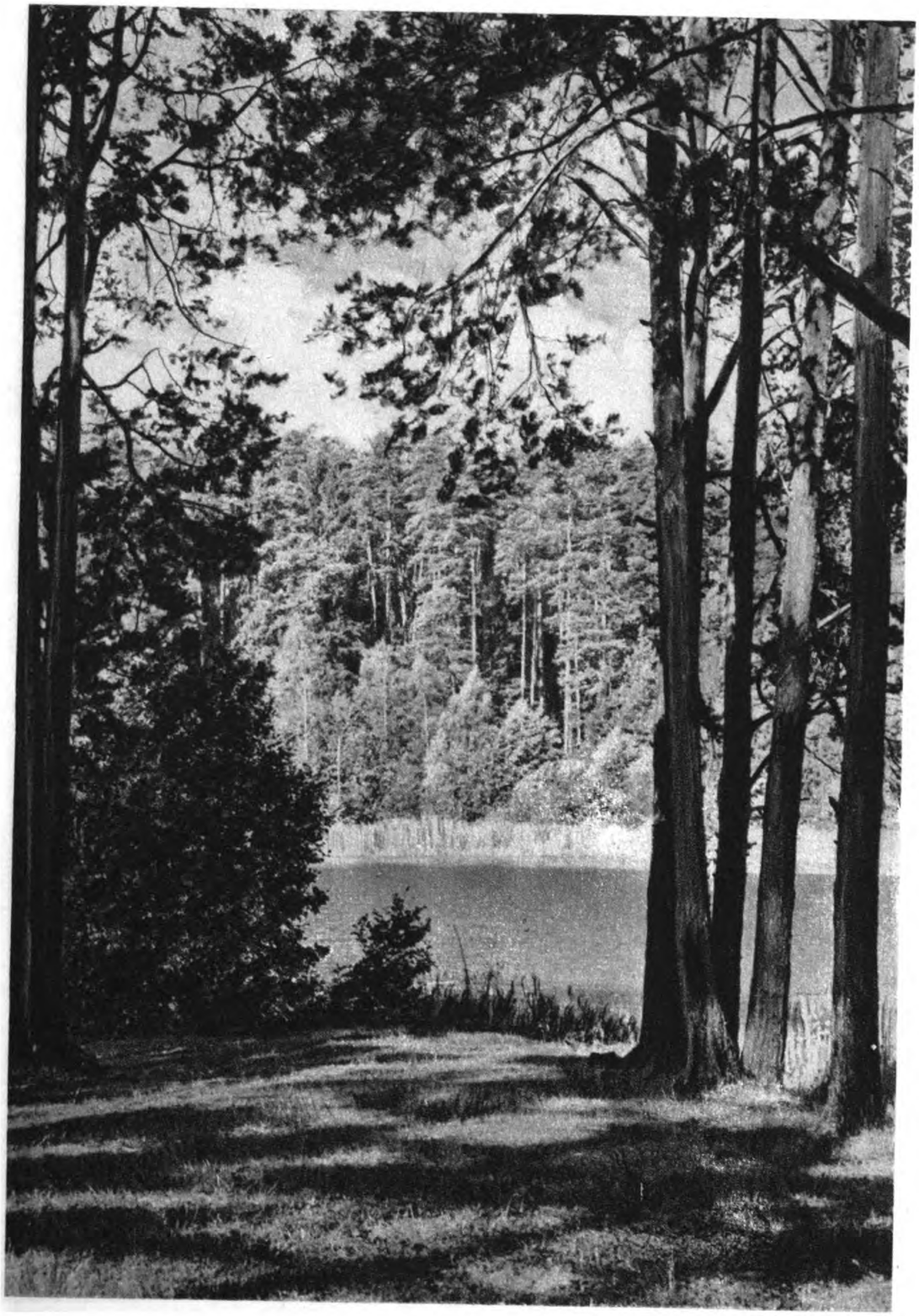
Die Kulla-Brücke am Südwest-Ausgang des Löwentin-Sees



Der Lassek-See bei Treuburg

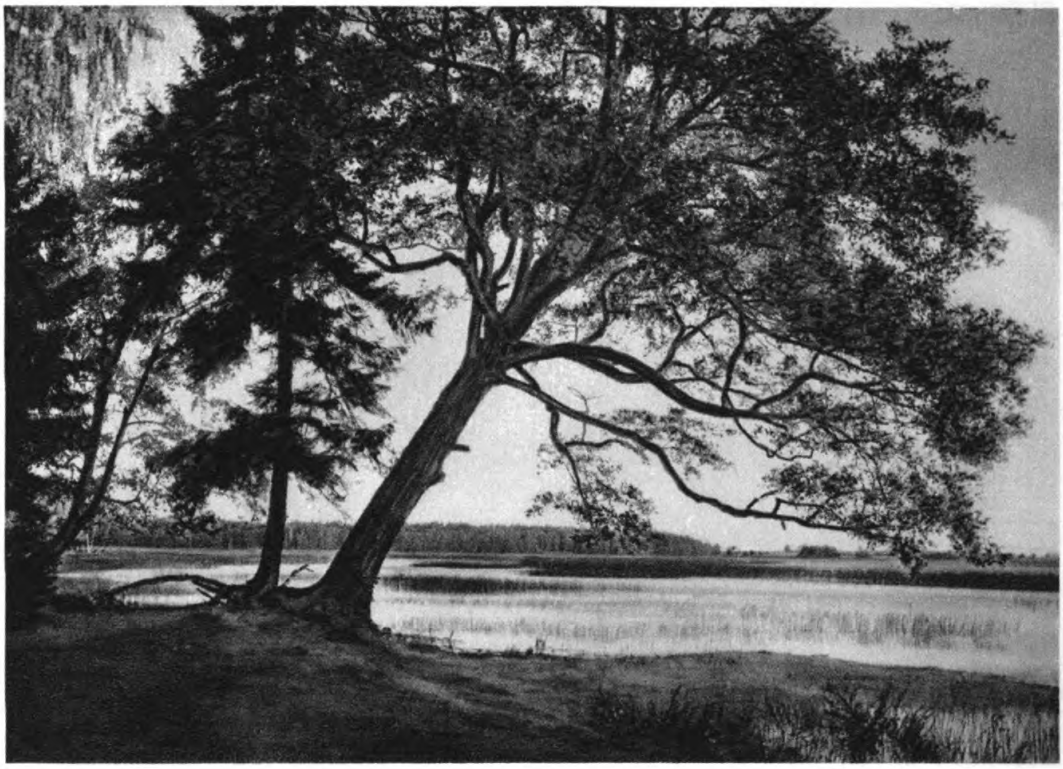
Der Czoos-See bei Sensburg

Holzflöße bei Rudczanny

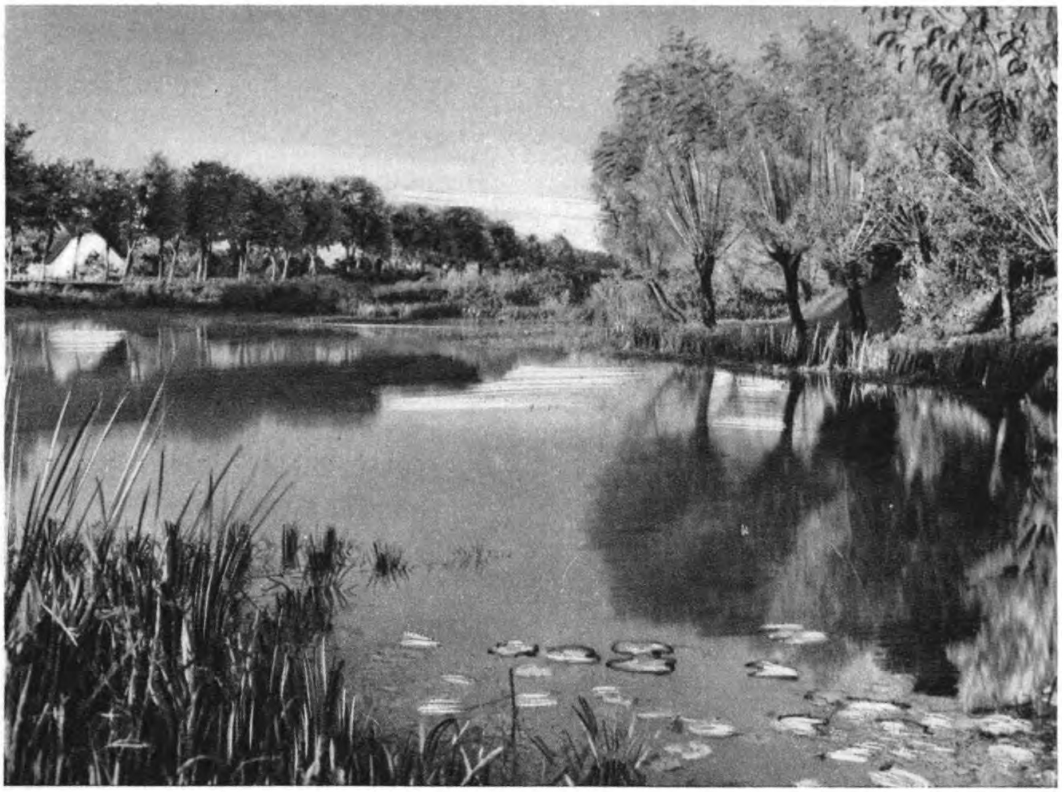


Am Tataren-See bei Lyck

Am Mauer-See

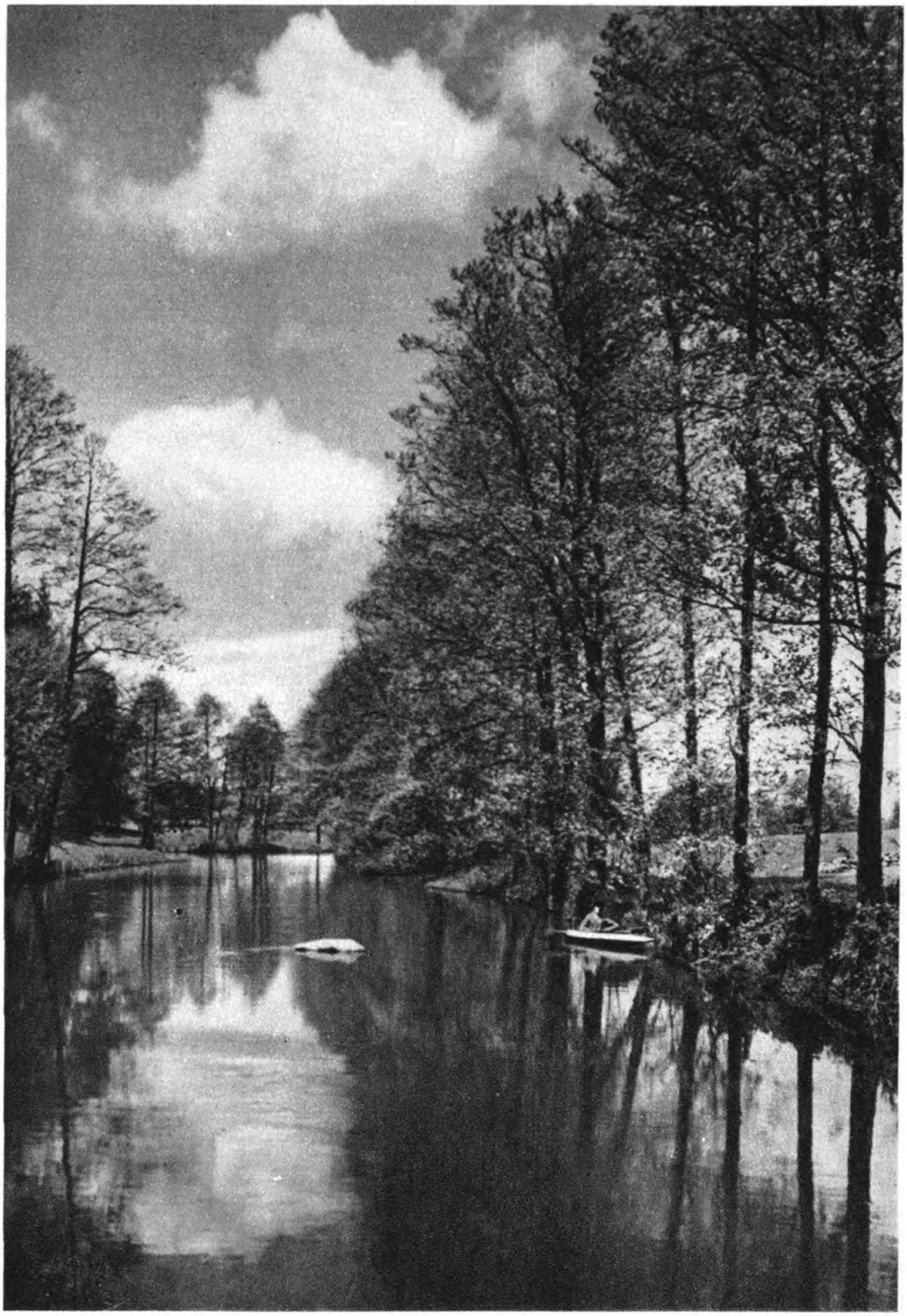


Stille Bucht am Mauer-See

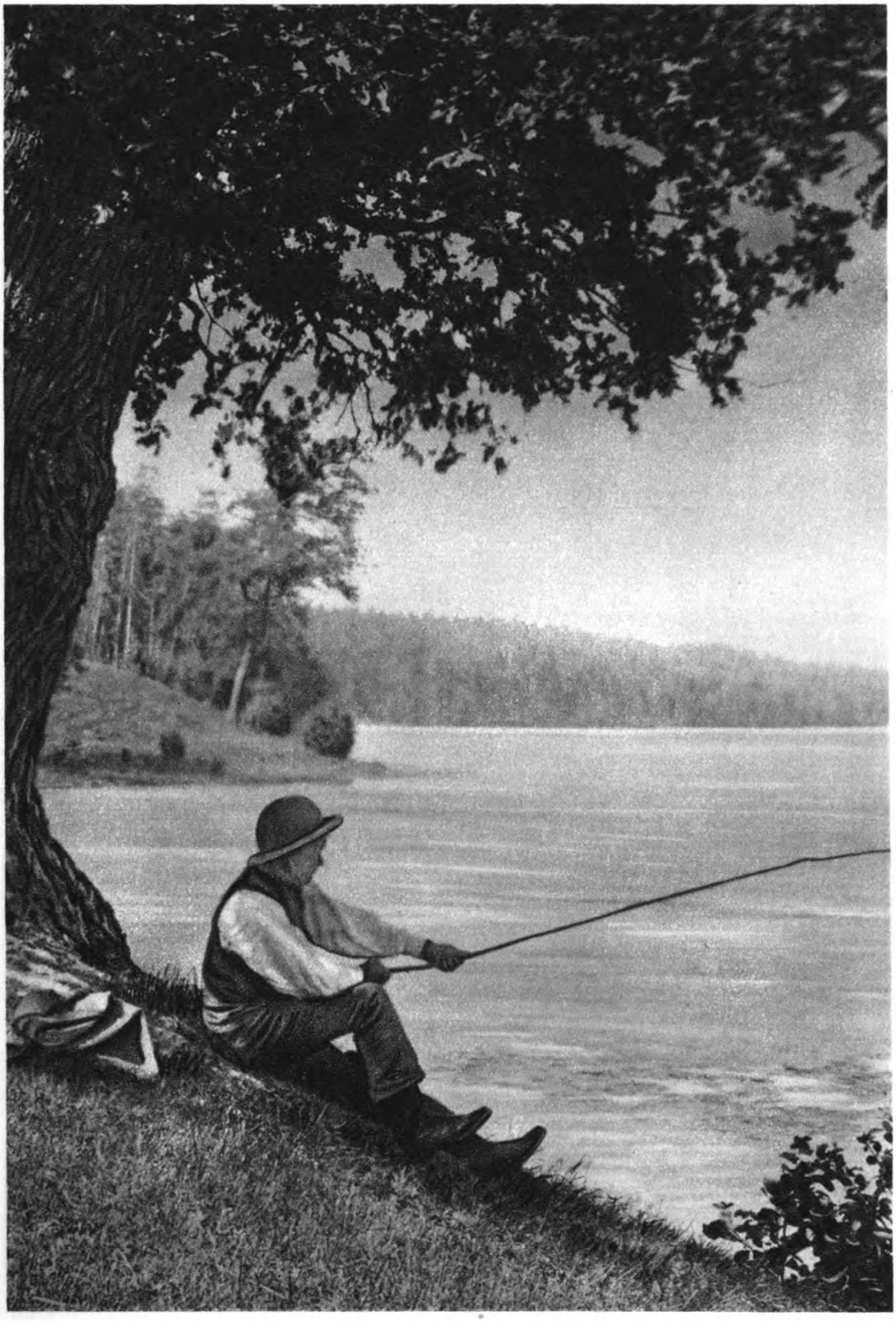


Masurischer Dorfteich bei Arys

Weideland an der Angerapp



Am Goldap-Fluß



Angelnder Masurenknabe unter der Königseiche am Guczianka-See

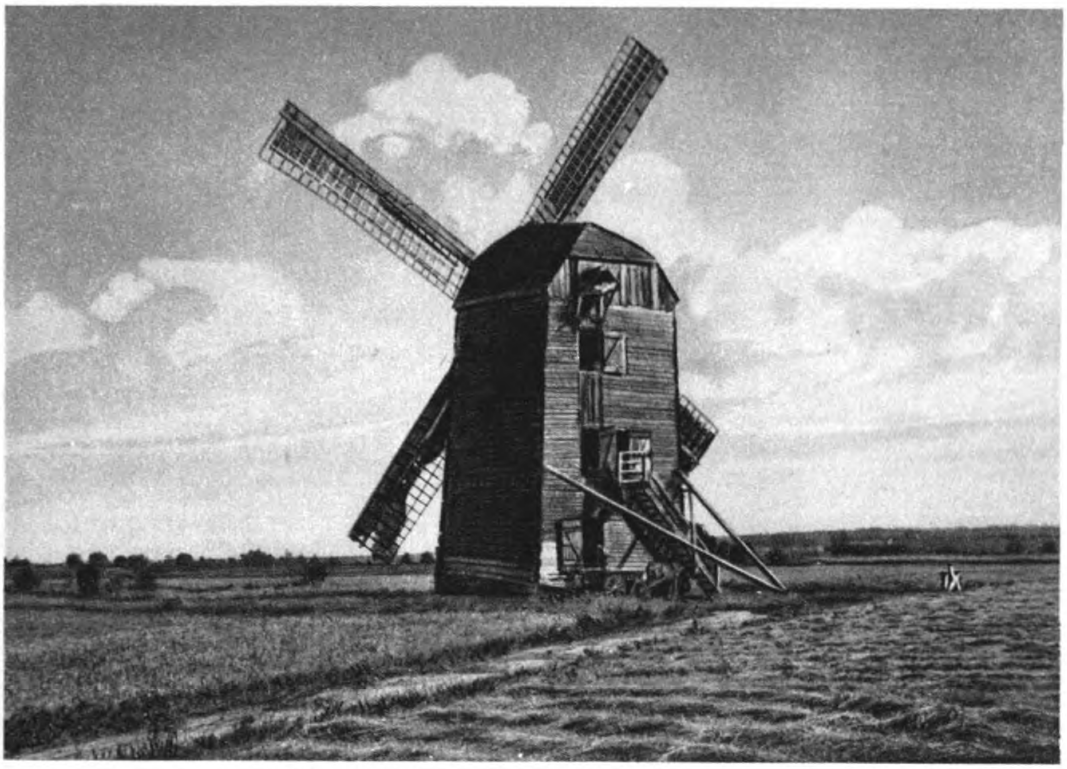
Am Goldapgar-See

QUER DURCH DIE OSTMARK

Bootsverkehr in der deutschen Memelniederung

Im Ibenhorster Forst (Memeldelta). Wildfütterung

Ein Bauernhof bei Pillkallen

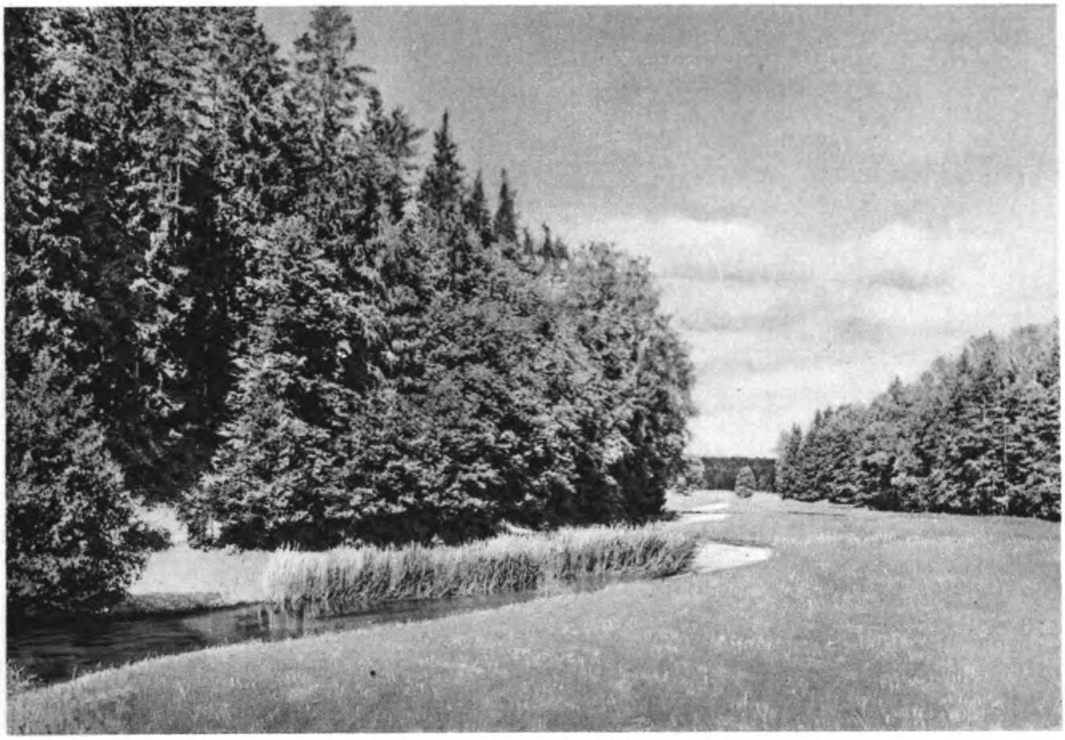


Eine Mühle im Felde, bei Gumbinnen

An der Pissa, bei Gumbinnen

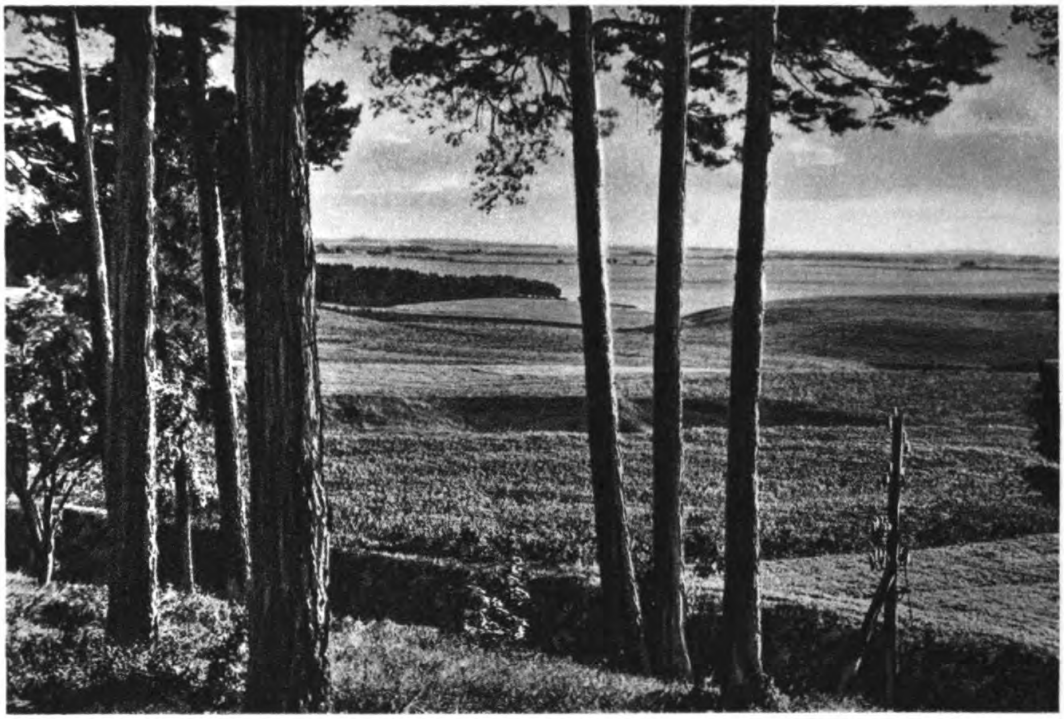
Sumpfwald im Forst, südlich von Lasdehnen (Ostpreußisch-Litauen)

Alte Eichen (bald vierhundert Jahre alt) im Park von Steinort



Tal der Rominte (Rominter Heide)

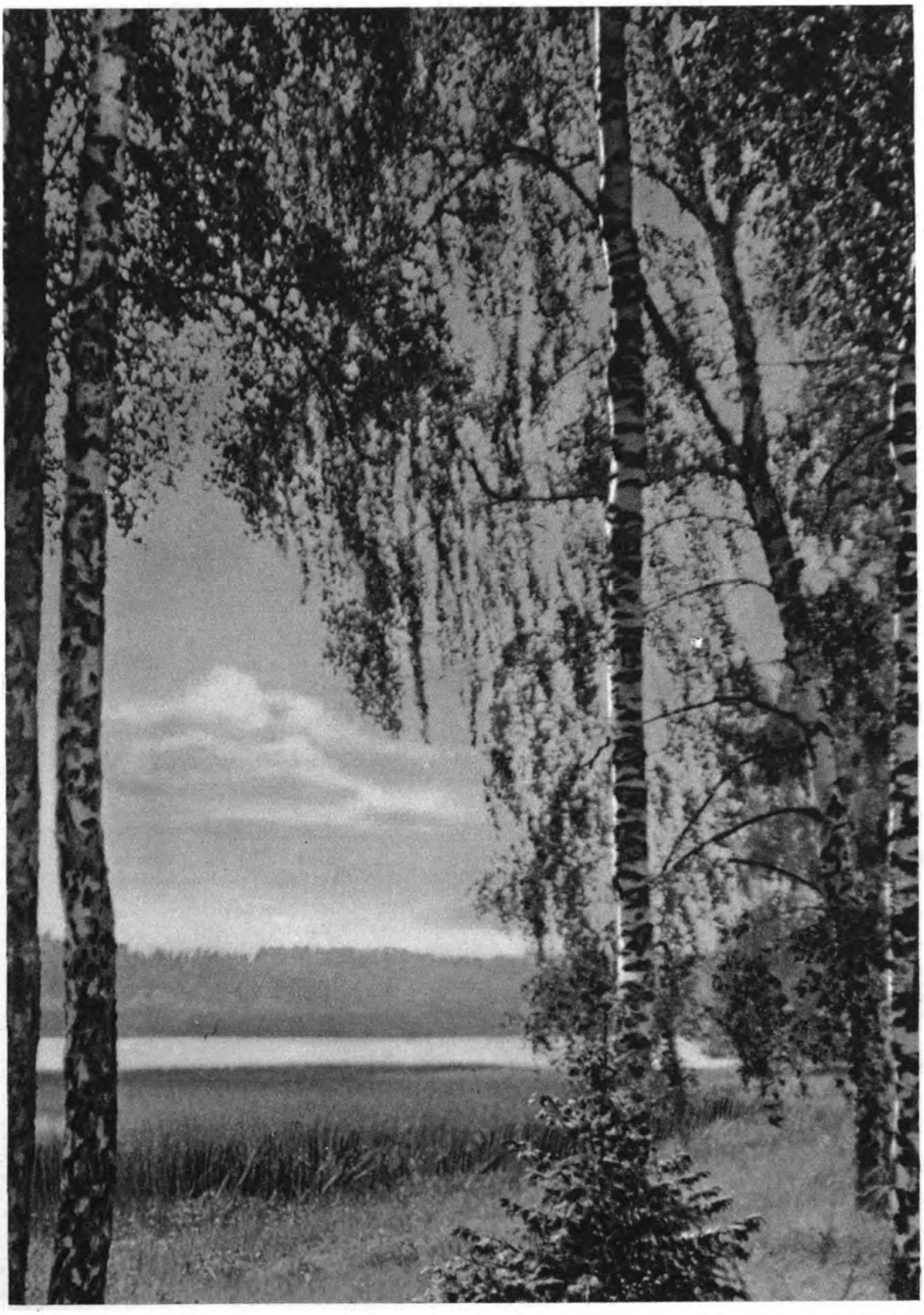
Der Cruttinafluß bei Cruttinnen



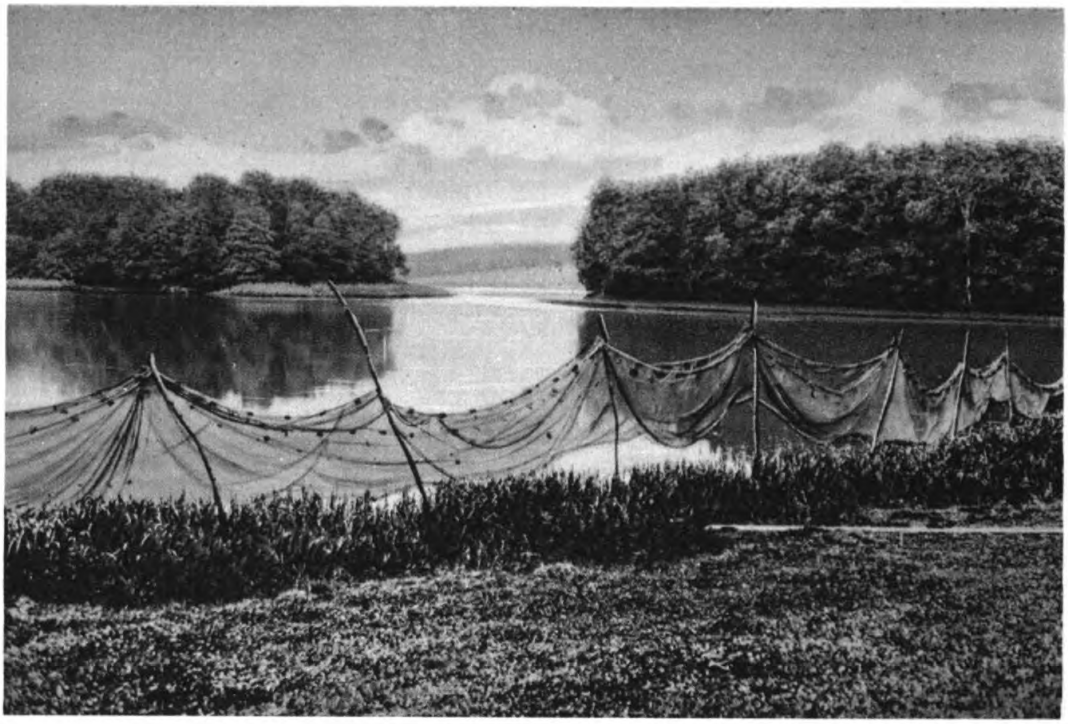
Am Waldrand bei Angerburg

Beförderung eines Schiffes im Oberländischen Kanal

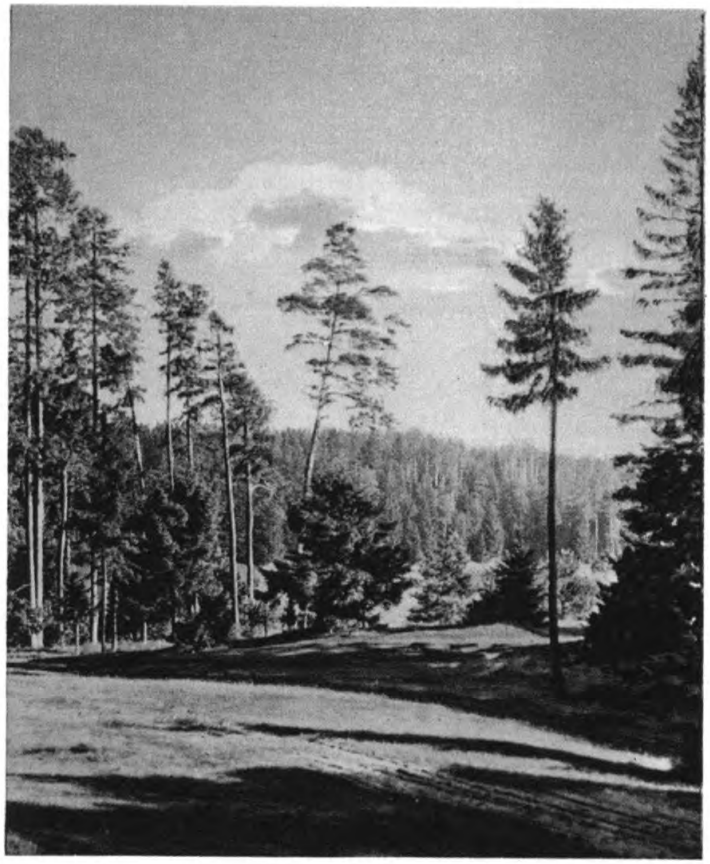
Von See zu See werden hier die Höhenunterschiede nicht durch Schleusen überwunden, sondern durch Abrollen der Schiffe über Land auf dieser „schiefen Ebene"



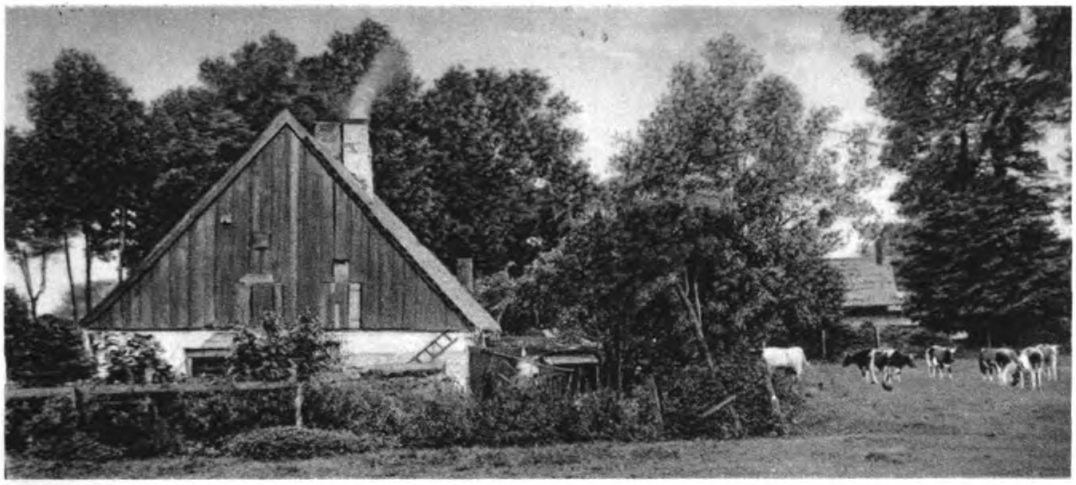
Am Röthloff-See im Oberland



An einem oberländischen See bei Osterode



In der
Johannisburger Heide



Idyllischer Bauernhof im Ermland

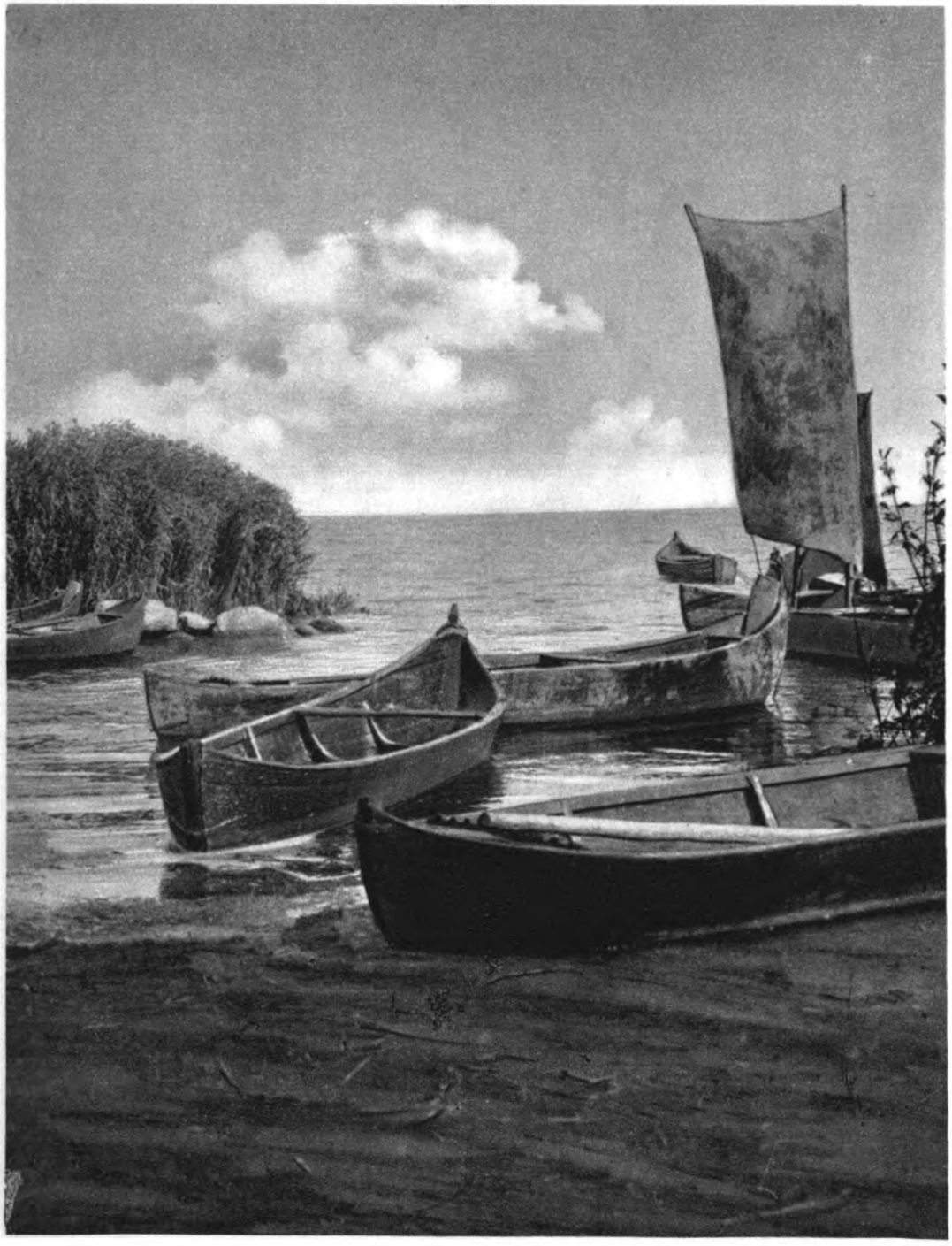
Eine Prozession durch die Feldfluren im Ermland

Die Brücke über die Nogat

Sie bildet den Zugang zur Marienburg zu Lande und berührt links Danziger Gebiet, so daß man zur Marienburg durch Danziger Gebiet gelangt

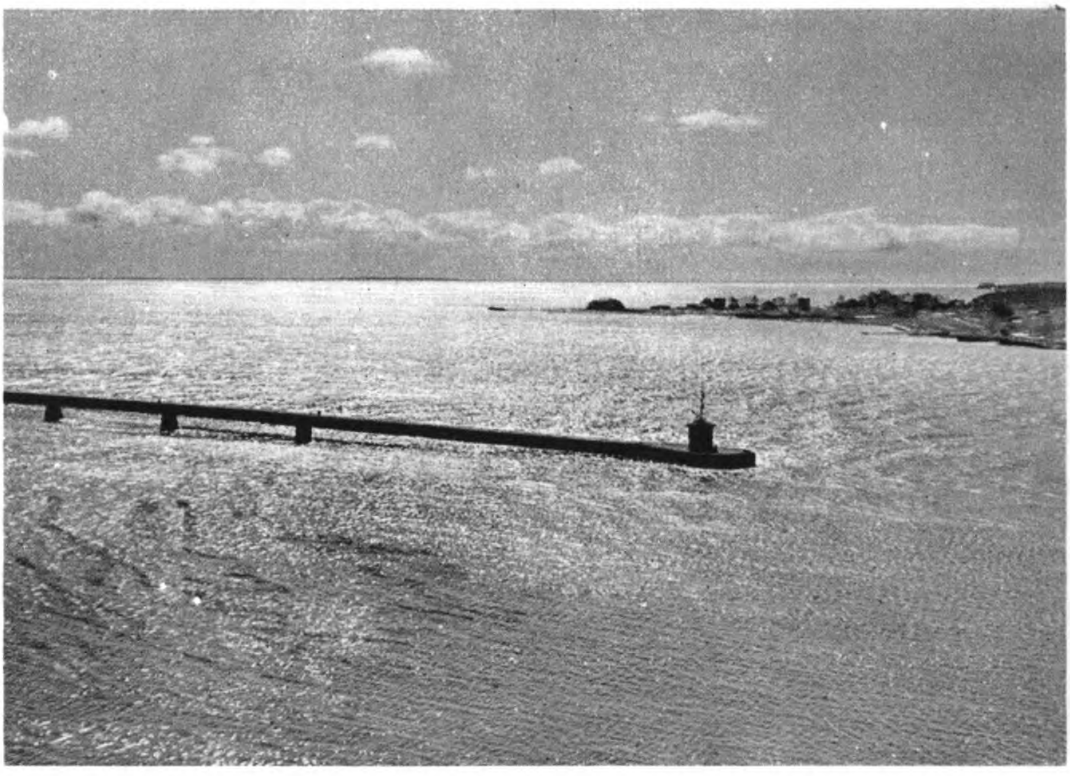
Panorama der Stadt Marienburg vom Wasserweg, der Nogat, aus

AN HAFF UND NEHRUNG



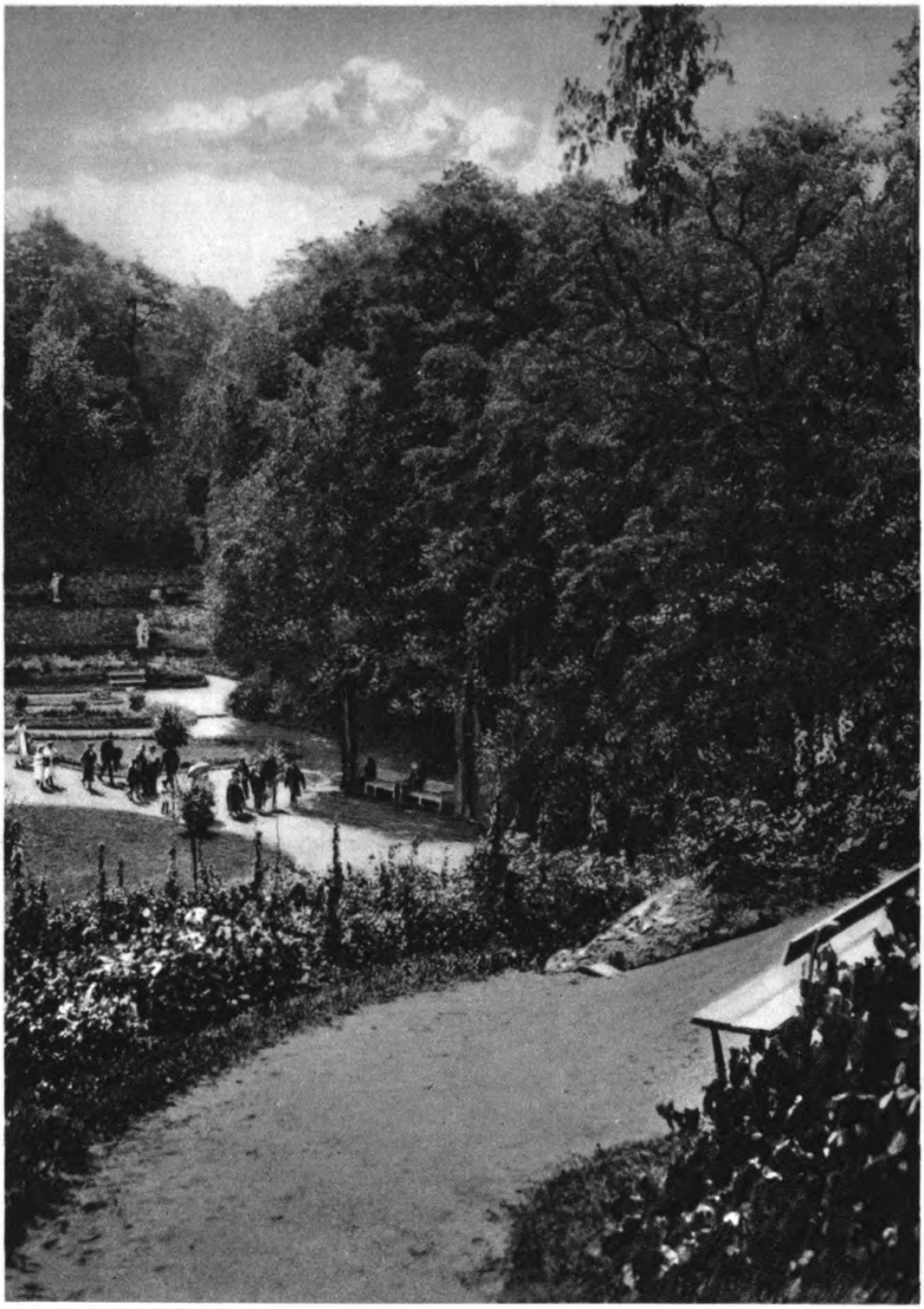
Am Frischen Haff bei Brandenburg

Am Frischen Haff zu Rosenberg

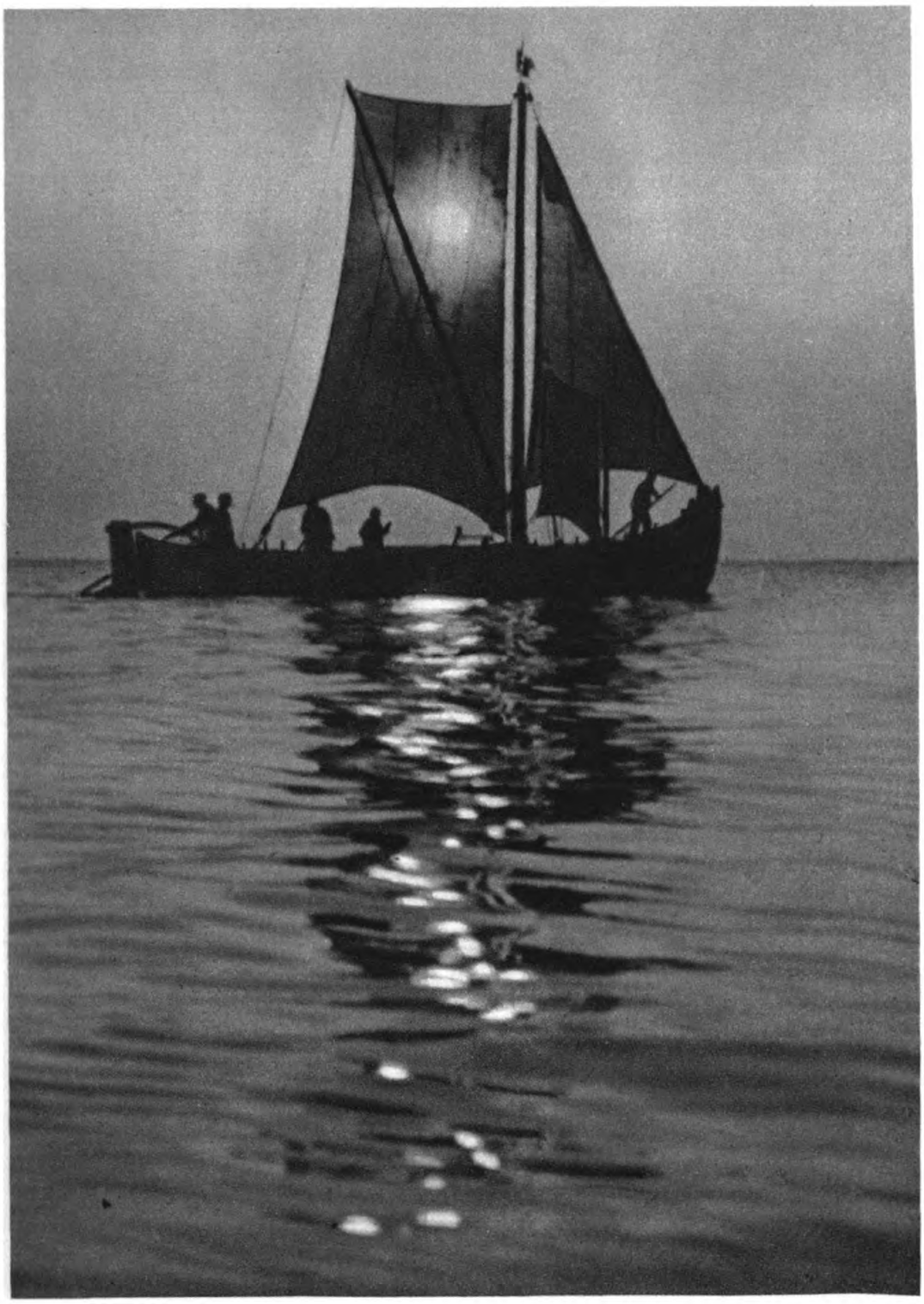


Das Pillauer Tief im Gegenlicht (Haffeinfahrt)

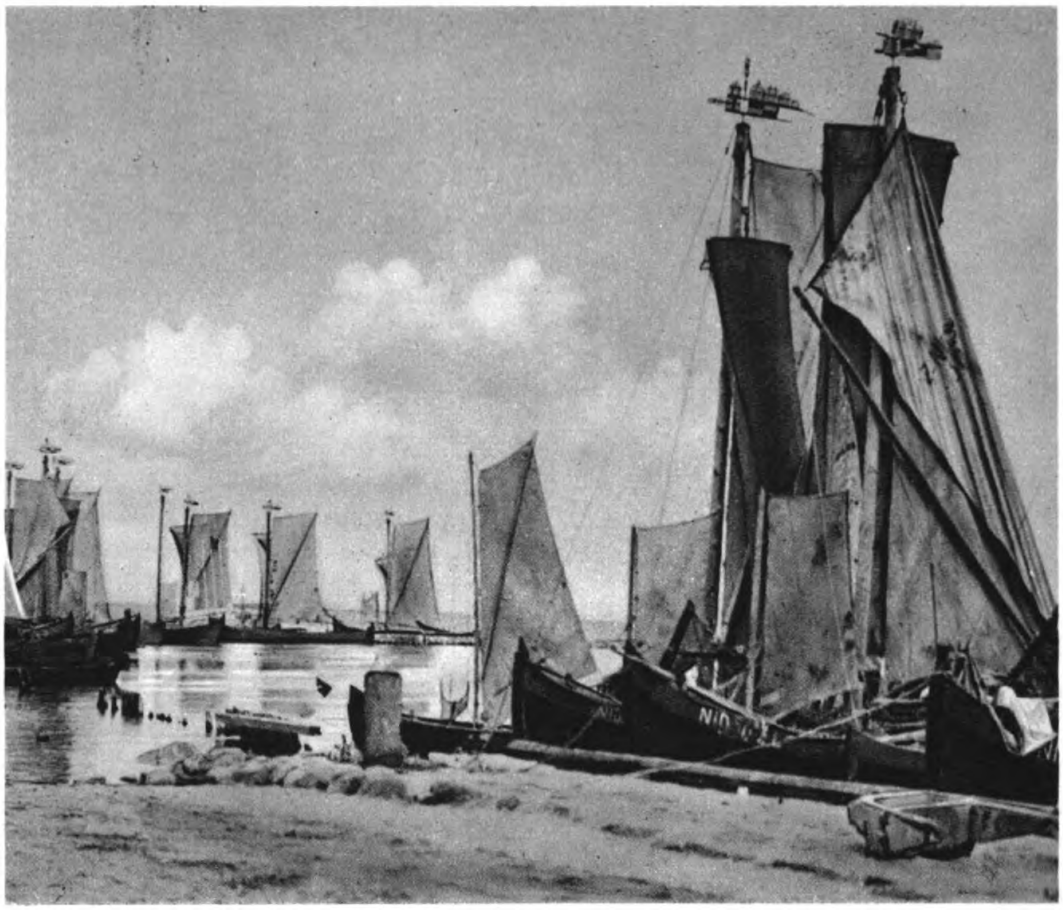
Auf der Frischen Nehrung. Dünenwald



Seebad Kahlberg auf der Frischen Nehrung



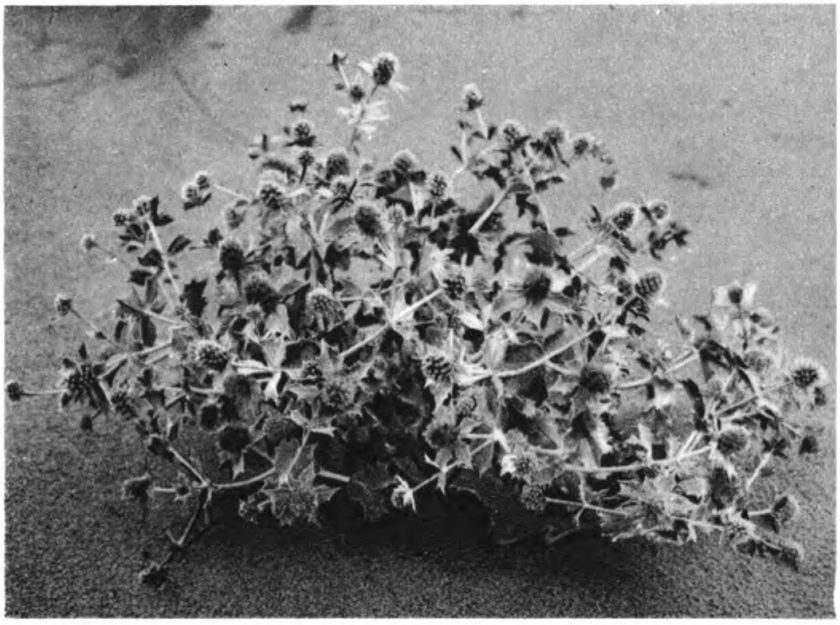
Kurisches Haff. Ausfahrt zum Fischfang



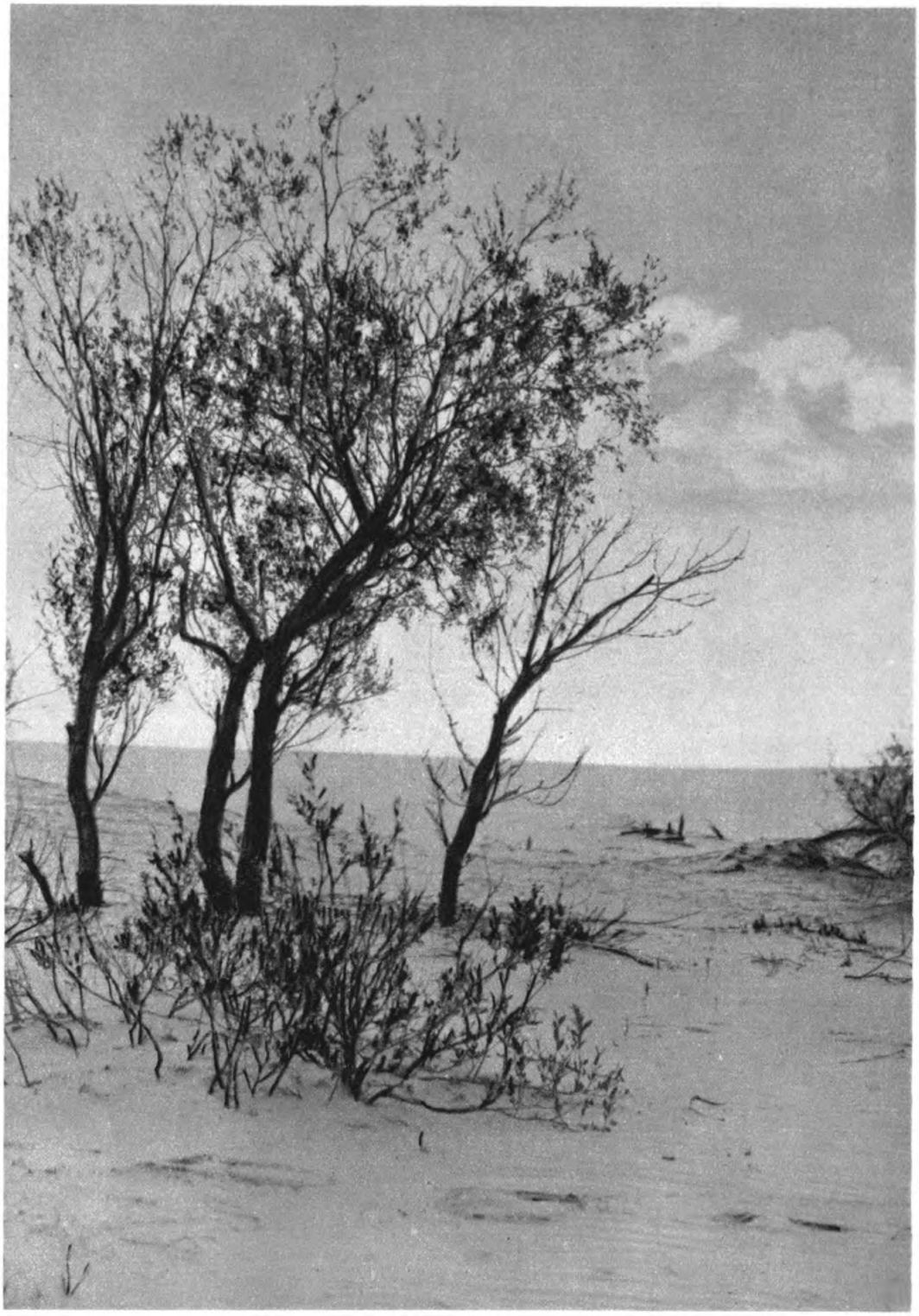
Im Hafen von Nidden (Kurische Nehrung)
Auf diesem zum Memelgebiet gehörenden Teil tragen die Schiffe litauische Wimpel

Eins der schornsteinlosen Fischerhäuser auf der Kurischen Nehrung

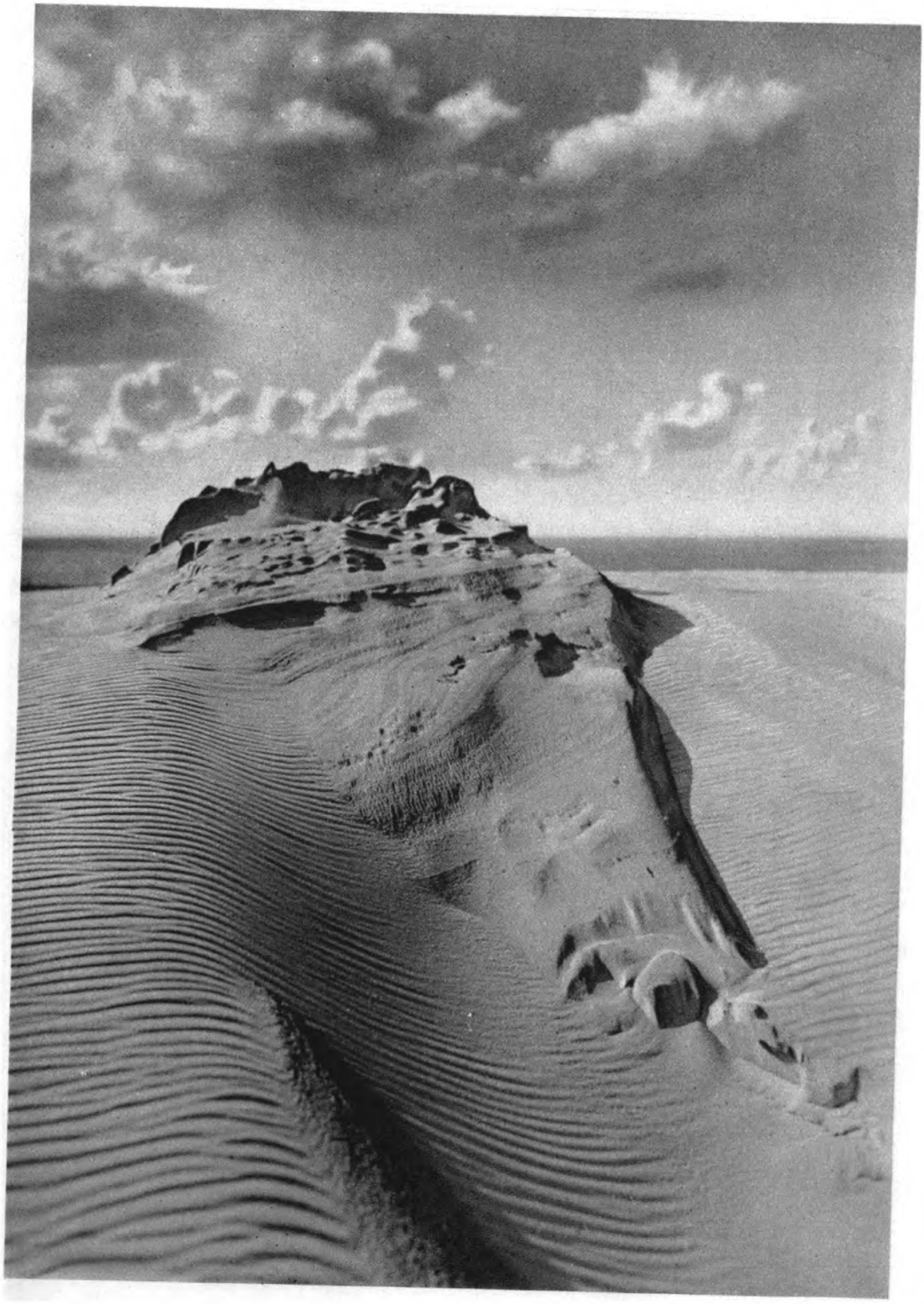
Vogelzug über der Kurischen Nehrung



Unter Naturschutz stehende Stranddistel im Sand der Wanderdünen



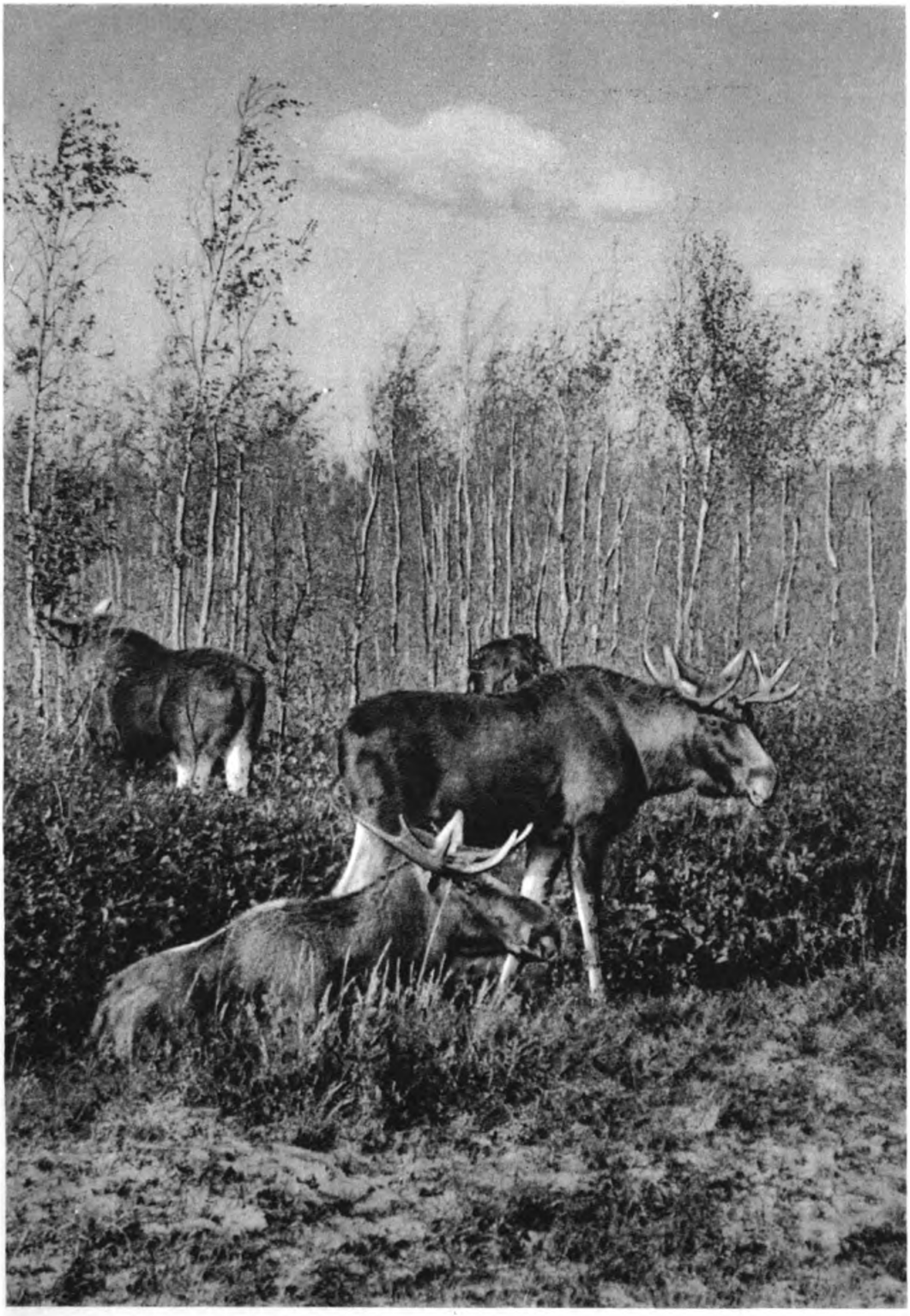
Versandende Bäume bei Kunzen (nahe bei Rossitten)



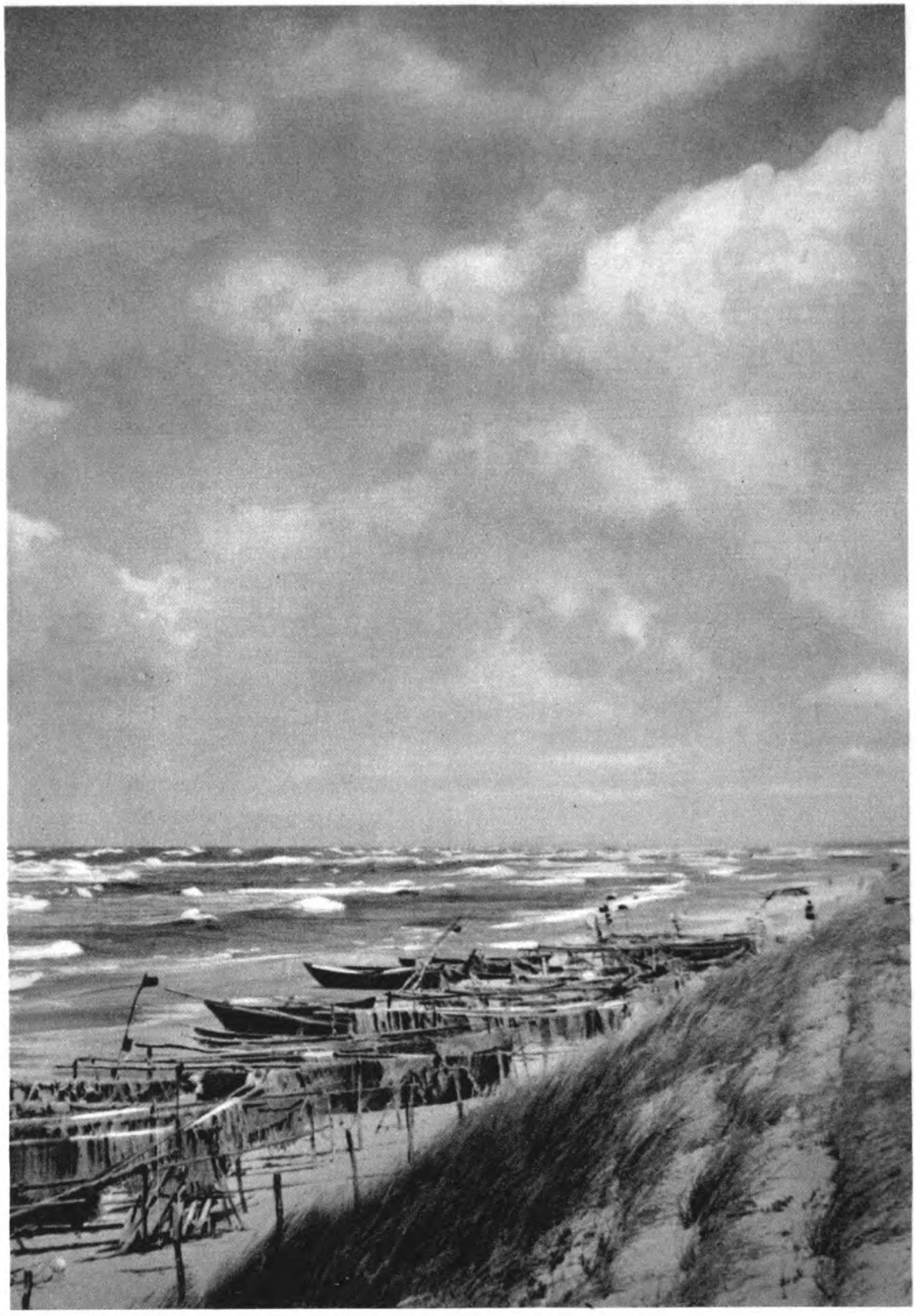
Sandgebilde einer Wanderdüne

Verlandete Rohrbucht auf der Kurischen Nehrung

Elche beim Kampfspiel



Elchrudel im Forst auf der Kurischen Nehrung



Ostseeküste

Jolanthes Hochzeit

1

— — — — — So am offenen Grabe eines alten Kumpans zu stehn — schändlich, sag' ich Ihnen, meine Herren, einfach ekelhaft. —

Man pflanzt die Beine in das aufgeschaufelte Erdreich und wickelt den Schnurrbart und macht ein dummes Gesicht und möcht' sich dabei die Seele aus dem Leibe heulen. —

Also er war hin — da war nichts mehr zu wollen. —

Mit ihm hat das größte Genie im Ersinnen und Mischen von Punschs, Grogs, Cobblers und kalten wie warmen Bowlen das Zeitliche gesegnet... Ich sag' Ihnen, meine Herren, ging man mal mit ihm über Feld, und er fing an, die Luft so eigentümlich durch die Nase einzuziehn, so konnt' man sicher sein, daß ihm in diesem Augenblick die Idee zu einer neuen Bowle aufging. Aus dem Geruch irgendeines Unkrauts erkannte er bereits die Natur der Weinsorten, die darübergegossen werden mußten, um etwas nie Dagewesenes, Extrafeines zustande zu bringen.

Auch sonst war er eine gute Haut, und die Zeit ist mir in all den Jahren, die wir Abend für Abend zusammensaßen — entweder kam er zu mir nach Ilgenstein, oder ich ritt nach Döbeln 'rüber —, nie lang geworden.

Wenn bloß seine ewigen Heiratspläne nicht gewesen wären. Das war seine schwache Seite. Mich betreffend, heißt das, denn er — „Gott", sagte er, „ich wart' bloß, bis mir das aasige Wasser zum Herzen steigt, und dann rutsch' ich ab."

Und jetzt war er soweit ... war abgerutscht ... lag vor mir in dem schwarzen Rittersarge, und mir war, als müßt' ich oben gegen den Deckel klopfen und rufen:

„Pütz — nu mach keine faulen Witze — komm 'raus — wir müssen ja heut unser Pikett spielen."

Meine Herren, da is nischt zu lachen... Die heftigste von allen Leidenschaften ist die Gewohnheit, und wieviel Menschen jährlich an gestörter Gewohnheit zugrunde gehn, das

meldet Ihnen kein Lied und kein Heldenbuch, um meinen alten Freund Uhland zu zitieren.

Es war ein Wetter, Katz und Hund zu vergeben. Sturm, Regen, Schloßen, alles durcheinander ... Manche Herren hatten ihre Gummiröcke angezogen... Daran lief das Wasser immer so in Rinnen 'runter... Und ebenso lief's über die Backen und in die Bärte... Mochten hie und da auch Tränen sein, denn Feinde hinterließ er nicht, der Pütz.

An Leidtragenden — was man in engerem Sinne Leidtragende nennt — war nur einer da: sein Sohn ... Lothar hieß er... War am Sterbetage von Berlin gekommen, wo er bei den Gardedragonern stand... Hatte sich als guter Sohn benommen, dem Vater die Hände geküßt, viel geweint, sich bei mir bedankt und fürchterlich viel 'rumkommandiert... Denn so 'n Leutnantchen, wissen Sie, wenn das nu mit einemmal ... na ja, also ... ich war ja da ... und wir hatten den Alten nu mit Gottes Hilfe soweit.

Wie ich mir den hübschen Bengel so von der Seite ansehe, wie er dasteht und seine Tränen mannhaft 'runterschluckt, fällt mir das Wort des Alten ein, das er am Tage vor seinem Ende zu mir gesprochen hat:

„Hanckel", sagt' er, „erbarm dich meiner im Grabe — verlaß meinen Jungen nicht!"

Das, wie gesagt, fällt mir ein, und wie ich vom Pfarrer 'rangewinkt werd', die drei Hände voll Erd' in die Grube zu werfen, schickt' ich auch stillschweigend einen Eid mit 'runter: „Ich werd' ihn nicht verlassen, Alter. Amen!" —

Alles nimmt ein End'. Die Totengräber hatten aus der Matsche eine Art Hügel gebaut und die Kränze drübergefliehen, da eine Frauensperson bei dem Leichenbegängnis nicht zugegen war... Die Nachbarn empfahlen sich, und wer noch zurückblieb, war der Pfarrer und Lothar und ich.

Der Junge stand da wie ein Stein und stierte auf den Hügel, als wollt' er ihn mit seinen Augen wieder aufwühlen, und der Sturm schlug ihm den Kragen seines Reitermantels um die Ohren.

Der Pfarrer tippte ihm sacht auf die Schulter und sagte: „Herr Baron, wollen Sie einem alten Manne noch ein Wort vergönnen." —

Aber ich winkte ihn beiseite und sagte: „Gehn Sie man nach Hause, Pfarrerchen", sagt' ich, „und lassen Sie sich von Ihrer Frau ein Glas Grog brauen. Ihnen wird sowieso ein bißchen luftig sein in Ihrer Halbseide."

„I", sagt er und schmunzelt ganz schlau. „Das sieht man so aus. Ich hab' ja den Paletot unter."

„Schad't nichts", sag' ich. „Gehn Sie man. Und den Jungen nehm' ich auf mich. Ich weiß besser wie Sie, wo den der Schuh drückt." Da ließ er uns denn allein. —

„So, mein Junge", sagt' ich. „Davon wird er nich wieder lebendig. Jetzt komm nach Hause, und wenn du willst, schlaf' ich auch bei dir."

„Ist nicht nötig, Onkel", sagt er. Er nannte mich Onkel, weil's einmal im Scherze so ausgemacht worden war... Und sein Gesicht dabei war hart und verbissen, als wollt' er fragen: „Was störst du mich in meinem Schmerz?"

„Aber von Geschäften könnten wir vielleicht reden", sagt' ich. Da schwieg er muckestill.

Sie kennen wohl alle, meine Herren, ein leeres Begräbnishaus... Wenn man so vom Kirchhof her wieder 'reinkommt ... der Sarggeruch von dem frischen Holze steckt noch drin... Und das Tannengestreusel... Und die Lorbeerblätter... Und die zerquetschten Blumen... Einfach scheußlich!

Meine Schwester, die mir dazumal die Wirtschaft führte — die alte brave Seele ist nun auch schon lange tot —, hatte zwar ein bißchen Ordnung geschaffen, den Katafalk wegräumen lassen und so ... aber viel war in der Eile nicht zu machen gewesen.

Ich ließ sie nach Hause fahren, holte eine Flasche von Pützens bestem Portwein und setzte mich dem Jungen vis-à-vis, der auf dem Sofa saß und seine Degenspitze auf dem Fußblatt englisch reiten ließ.

Wie gesagt, ein prächtiger Bengel... Lang, stämmig, wie sich's für einen Dragoner paßt.. Schnurrbart wie zwei Büsche ... dicke, schwarze Brauen und darunter die Augen wie zwei Feuerräder. Bißchen wilde, niedrige Stirn, weil die Haare zu tief hineingewachsen waren, denn der Schädel war proper. Aber dergleichen kleidet die Jugend. — Und in der ganzen Erscheinung jener Garde-Schick, den wir alle mal so

heiß erstrebt haben, mit dem aber weder die Tilsiter noch die Allensteiner Dragoner sich messen können. — Der Deibel weiß, woran es liegt! —

Ich stoß' mit ihm an — auf des Alten Gedächtnis natürlich — und frage dann wie obenhin:

„Na, was meinst du, was soll nu werden?"

„Weiß ich's?" burbelt er zwischen den Zähnen und flammt mich mit seinen Augen verzweifelt an.

Ja, ja, so standen die Sachen.

Die Verhältnisse des Alten waren niemals glänzend gewesen. Dazu seine Liebe für alles Trinkbare. — — Na, und Sie wissen, wo ein Sumpf ist, da sielen die Poggen... Vor allem aber der Junge, der seit Jahren drauflos lebte, als ob die Mergelkaulen auf Döbeln lauter Silberminen gewesen wären.

„Es summt sich wohl wieder mal, mein Sohn?" frag' ich.

„Gehörig, Onkel", erwidert er.

„Das hast du aber schlecht getroffen", sag' ich. „Hypotheken bis über die Landschaftstaxe — gebaut muß auch werden — — und verdient wird bei der Landwirtschaft nichts, das wissen ja schon die Hühner."

„Also Abschied?" fragt er und sieht mich fest an, wie einer, der vorm Kriegsgericht seine Verurteilung erwartet.

„Falls du keine Partie in petto hast, die dich 'rausreißt."

Er schüttelt wütend den Kopf. „Dann selbstverständlich."

„Und wenn ich Döbeln parzellieren lasse, was meinst du, was da übrigbleibt?"

„Schäm dich was, Junge", sag' ich. „Das Hemd auf dem Leibe verschleudert man nicht, und aus dem Bett schlägt man kein Brennholz."

„Onkel, du redest wie'n Endchen Talglicht", erwidert er. „Ich sitz' beim Gurgler drin." — „Wieviel ist es?" frag' ich.

Er nannte eine Summe. Wie hoch sie war, will ich verschweigen, denn ich hab' sie bezahlt.

Ich formulierte meine Bedingungen. Erstens: Sofortiger Abschied. Zweitens: Selbstbewirtschaftung des Gutes... Drittens: Beilegung des Prozesses.

Dieser Prozeß wurde geführt mit dem von Krakow auf Krakowitz und war seit vielen Jahren der Lieblingssport meines Freundes gewesen. Er drehte sich natürlich wie alle solche

Sachen um eine Erbschaftsangelegenheit und hatte schon dreimal soviel verschlungen, als der ganze Krempel ausmachte.

Und da der Krakow ein Rauhbein war, so hatte sich der Streit auch persönlich zugespitzt und war zum zähneblekkenden Hasse geworden, wenigstens auf jener Seite, denn Pütz in seinem Phlegma sah die Sache immer noch ein bißchen humoristisch an... Der drüben aber hatte öffentlich erklärt und geschworen, er werde jeden Pütz samt dessen Anhang mit Hunden von seinem Hofe herunterhetzen lassen.

Ja, also das waren meine Bedingungen... Und er erklärte sich einverstanden. Ob gern oder ungern, untersuchte ich nicht.

Die ersten Schritte zur Verständigung mit dem Krakow beschloß ich selber zu tun, obwohl ich alle Ursach' hatte, seine Drohung auch auf mich zu beziehen, war ich doch schon im Kreistag ein paarmal gehörig mit ihm aneinandergeraten.

Aber — na, sehn Sie mich an — und ohne daß ich prahlen will, ich kann mit dieser meiner Faust einen Bullen zu Boden schlagen, vor ein paar Kötern brauch' ich doch nicht Reißaus zu nehmen! — Na ja!...

2

Meine Herren, ich lass' also drei Tage verstreichen, um die Sache zu beschlafen — dann meine beiden Jucker in die Sielen — und im gelben Jagdwagen, heidi! nach Krakowitz.

Schönes Land!... Nichts zu sagen! — Bißchen verludert — aber genial. — Viel schwarze Brache, aber vielleicht für Winterraps oder so... Weizen lala... Rindvieh famos...

Der Hof! Ja, wissen Sie, der Hof ist wie des Menschen Herz... Hast du nur gelernt, hineinzusehn, so macht man dir schwer ein X für 'n U... Es gibt verwahrloste Herzen, wo aber aus dem Dreck überall die Goldklumpen vorgucken, und aufgeputzte, aufgedonnerte, sozusagen mit Arsenik aufgefutterte Herzen — — die funkeln und glitzern von fern und von nah, daß man nur rufen möchte „Donnerwetter", und dabei ist alles faul und modrig... Es gibt Herzen in auf- und absteigender Linie — Herzen, von denen das bessere hoffnungsloser ist als das weit, weit schlechtere, weil dieses sich erkuwert, und jenes langsam abwärts geht. — Na, und so weiter.

Der Hof von Krakowitz war von allem ein bißchen. Blanke

Scheunen — liederliche Wagen — schöne Jauchenabfuhr — matte Stallordnung. Der Geist, der über dem Ganzen lagerte, hieß Laune, mit einem Schuß Geiz oder Mangel, denn dies beides läßt sich beim Ansehn schwer unterscheiden. Herrenhaus: zweistöckig, rotzieglig, mit gelben Verblendern, Efeu ringsum. Kurz, nicht übel. So was wie unbewußte — na, Sie wissen schon.

„Herr Baron zu Hause?" — „Ja — wen soll ich melden?" — „Hanckel, Baron Hanckel-Ilgenstein." — „Bitte, solange einzutreten."

Ich tret' also ein ... alles alt ... alte Möbel, alte Bilder — wurmstichig, aber gemütlich.

Da hör' ich ein Schimpfen durch die Tür!

„Der Aaskerl — der untersteht sich — hat immer mit dem Pütz gehalten, dieses heimtückische Luder."

„Schöner Empfang", denk' ich.

Und Frauenstimmen dazwischen. „Aber Papa!" winselt die eine. „Aber Mannchen", piepst die andre. — Ei weh! — Na! —

Da kommt er 'rein. Ja, meine Herren, hätt' ich's nicht eben mit diesen meinen Ohren gehört — die Hände ausgestreckt — das graue Sündergesicht strahlend — blinzt mit den Dachsaugen schlau und selig.

„Nachbar — Freund — wie glücklich!"

„Sie, Krakow", sag' ich, „nehmen Sie sich in acht, ich hab' eben alles gehört!" — „Was haben Sie gehört, Freundchen, was?"

„Wie Sie mich tituliert haben: Aaskerl, und weiß Gott."

„Na ja", sagt er, ohne auch bloß mit der Wimper zu zucken, „ich sag's ja jeden Tag zu meiner Frau: die Türen taugen nischt... Aber das müssen Sie mir nicht übelnehmen, alter Freund, ich hab' mich immer geärgert, daß Sie zu dem Pütz gehalten haben... Und, Mann, ich sag' Ihnen, meine Weiber brauen gerad' so 'ne Bowlen wie er ... wären Sie man zu mir gekommen ... Jolanthe!! — Das ist nämlich meine Tochter. Jolanthe!! — Das ist der Trost meiner Seele! — Hört nich! ... Hört nich! — Hab' ich's nicht eben gesagt, die Türen taugen nichts?... Aber jetzt stehn diese Weiber beide hinterm Schlüsselloch!... Werd't ihr wohl weg, ihr Kröten!... Hören Sie das Geraschel, wie sie weglaufen? Hä — hä — was! So'n Weiberzeug!"

Meine Herren, da sei nu mal einer beleidigt! Ich kann's nicht — ist mein Fell zu dick? — ich kann's nicht...

Wie er aussah?...

Viel weiter wie bis übern Gürtel reichte mir das ganze Gewächse nicht. Rund, fett, mit O-Beinen — und auf diesem Wanst ein richtiger Apostelkopf. Entweder Petrus oder vielleicht Andreas oder sonst einer. — Ein schöner, breiter, kreisrunder Bart mit zwei weißen Strähnen von den Mundwinkeln her — gelbe Pergamenthaut mit einem dichten Faltenkranz um die Augen ... die Stirn kahl, aber über den Ohren zwei mächtige, graue Büschel.

Tanzt der Kerl da vor mir 'rum — wie toll.

Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich mir durch diese Sperenzchen was vormachen ließ... Ich kannt' ihn lang genug, ich sah ihm durch seinen Nabel wie durch ein Glasfenster — aber, nun schimpf' mich einer Hundsfott, er gefiel mir.

Und was drum und dran war, gefiel mir auch.

Da war so 'n Winkelchen vorm Fenster mit geschnitzten Eichenschranken drumrum — von Efeu überwachsen ... ganz mollig... Da schien die Sonne blank mitten durch, wie durch eine Laube ... und drin auf dem Tisch lag ein Wollenknäul in einem Elfenbeinschälchen — und eine Nummer „Daheim" ... und ein angeknabbertes Stückchen Torte.

Wie gesagt: ganz mollig.

Da setzten wir uns nu 'rein, und ein Mädchen brachte Zigarren.

Die Zigarren taugten nichts, aber ihr Rauch wolkte sich so hell und lustig im Sonnenschein, daß ich gar nicht mal viel hinsah, wie die Strempel kohlten.

Ich wollte anfangen, von meinen Geschäften zu reden, aber er legt mir die Hand auf die Schulter und sagt:

„Freund und Gönner, nach dem Kaffee."

Ich sag': „Na, erlauben Sie, Krakow", sag' ich.

„Freund und Gönner, nach dem Kaffee."

Ich erkundigte mich höflicherweise nach den Feldern und ließ mir seine Neuerungen, mit denen er prahlte wie toll, dringend ans Herz legen, trotzdem sie bei mir längst zum alten Eisen gehörten. — Und dann kam die Baronin.

Ein feines altes Stück. — Große, schmale, blaue Augen —

silbergraue Haare mit schwarzem Spitzenhäubchen drauf ... dünne Taille — wehleidiges Lächeln ... feine, gelbliche Hände ... das Ganze ein bißchen zu zart für eine Landedelfrau und namentlich für solchen Tölpel von Mann...

Bewillkommnet mich ganz proper, und der Alte schreit derweilen wie besessen:

„Jolanthe — Frauenzimmer — wo steckste? — ein Junggeselle ist da — — ein Freier — — ein Freier!"

„Krakow", sag' ich ganz betreten, „machen Sie nicht solche Witze mit mir altem Krauter."

Und die Baronin lenkt ab, indem sie ganz zierlich sagt: „Haben Sie keine Angst, Herr Baron, wir Mütter haben Sie schon seit zehn Jahren als rettungslos aufgegeben."

„Aber trotzdem kann das Frauenzimmer doch 'reinkommen", schreit der Alte. — Na, endlich kam sie.

Meine Herren, alle Achtung! Wie vor den Kopf gestoßen stand ich da ... Rasse, meine Herren, Rasse!... ein Körper wie 'ne junge Königin ... das Haar losgelöst in tausend Wirbeln und Wickeln — goldbraun, wie so die Mähne von einem Berber ... der Hals weiß und üppig mit einem leichten Kropfansatz ... der Busen nicht zu hoch, aber breit ausgelegt mit seitlichen Wölbungen, was wir beim Pferde eine Löwenbrust nennen ... und wenn sie atmete, schien der ganze Körper mitzuatmen, so mächtig wälzte sich die Luft durch diesen jungen, edelschlächtigen Organismus ... Fesselgelenke elegant ... Beckenbildung noch unreif, aber tadellos und zu normaler Dehnung geschaffen...

Meine Herren, Weiberkenner bin ich nicht, aber man muß nicht Züchter sein mit Leidenschaft und wissen, wieviel Schweiß es kostet, bis sich irgendein vollendetes Exemplar, welcher Gattung es sei, 'ranbildet, um nicht beim Anblick eines so gelungenen Wesens die Hände zu falten und zu beten:

„Lieber Gott, ich danke dir, daß du so was in der Welt 'rumlaufen läßt, denn solange solche Körper geschaffen werden, braucht uns auch um die Seelen nicht bang' zu sein."

Was mir im ersten Moment nicht recht gefiel, waren die Augen. Zu blaßblau, zu schwärmerisch für diese Lebensfülle. — Schienen gen Himmel zu schwimmen und bekamen dagegen bei zugekniffenen Lidern etwas Forschendes, Lauern-

des, einen Blick, wie ungutmütige Hunde ihn haben, die zuviel geprügelt werden.

Der Alte faßt sie bei beiden Schultern und renommiert nach Noten:

„Das ist mein Werk ... das hab' ich zustande gebracht... In mir seht ihr den Vater" usw.

Sie schüttelt sich und wird blutrot. Schämt sich seiner. — —

Dann bereiten die Damen den Kaffeetisch ... frische, rösche Waffeln ... Eingemachtes dazu nach russischer Art ... blinkender Damast ... Messer und Teelöffel mit Hirschhornstielen ... und über allem ein feiner, bläulicher Kohlenrauch, der aus dem Schornstein der messingnen Maschine quoll und das Ganze noch gemütlicher machte.

Wir saßen und tranken. — Der Alte schwefelte, die Baronin lächelte nett und leidensvoll, und Jolanthe machte mir schöne Augen.

Ja, meine Herren, machte mir schöne Augen. — Sie sind noch in einem Alter, wo Ihnen so was vielleicht nicht allzu selten geschieht, aber kommen Sie man erst hoch in die Vierziger und werden Sie sich Ihrer Glatze und Ihres Fettes in tiefster Seele bewußt, und Sie werden erleben, wie dankbar verpflichtet Sie sich schon einer Schenkmamsell oder einem Stubenmädchen fühlen, wenn es sich die Mühe nimmt, Ihnen zuliebe mit den Augäpfeln zu feuerwerken.

Und nun erst so eine, so ein Gnaden- und Elitegeschöpf.

Zuerst dacht' ich, ich hätte mich versehn, dann versteckt' ich meine roten Hände, dann kriegt' ich das Husten, dann schimpft' ich mich „Geck" und „Esel", dann wollt' ich Reißaus nehmen, und schließlich sah ich verschämt in meine Kaffeetasse 'rein. — Wie so 'ne Jungfer.

Aber wenn ich aufsah — und aufsehn mußt' ich doch schließlich dann und wann —, so begegnet' ich auch immer den großen, hellblauen, schwärmerischen Augen, die so taten, als wollten sie sagen:

„Solltest du es am Ende noch nicht wissen, daß ich eine verwunschene Prinzessin bin und daß du mich freundlicherweise erlösen wirst?"...

„Wissen Sie, warum ich ihr den verrückten Namen gegeben hab'?" fragte der Alte und grinste schlau nach ihr hin.

Da warf sie verächtlich den Kopf ins Genick und stand auf. Schien seine Witzchen zu kennen.

„Das kam nämlich so: sie ist acht Tage alt, liegt in der Wiege und strampelt mit den Beinchen ... Beinchen wie die Würschte!... Und ein Popochen, wissen Sie —"

Donnerwetter! Ich riskierte kaum aufzusehn, so verlegen war ich. Die Baronin tat, als hörte sie nichts, und Jolanthe war aus dem Zimmer gegangen.

Der Alte aber schüttelte sich vor Lachen.

„Hä — hä — so was — ja — ganz rosenrot ... und die Windelbänder haben Landkarten 'reingeschnürt — und eine Zartheit und eine Form — wie 'n Rosenblatt. Na, und wie ich das seh', da sag' ich nun in meiner jungen Vaterfreude: die wird schön und niederträchtig werden und wird mit den Beinen strampeln ihr lebelang. — Die muß einen sehr poetischen Namen kriegen — dann steigt sie bei den Freiern im Preise... Ich such' also im Bücherschrank nach: Thekla, Hero, Ilse, Angelika — ne, die Sorte war zu pflaumenweich — da schmachtet sie sich für irgendeinen diätenlosen Referendar zu Tode. Oder aber Rosaura, Carmen, Beatrice, Wanda — auch nich — zu hitzig — da brennt sie mit dem ersten besten Inspektor durch — denn des Menschen Name ist sein Schicksal ... Und schließlich fand ich Jolanthe ... das zerschmilzt so hübsch auf der Zunge — für Liebende wie geschaffen — und reizt doch nicht zu dummen Streichen. Das ist kitzlig und erhaben zu gleicher Zeit, lockt an und verpflichtet zu ernsten Absichten. So hab' ich kalkuliert, und es war ja auch so weit ganz richtig, wenn sie mir nur schließlich nicht sitzenbleibt mit ihrem Geziere und Geaffe."

Da kam sie ins Zimmer zurück, hatte die Augen halb geschlossen und lächelte wie eine, die unschuldig beschimpft ist... Das arme schöne Geschöpf tat mir leid, und um dem Gespräch rasch eine andere Wendung zu geben, kam ich auf mein Geschäft zu sprechen.

Die Damen räumten stillschweigend den Kaffeetisch ab, der Alte stopfte sich einen halb zerkohlten Pfeifenkopf mit Knaster voll und schien bereit, geduldig zuzuhören.

Aber kaum hatte ich den Namen „Pütz" in den Mund genommen, da sprang er in die Höhe und schmiß die Pfeife

gegen den Ofen, daß die feurigen Tabakblätter nur so 'rumstoben. — Und hätten Sie bloß sein Gesicht gesehn, Sie hätten Angst gekriegt. Ganz blaurot und gedunsen war es, als sollt' ihn auf der Stelle der Schlag rühren.

„Herrrr!" schrie er mich an, „sind Sie deshalb mein Gastfreund geworden, um mir mein Haus zu vergiften? Wissen Sie denn nicht, daß dieser verfluchte Name hier nicht genannt werden darf? Wissen Sie denn nicht, daß ich den Kerl im Grabe verfluche und seine Brut verfluche und alle verfluche — —"

So weit kam er, da verschluckte er sich, bekam einen Hustenanfall, mußte sich in den Polsterstuhl setzen, und die Baronin gab ihm Zuckerwasser zu trinken.

Ich griff stillschweigend nach meiner Mütze. Da fiel mein Blick auf Jolanthe. — Weiß wie der Kalk an der Wand und mit gefalteten Händen stand sie da und sah mich an, als ob sie mich in all ihrer Scham und Trostlosigkeit um Verzeihung bitten wollte oder gar so was wie Hilfe von mir erwartete.

Wenigstens ein Abschiedswort wollte ich noch dran wenden — und wartete ruhig, bis ich annehmen konnte, daß der Alte, der stöhnend dalag und nach Luft jappte, imstande sein würde, mich zu verstehn; dann sagte ich:

„Sie werden es selbstverständlich finden, Herr von Krakow, daß nach diesem Ausfall auf meinen verstorbenen Freund und seinen Sohn, den ich wie meinen eigenen liebe, unsere Beziehungen —"

Er polterte mit Händen und Füßen, zum Zeichen, daß ich nicht weiterreden sollte, und nachdem er noch eine Weile vergeblich gejappt hatte, kam ihm die Sprache wieder.

„Dieses Asthma ... dieses Deiwelsasthma ... wie ein Strick um den Hals ... schwupp — Kehle zu ... du willst reden, Bruder? — Prost!... du willst atmen, Bruder?... Kuchen. Aber was kakeln Sie da von unsern Beziehungen? Unsre Beziehungen, das heißt Ihre und meine Beziehungen, sind nie getrübt worden, Freund meiner Seele, das sind die besten Beziehungen von der Welt, Freund meines Herzens ... und wenn ich jenen da beleidigt habe, den Prozeßhansl, den — den — edeln Mann, so nehm' ich alles zurück und erkläre mich für einen Hundsfott ... nur reden darf mir keiner von ihm...

Ich will nicht daran erinnert sein, daß sein Name sich fortpflanzt. Für mich ist er tot — sehen Sie, so tot — — so tot!"

Er machte mit der Faust drei Querstriche durch die Luft und sah mich triumphierend an, als hätte er meinem Pütz damit den Gnadenstreich versetzt.

„Nichtsdestoweniger, Herr von Krakow —" sagte ich.

„Hier wird nichts genichtsdestowenigert ... Sie sind mein Freund! Sie sind der Freund meiner Familie ... Sehn Sie die Weiber... ganz hin sind sie von Ihnen... Nu, genier' dich nicht, Jolanthe! Mach' ihm ruhig verliebte Augen, mein Kind! Glaubst du, ich sehe nichts, du Kröte?"

Sie wurde nicht rot und schien auch nicht verwirrt, nur hob sie ein wenig die gefalteten Hände nach mir hin. Das war so rührend und hilflos, daß es mich ganz entwaffnete.

Ich setzte mich also noch ein weniges, sprach über gleichgültige Sachen und empfahl mich, sobald ich konnte, ohne den Erzürnten zu markieren.

„Begleit' ihn hinaus, Jolanthe", sagte der Alte, „und sei lieblich gegen ihn; er ist der reichste Mann im Kreise."

Diesmal lachten wir alle, doch als Jolanthe in dem halbdunkeln Hausflur neben mir herging, sagte sie ganz leise mit einer Art von schüchternem Kummer:

„Ich weiß, Sie wollen nicht wiederkommen."

„Nein, mein Fräulein", erwiderte ich aufrichtig und wollte ihr meine Gründe auseinandersetzen, da kriegt sie meine Hand zu packen, preßt sie zwischen ihren schmalen, weißen Patschen und sagt halb weinend: „Ach, kommen Sie wieder! Bitte, bitte, kommen Sie wieder!" — — — — —

Ja, ja, so geht das. — Davon war ich alter Schwede nu sofort verrückt geworden.

Zigarre hatt' ich auf der Heimfahrt vor Erregung aufgelutscht, aber das Anstecken hatt' ich vergessen.

Mein erster Gang vor den Spiegel ... alle Lichter angezündet, Tür verschlossen, Läden eingehakt, dann wieder vor den Spiegel ... beseh' mich von vorne, von hinten und mit Hilfe des Rasierspiegels auch von der werten Profilseite.

Resultat niederschmetternd ... dicker, kahler Schädel, Specknacken, Säcke unter den Augen, Doppelkinn, das Ganze feurig braunrot wie ein scharf angeheizter Kupferkessel.

Und was schlimmer war als das alles:

Wie ich mich ansah in meiner sechs Fuß langen Massigkeit, geht mir ein Licht auf, warum die Menschen mich von Anbeginn den „guten" Hanckel genannt haben. Schon beim Regiment hieß es immer: „Hanckel? Lumen — ne! Aber 'n guter Kerl!"

Und bist du erst mit so einem Kainszeichen versehn, dann wird das ganze übrige Leben nur noch eine Kette von Gelegenheiten, um die Probe darauf zu machen. — Angeweimert und angeulkt — angepumpt und angeblasen wirst du Tag für Tag, und machst du mal einen schüchternen Versuch, dich dagegen zu wehren, so heißt es sofort: „Was, Sie wollen ein guter Kerl sein?" Da hast du gut schreien: „Ich will gar kein guter Kerl sein!" Du bist es und bleibst es, denn du bist als solcher geeicht und gestempelt.

Und so einer will sich mit Weibern einlassen? Mit Weibern, deren Phantasie nach dem sogenannten „Dämonischen" verlangt, die, um recht zu lieben, selber begaunert, verlassen, brutalisiert und en canaille behandelt sein wollen? — —

„Hanckel, sei kein Esel", sagt' ich zu mir, „geh vom Spiegel, lösch die Lichter, schlag dir die Träume aus dem Kopf und kriech ins Bett."

Meine Herren, ich hatte ein Bett ... und hab' es noch — ... ein ganz gewöhnliches Bett ... schmal wie ein Sarg — — aus rotgebeiztem Tannenholz — auf Gurten, ohne Matratze und ohne Federboden, mit einem Elchfell statt des Unterbettes ... alle Jahre zweimal wird der Strohsack frisch gefüllt, das ist der ganze Luxus. — Meine Herren, man erzählt sich viel von den dürftigen Feldbetten allerhöchster Personen. Man sieht solche Dinger auch ausgestellt in Schlössern und in patriotischen Museen, und wenn die Besucher vorbeigetrieben werden, verfehlen sie nie, die Hände zusammenzuschlagen und pflichtschuldigst auszurufen: „Welche Kraft der Entsagung! Welche spartanische Bedürfnislosigkeit!"

Schwindel, meine Herren! Nirgends schläft sich's molliger als in so einer Klappe ... vorausgesetzt natürlich, daß du ein tüchtiges Tagewerk hinter dir, ein gutes Gewissen in dir und kein Weib bei dir hast... Was alles drei ungefähr dasselbe sagt...

Du reckst dich, du streckst dich in einem wohltuenden

Krampf so weit, daß die Zehenspitzen gerade gegen die Bettkante stoßen, beißest mit den Zähnen einmal oder zweimal in das Deckbett, mummelst dich in die Kissen, greifst nach einem guten Buch, das neben dir auf dem Nachttisch liegt, und stöhnst ganz gottesjämmerlich vor lauter Wonne.

Das tat ich auch an jenem Abend, nachdem der Versucher von mir gewichen war, und während ich langsam hinüberdröselte, dacht' ich noch bei mir:

Ne, ne. Deinem lieben, harten, schmalen Junggesellenstrohsack macht dich keine untreu, selbst wenn sie Jolanthe heißt und als edelstes Vollblut auf Gottes schöner Weide herumläuft.

Ja, dann vielleicht um so weniger. — Denn — wer weiß?

3

Tags darauf statt' ich dem Jungen Rapport ab. Die eigenen Dummheiten natürlich ausgenommen.

Er flammt mich finster mit seinen schwarzen Augen an und sagt: „Schweigen wir drüber ... ich hab's mir gedacht."

Aber acht Tage später kommt er so beiläufig darauf zurück und meint: „Du solltest doch wieder einmal hinfahren, Onkel."

„Bist wohl toll, Junge?" sag' ich, aber dabei ist mir so wohl, als hätt' mir eine lauwarme Weiberhand hinten im Nacken gekraut.

„Du brauchst ja nicht von mir zu reden", meint er und besieht dabei seine Gamaschen, „aber wenn du öfters hinkommst, vielleicht renkt sich's dann allmählich ein." —

Meine Herren, leichter ist kein Gerstenhalm ins Schwanken gebracht als mein heiliger Entschluß.

Ich fahr' also hin. — Und wieder. Und wieder.

Laß mir vom Alten was vorschwefeln, trinke den Kaffee, den seine Frau mir braut, und höre andächtig zu, wenn Jolanthe mir ihre schönsten Lieder vorsingt, obgleich die Musik ... und überhaupt — — je öfter ich auf Krakowitz vorsprach, desto unheimlicher wurde mir die Geschichte, aber es zog mich mit tausend Armen hin; da war nichts zu machen.

Der alte Adam wollte, bevor er für immer schlafen ging, noch einmal ein Nachtmahl haben, und wenn's aus nichts weiter bestand als der molligen Emotion von Weibernähe — — denn auf irgend was Reelles wagt' ich im Grunde nicht zu hoffen.

Sie warf mir freilich noch immer verstohlene Blicke zu, aber was darinnen lag, ein Vorwurf, ein Notschrei oder bloß die Lust, bewundert zu sein, daraus wurd' ich mir nicht klar.

Dann — bei meinem dritten oder vierten Besuch — passierte mir folgendes:

Es war noch früher Nachmittag — eine Pesthitze dabei —, und ich vor Langeweile oder Ungeduld fahr' nach Krakowitz.

„Die alten Herrschaften schlafen noch", sagt der Diener, aber das gnädige Fräulein sei im Gartenzimmer.

Mir ahnt allerhand, und ich krieg' Herzklopfen. Will zurück. — Aber wie ich sie im Mullkleide hoch und schneeweiß, wie aus Marmor gehauen, vor mir stehen seh', da packt mich mit neuer Wut meine alte Eselei.

„Das ist schön, daß Sie kommen, Baron", sagt sie, „ich langweil' mich gerade diebisch ... wir wollen in den Garten gehn — — da gibt es eine kühle Laube — drin plaudern wir ganz ungestört."

Wie sie ihren Arm in den meinen legt, krieg' ich das Zittern. Ich sag' Ihnen, vor Düppel ging's leichter in die Höh', als jetzt die Terrasse 'runter.

Sie schweigt ... ich auch ... Auf diese Weise wird's immer schwüler. Der Kies kreischt — um das Spiräengebüsch sumsen die Hummeln ... sonst nichts zu hören weit und breit... Sie hat sich ganz vertraulich an mich gehängt und zwingt mich, ab und zu anzuhalten, wenn sie einen Grasbüschel ausreißt oder eine Resedastaude pflückt, mit der sie sich die Nase kitzelt, um sie sofort wieder wegzuwerfen.

„Ich wünschte, ich liebte die Blumen", sagt sie. „Es gibt so viele, die sie lieben oder zu lieben behaupten ... in Liebessachen kommt man ja nie hinter die Wahrheit."

„Warum nicht?" frag' ich. „Sollt' es denn nicht vorkommen, daß zwei Menschen sich gern haben und es sich sagen — ganz einfach — ohne Schikane und Hintergedanken."

„Gern haben — gern haben", spottet sie nach. „Sind Sie ein solcher Eiszapfen, daß Sie sich Liebe mit ‚Gernhaben' übersetzen müssen?"

„Ob ich ein Eiszapfen bin oder nicht, darauf kommt's leider nicht mehr an", geb' ich zur Antwort.

„Ja, Sie sind eine goldene Seele", sagt sie und sieht mich 'n

bißchen kokett von der Seite an. „Alles, was Sie denken, kommt wie aus der Pistole geschossen ans Tageslicht."

„Ich weiß aber auch zu schweigen", sag' ich.

„Oh, das fühl' ich", erwidert sie hastig, „Ihnen könnt' ich alles, alles anvertrauen." — Und mir ist, als preßte sie leise meinen Arm.

„Was will sie nur von dir?" frag' ich mich, und das Herz schlägt mir schon hoch oben in der Kehle. — — —

Nun standen wir vor der Laube — eine Aristolochialaube, wissen Sie, mit den breiten, herzrunden Blättern, die jeden Lichtstrahl abhalten. In so einer Laube ist es immer Nacht, wissen Sie. —

Also, nun läßt sie meinen Arm los, wirft sich auf die Erde und kriecht durch ein kleines Loch — denn alles übrige war verwachsen — in das Dickicht hinein.

Und ich — Freiherr von Hanckel auf Ilgenstein, ein Spiegel der Würde und Gesetztheit, krieche auf allen vieren hinterher durch eine Öffnung, die nicht größer ist als eine Backofentür.

Ja, meine Herren, das machen die Weiber aus uns.

Drinnen in der schummrigen Kühle liegt sie halb ausgestreckt auf einer Lehnenbank und wischt sich mit ihrem Taschentuch um den Hals herum bis unter den schweißfeuchten Taillensaum. Und schön sieht sie aus. Schön sieht sie aus! . . .

Und wie ich nun in meiner Atemlosigkeit schnaufend wie ein Bär vor ihr stehe — denn mit siebenundvierzig Jahren fuhrwerkt man nicht mehr ungestraft auf allen vieren 'rum, meine Herren —, da bricht sie in ein Lachen aus — kurz, hart, aufgeregt.

„Lachen Sie mich nur aus", sag' ich.

„Wenn Sie wüßten, wie wenig mir nach Auslachen zumute ist", sagt sie und verzieht schmerzlich den Mund.

Dann wird es still . . . sie schaut mit gerunzelter Stirn vor sich nieder. — Ihr Busen geht auf und ab.

„Woran denken Sie?" frag' ich.

Sie zuckt die Achseln und sagt: „Denken — wozu denken?" sagt sie. „Ich bin müde — will schlafen."

„So schlafen Sie doch", sag' ich.

„Aber Sie auch", sagt sie.

„Gut — ich auch", sag' ich und setze mich halb ausgestreckt, wie sie, auf die gegenüberliegende Bank.

„Aber die Augen zumachen", befiehlt sie weiter.

Und ich mache gehorsam die Augen zu.

Ich sehe Sonnen und hellgrüne Räder und Feuergarben immerzu — immerzu... So was kommt von dem aufgeregten Blute, meine Herren ... und von Zeit zu Zeit fährt es mir durch den Kopf: —

„Hanckel, du machst dich lächerlich."

So still ist es ringsum, daß ich die kleinen Käfer höre, die auf den Blättern herumlaufen.

Selbst ihr Atmen hat aufgehört.

„Du mußt doch sehen, was sie treibt", sag' ich mir mit dem stillen Wunsche, sie in ihrer schlafenden Herrlichkeit nach Herzenslust bewundern zu können.

Aber als ich verstohlen die Augenlider ein bißchen, ein kleines bißchen in die Höhe hebe, da seh' ich — und, meine Herren, der Schreck fährt mir wie so ein kaltes Geriesel bis in die Zehenspitzen hinein —, seh' ich ihre Augen ganz starr und groß mit einer wilden und — wenn ich so sagen darf — spähenden Glut auf mich gerichtet.

„Aber Jolanthe, liebes Kind", sag' ich, „warum sehn Sie mich so an? Was hab' ich Ihnen denn getan?"

Sie fährt in die Höhe, wischt sich wie aus dem Traum über Stirn und Backen und versucht zu lachen. Zwei-, dreimal, kurz, stoßweis, wie vorhin — und dann bricht sie in Tränen aus und weint und weint, als soll sie sich die Seele aus dem Leibe weinen.

Ich spring' auf und stell' mich vor sie hin... Möcht' ihr auch die Hand auf den Scheitel legen, aber dazu reicht meine Courage nicht aus. Und ich frag' sie, ob sie was drückt, und ob sie es mir nicht anvertrauen möcht', und dergleichen.

„Ach, ich bin das elendeste, das gottverlassenste Geschöpf", schluchzt sie.

„Aber warum denn?"

„Ich will etwas tun — etwas Entsetzliches —, und ich habe nicht den Mut dazu." — „Na, was ist es denn?"

„Das kann ich nicht sagen! Das kann ich nicht sagen."

Und dabei bleibt sie, soviel ich auch auf sie einrede. Aber

allmählich verändert sich ihr Gesicht und wird immer starrer und finsterer.

Und schließlich sagt sie verbissen vor sich hin:

„Ich will fort ... weglaufen will ich."

„Herr Gott, mit wem?" frag' ich ganz verblüfft. —

Sie zuckt die Achseln. — „Mit wem? Es ist ja keiner da, der zu einem hält... Nicht einmal ein Hütejunge... Aber weg muß ich... Hier erstickt einem ja die Hoffnung in der Kehle. Hier geht man ja zugrunde... Und weil keiner kommt, drum lauf' ich allein weg."

„Aber, mein liebes, teures Fräulein", sag' ich, „ich verstehe ja, daß Sie sich etwas langweilen auf Krakowitz... Bißchen einsam ist es ja — und Ihr Herr Vater krakehlt auch mit allen Menschen. Aber schließlich, wenn Sie heiraten möchten! — Eine, wie Sie, braucht doch bloß den kleinen Finger auszustrecken."

„Oh, gehn Sie", erwidert sie drauf, „das sind ja alles Phrasen. — Wer wird mich wollen? Wissen Sie einen, der mich will?"

Das Herz klopft mir scheußlich. Ich will's nicht sagen — es ist ja Wahnsinn —, aber da hab' ich's auch schon gesagt: Ich wünschte, ihr beweisen zu können, daß ich meinesteils keine Phrasen mache — oder so was der Art. —

Denn für eine gerade, ordentliche Werbung fand ich auch jetzt — weiß Gott! — nicht den Mut. Sie schließt die Augen und seufzt tief auf, dann faßt sie mich beim Arm und sagt:

„Ehe Sie fortfahren, Herr Baron, will ich Ihnen etwas gestehn, damit Sie nicht zu sehr betrogen werden. Meine Eltern schlafen nicht... Meine Eltern haben sich, als sie Ihren Wagen hörten, eingeschlossen, d. h. Mama ließ sich von ihm zwingen ... das ganze Zusammensein hier im Garten ist abgekartet... Ich soll Ihnen den Kpof verdrehn, damit Sie um mich werben kommen... Seit Ihrem ersten Hiersein quälen mich beide, Papa und Mama, er mit Schelten, sie mit Bitten, ich solle die Chance nicht vorbeigehn lassen, denn solch eine Partie würde sich mir nicht wieder bieten... Herr Baron, vergeben Sie mir: ich wollte nicht! Und wenn ich Sie noch so sehr geliebt hätte, dadurch wären Sie mir verleidet worden... aber jetzt, nachdem ich das vom Herzen 'runter habe, jetzt

will ich! Wenn Sie mich mögen, nehmen Sie mich ... ich gehöre Ihnen."

Meine Herren, versetzen Sie sich in meine Lage: Ein junges, schönes Weib, ein Stück Thusnelda, ein Stück Venus, das sich mir aus Stolz und Verzweiflung an den Hals wirft — und ich selbst ein braver, korpulenter Herr zu Ende der Vierzig. — War es nicht eine Art von Kirchenraub, solch ein Glück schleunigst auf und davon zu tragen?

„Jolanthe", sag' ich, „liebes, liebes Kind — wissen Sie auch, was Sie tun?"

„Das weiß ich", erwidert sie und lächelt ganz jämmerlich, „ich erniedrige mich vor Gott und mir und Ihnen, ich mache mich zu Ihrer Sklavin, Ihrem Geschöpf und betrüge Sie noch dabei."

„Sie können mich wohl nicht einmal leiden?" frag' ich.

Da macht sie wieder die lieben, alten, blaßblauen Unschuldsaugen und sagt ganz leise und schwärmerisch:

„Sie sind der beste, der edelste Mensch auf der Welt. Ich könnte Sie liebhaben — ich könnte Sie vergöttern — aber —"

„Aber?"

„Ach, das ist alles so häßlich — so unsauber. — Sagen Sie nur, daß Sie mich nicht haben wollen ... verschmähen Sie mich nur ... ich hab' es ja nicht besser verdient."

Mir war, als drehte sich die Welt mit mir im Kreise. Ich mußte mein letztes Restchen von Vernunft zusammennehmen, um das holde, leidenschaftliche Geschöpf nicht schnurstracks an meine Brust zu ziehn, und mit diesem letzten Restchen sagte ich:

„Fern sei es von mir, mein teures Kind, die Erregung dieser Stunde für mich auszubeuten ... es könnte Sie morgen gereuen, und dann wär's zu spät... Ich werde acht Tage warten — nehmen Sie sie als Überlegungszeit... Und schreiben Sie mir inzwischen keinen Widerruf, so ist die Sache abgemacht, und ich komme zu den Eltern um Sie anhalten. Aber erwägen Sie alles, damit Sie nicht etwa in Ihr Unglück rennen."

Da ergriff sie meine Hand — diese braune, dicke, schwielige Hand, meine Herren, und ehe ich's verhindern konnte, hatte sie einen Kuß darauf gedrückt.

Erst viel, viel später sollte mir klarwerden, was dieser Kuß bedeutet hat.

Als wir zur Laube hinausgekrochen waren — ich auf dem Bauche hinter ihr drein —, da hörten wir schon von weitem den Alten schreien:

„Ist es möglich? Hanckel — mein Freund Hanckel ist hier? Warum habt ihr mich nicht geweckt, ihr Halunken, ihr Aaskröten, ihr Schweinezeug! Mein Freund Hanckel ist da, und ich schnarche — ihr Karrnaillen!"

Jolanthe wurde vor Scham blutrot, und ich sagte, um ihr den peinlichen Augenblick zu erleichtern:

„Lassen Sie man, ich kenn' ihn ja."

Ja, ja, meine Herren, den Alten kannt' ich, aber seine Tochter kannt' ich nicht.

4

Na, soweit wären wir nun. Als ich nach Hause fuhr, wiederholte ich mir alle Augenblicke:

„Hanckel, was bist du für ein Glückspilz. Ein solches Kleinod in deinem Alter... Nu tanze, nu schreie, nu benimm dich wie ein Verrückter. Das Erlebnis des heutigen Tages verlangt es von dir." Aber, meine Herren, ich tanzte nicht, ich schrie nicht, ich revidierte die eingelaufenen Belege und ließ mir ein Glas Grog machen. Das war der ganze Jubel.

Am nächsten Tage kam Lothar Pütz im hellblauen Interimsrock bei mir vorgefahren.

„Noch immer in Kommiß, mein Sohn?" frag' ich.

„Der Abschied ist noch nicht eingetroffen", sagt er und sieht mich grimmig von unten an, als ob ich an dem ganzen Unglück schuld wäre. „Übrigens, mein Urlaub geht zu Ende. Ich muß nach Berlin."

Ich frag' ihn, ob er nicht Nachurlaub fordern könne, aber ich merke, er will nicht. — Hat Kasinoweh. — Wir kennen das. — Auch muß er seine Möbel verkaufen, erklärt er, und die Angelegenheit bei den Gurglern in Ordnung bringen.

„Na, denn zieh mit Gott, mein Sohn", sag' ich und schwanke einen Augenblick, ob ich ihm mein jungen Glück anvertrauen solle. Aber ich fürchte das dumme Gesicht, das ich bei diesem Geständnis machen werde, und darum unterlaß ich's. — Zudem rechnete ich immer noch mit einer demnächst eintreffenden Absage, ja, wenn ich bis auf den Grund meines

Herzens bohren soll — wie ich mich davor fürchtete, so hoffte ich auch darauf. —

Es war ein Gefühl — wie — aber wozu in Gefühlen 'rumklauben — die Tatsachen werden sprechen.

Am Morgen des achten Tages brachte der Postbote ein goldgerändertes Kuvert, das i h r e Handschrift trug.

Zuerst empfand ich einen heftigen Schreck, mir traten die Tränen in die Augen, und ich sagte zu mir: „So, mein Sohn, jetzt bist du endgültig zum alten Eisen geworfen."

Zu gleicher Zeit aber kam eine friedliche Entsagung über mich, und während ich den Goldrand mit der Schere abschnitt, wünschte ich beinahe, es möchte ein unverblümter Korb sein und weiter nichts. Aber ich las:

„Mein Freund!

Mein Entschluß hat sich abgeklärt und befestigt, wie Sie es verlangten. Ich erwarte Sie heute bei meinem Vater.

Jolanthe."

Na ja, die Freude! Die Freude in so 'nem Augenblicke versteht sich wohl von selbst.

Aber dann die Scham! die Scham! Ja, meine Herren, ich schämte mich ... schämte mich vor aller Welt, und wenn ich an alle die zweifelnden und hämischen Blicke dachte, denen ich binnen kurzem ausgesetzt sein sollte, so hätte ich am liebsten noch einmal zurückgezoppt. —

Aber die Stunde war da! Auf, nach Valencia!

Zuerst machte ich mich schön. Beim Rasieren schnitt ich mir zweimal ins Kinn. Ein Reitknecht mußte zwei Meilen weit zur Apotheke sprengen, um fleischfarbenes Heftpflaster zu holen, weil nur schwarzes im Hause war... Die Weste wurde so enge geschnallt, daß der Magendruck mir den Atem benahm, und meine alte Schwester geriet in helle Verzweiflung, weil das Halstuch immer noch genialer sein sollte. —

Und bei dem allen verließ mich für keinen Augenblick der entsetzliche Gedanke:

„Hanckel, Hanckel, du machst dich lächerlich."

Meine Auffahrt auf Krakow hingegen war pompös. — Zwei Apfelschimmel eigener Zucht — das silberne Kummetgeschirre —, der neue, mit Bordeauxatlas ausgeschlagene Landauer. Kein Fürst auf der Erde kann stolzer freien kommen.

Aber mir bubberte das Herz in gottsjämmerlicher Feigheit. —

Der Alte empfängt mich an der Tür... Tut, als ahne er nicht das mindeste.

Wie ich ihn um eine Unterredung bitte, stutzt er und macht ein Gesicht wie einer, der eine unverhoffte Anpumpung wittert.

„Na, du wirst ja bald Flagge hissen", denk' ich, denn ich erwarte natürlich auf das Stichwort hin ein gutgespieltes Rührstück mit Umarmungen, Freudentränen und dem ganzen übrigen Apparate.

So eitel wird man, meine Herren, wenn man das große Portemonnaie hat.

Aber der alte Fuchs verstand sich auf den Handel und wußte, daß man den Käufer madig machen muß, will man die Ware in die Höhe treiben.

Als ich meine Werbung angebracht hatte, sagte er ganz geschwollen vor plötzlicher Würde: „Verzeihung, Herr Baron, wer bürgt mir dafür, daß diese Ehe, die — drehen wir die Sache, wie Sie wollen — immer etwas Unnatürliches an sich haben würde — auch zu einem glücklichen Ziele führt? — Wer bürgt mir dafür, daß meine Tochter mir nicht in zwei Jahren eines Abends barhaupt und im Nachtgewande ins Haus gelaufen kommt und mir erklärt: Vater, ich kann mit dem alten Manne nicht leben. Behalte mich bei dir."

Ach, meine Herren, das war hart!

„Und in Anbetracht aller dieser Umstände", fährt er fort, „bin ich als ehrlicher Mann und Hausvater nicht imstande, Ihnen meine Tochter anzuvertrauen —"

Also abgewiesen, zum Narren gehalten. Ich stehe auf, denn die Affäre scheint beendet, aber er drückt mich eiligst in den Stuhl zurück.

„Oder wenigstens mit Beobachtung derjenigen Formen anzuvertrauen, die ein Mann wie ich einem Manne wie Ihnen schuldig zu sein glaubt — oder — um mich deutlicher auszudrücken — durch die ein Vater die Zukunft seiner Tochter sichern hilft — — oder — um mich noch deutlicher auszudrücken — diejenige Brautgabe — —"

Da platz' ich aber los und lache, was ich kann. —

Der Filou! Der Filou! Um die Mitgift hat er sich 'rumdrücken wollen! Dazu die ganze Komödie!

Wie er mich lachen sieht, schickt er Würde und Pathos und Schamgefühl zum Teufel und lacht aus vollem Halse mit... und dann sagt er:

„Ja, wenn Sie so sind, Älterchen", sagt' er, „hätt' ich das man gleich gewußt... Ja, Gott, sehn Sie, ich hab's ja dazu... aber man will doch probieren! Vielleicht geht's — vielleicht geht's nicht..."

Und somit waren wir handelseinig.

Dann wurde die Baronin hereingerufen, und zu ihrer Ehre sei's gesagt, sie vergaß die ihr zugeteilte Rolle und fiel mir um den Hals, noch ehe der Alte ihr schandenhalber die Situation erklärt hatte. — Aber Jolanthe!

Blaß wie der Tod — die Lippen aufeinandergebissen, die Augen halb zu — erschien sie auf der Schwelle, reichte mir stumm beide Hände und ließ sich regungslos wie ein Stein von den Eltern küssen.

Sehn Sie, das gab mir doch wieder zu denken.

5

Was ich gefürchtet hatte, meine Herren, traf nicht ein.

Offenbar hatte ich mein Ansehen und meine Beliebtheit im Kreise unterschätzt. — Die Verlobung fand die Billigung eines hohen Adels wie des wohllöblichen Publikums, und wo sich mir eine Hand zum Glückwünschen entgegenstreckte, da sah ich auch ein strahlendes Gesicht.

Rührend benahm sich meine alte Schwester, obwohl sie die einzige war, die durch meine Heirat direkten Schaden hatte, denn sie sollte am Hochzeitstage Ilgenstein verlassen und auf Gorowen, unserm alten Witwensitze, kaltgestellt werden.

Sie vergoß Ströme von Freudentränen, erklärte, das Gebet ihrer Nächte wäre erhört, und war in meine Braut verliebt, noch eh' sie sie kannte.

Was würde erst Pütz gesagt haben, der in die Grube gefahren war, ohne sich den Kuppelpelz verdient zu haben?

An seinem Sohne, dacht' ich, soll's vergolten werden.

Vorerst schrieb ich ihm einen langen Brief, bat quasi um Verzeihung, daß ich im Hause seines Erbfeindes auf die Freite gegangen war, und sprach die Hoffnung aus, es werde auf diese Weise der alte Zwist zu seinem Ende kommen.

Die Antwort ließ lange auf sich warten. — Ein paar dürre Worte als Gratulation und hinterdrein die Erklärung, er werde seine Rückkehr so lange verzögern, bis die Hochzeit gefeiert sei; es würde ihn schmerzlich berühren, an meinem Ehren- und Freudentage in der Heimat zu sein und trotzdem an meiner Seite fehlen zu müssen. —

Das, meine Herren, wurmte mich, denn ich hatte den Schlingel wirklich lieb. Ach ja — und meine Braut machte mir Sorgen. Schwere Sorgen, meine Herren.

Es war keine rechte Freudigkeit in ihr, wissen Sie. Wenn ich eintrat, fand ich ein blasses, kaltes Gesicht, und ihre Augäpfel verschwammen unter den Lidern, so trübe war ihr Blick. Erst wenn ich sie in die Ecke nahm und frisch drauflos redete, dann erheiterte sie sich allgemach und zeigte mir selbst eine gewisse kindliche Zärtlichkeit.

Aber, meine Herren, wie fein benahm ich mich auch. Scheußlich fein, sag' ich Ihnen! Ich ging mit ihr um, als wäre sie die berühmte Prinzessin mit der Erbse gewesen. — Jeden Tag entdeckte ich neue Fähigkeiten zur Herzensfeinheit in mir. Ich wurde ordentlich stolz auf meine zarte Konstitution; nur manchmal bekam ich Sehnsucht nach einer klobigen Zote oder einem fetten Donnerwetter.

Und das ewige Aufpassen, wissen Sie, das strengte mich an. Ich habe ja, Gott sei Dank, ein weiches und warmes Herz, und das weiß sich in die Bedürfnisse eines anderen Herzens wohl zu finden. Auch ohne Gehabe und Getue. Aber mir war doch wie etwa dem Seiltänzer, der mit verbundenen Augen losmarschiert. Ein Fehltritt rechts — ein Fehltritt links — plumps — er liegt unten.

Und wenn ich heimkam in mein großes, leeres Wohnhaus, wo ich nach Herzenslust gröhlen, quietschen, knallen, fluchen, pfeifen und weiß Gott was sonst noch konnte, ohne daß ich einen beleidigte und er vor mir schauderte — da kribbelte mir das alte Behagen wohltätig am Genick herunter, so daß ich mir manchmal sagte:

„Gott sei Dank, noch bist du ein freier Mann."

Nicht auf lange mehr. Der Hochzeit stand nichts entgegen. Sie sollte in sechs Wochen gefeiert werden.

Mein liebes Ilgenstein geriet unter die Tyrannei einer Schar

von frechen Handwerkern, die nach Belieben alles von oben nach unten kehrten und alle meine Wünsche mit der Redensart: „Herr Baron, das ist nicht geschmackvoll", einfach in Grund und Boden bohrten. Und — Gott! — ich ließ sie gewähren.

Denn vor dem sogenannten „guten Geschmack" hab' ich damals noch einen Heidenrespekt gehabt. Erst viel später bin ich mir klargeworden, daß in den meisten Fällen nichts wie Schwäche und eine gewisse verschämte oder auch unverschämte Armut dahintersteckt.

Na, kurz und gut, unter dem Schutze dieses verfluchten guten Geschmackes hauste die Bande so mörderlich, daß in meinem braven alten Schlosse schließlich nichts mehr übrigblieb als mein Jagd- und mein Arbeitszimmer. — Hierdrin hatte ich mir jeden guten Geschmack auf das energischste verbeten. —

Und mein altes, schmales Feldbett, natürlich! Daran durfte mir keiner rühren. Ach ja, meine Herren, dieses Bett!

Und nun hören Sie zu:

Eines Tages kommt meine Schwester, die übrigens mit den Schweinekerlen ganz unter einer Decke steckte, zu mir ins Zimmer — mit einem so gewissen bittersüßen und verschämten Lächeln, wie's alte Jungfern allemal an sich haben, wenn die Frage gestreift wird, wie die Kinder zur Welt kommen.

„Ich habe mit dir zu reden, George", sagt sie, räuspert sich und guckt in die Ecken. „Na bitte, leg los", sag' ich.

„Wie denkst du dir", stottert sie — „ich meine natürlich, mein' ich, siehst du — in dem abscheulichen Bett mit dem Strohsack und den Gurten wirst du doch nicht länger schlafen können." — „Nanu, laß mir doch mein Vergnügen", sag' ich.

„Du verstehst mich nicht", lispelt sie immer verschämter, „ich meine nachher — wenn nämlich — d. h. nach der Hochzeit."

Potz Deiwel! Daran hatt' ich noch nicht gedacht! Und ich alte Schwarte mache ein verschämtes Gesicht, gerade so wie sie. —

„Man wird mit dem Tischler reden müssen", sag' ich.

„Mein lieber George", meint sie sehr wichtig, „du verzeihst, wenn ich davon mehr verstehe als du."

„Ei, ei", sag' ich und droh' ihr mit dem Finger, denn ihre Jungfräulichkeit 'n bißchen in Verlegenheit zu setzen, war von alters her mein Hauptvergnügen.

Sie wird ganz rot und sagt: „Ich habe bei meinen Jugendfreundinnen, der Frau von Housselle und der Gräfin Finkenstein, Schlafzimmereinrichtungen gesehen — wundervoll — ganz wundervoll — — so was m u ß t du dir anschaffen."

„Na, man zu", sag' ich.

Nämlich, weil ich wußte, daß mein Schwiegervater, der alte Ruppsack, auch für die Aussteuer am liebsten keinen Heller ausgeben wollte, hatte ich einmal geäußert, es sei alles vorhanden, und hatte rasch das Nötige in Berlin und Königsberg bestellt. — Das Bett aber natürlich hatt' ich vergessen.

„Was möchtest du wohl lieber", fängt sie wieder an, „rosa Seide mit schlichtem Tüll darüber oder blau mit Valenciennes-Spitzen? Vielleicht sagen wir auch dem Maler, der den Speisesaal ausmalt, daß er den Plafond mit ein paar Amoretten schmückt."

Ach — ach — ach — meine Herren, wie wurd' mir da zumute!

Ich und Amoretten!

„Das Bettgestelle", fährt sie unbarmherzig fort, „kann ja fertig nicht mehr hergestellt werden."

„Nanu?" sag' ich, „in sechs Wochen kein Bettgestelle?"

„Aber, George! ... Die Zeichnungen, die Pläne brauchen allein einen Monat."

Ich schielte ganz traurig nach meiner alten, lieben Klappe ... für d i e waren keine Pläne nötig gewesen ... die war aus sechs Brettern und vier Pfählen in einem Vormittag zusammengeschlagen worden.

„Das beste wäre", meint sie weiter, „wir schrieben an Lothar, daß er das Schönste und Kostbarste aussucht, was in den Berliner Magazinen zu finden ist."

„Mach was du willst und laß mich in Ruh'", sag' ich ärgerlich, und wie sie gekränkt weggehen will, schrei' ich ihr noch nach: „Aber schärf du ja dem Maler ein, daß die Amoretten mir ähnlich werden."

Da haben Sie, meine Herren, ein Beispiel von meiner Bräutigamsstimmung. — — —

Und je näher die Hochzeit rückte, desto unheimlicher wurde mir. —

Nicht daß ich Angst gehabt hätte — oder vielmehr ja — ich hatte eine Heidenangst — aber abgesehn davon, es war das Gefühl einer Schuld, eines Unrechtes, eines — wie soll ich sagen?

Wenn ich nur gewußt hätte, an wem? — An ihr nicht — denn sie wollte es so. An mir nicht — ich war ja ein sogenannter Glücklichster aller Sterblichen.

An Lothar? — Vielleicht! — Dem armen Jungen, der auf mich hoffte wie auf seinen zweiten Vater, zog ich den Boden unter den Beinen weg, indem ich mit Sack und Pack in das Lager seiner Todfeinde überging.

So hielt ich das Wort, das ich Pütz auf dem Totenbette gegeben hatte.

Meine Herren, wer sich jemals unter dem Druck der Verhältnisse im Heerlager der Schufte vorgefunden hat — und fast jedem braven Manne passiert das im Leben einmal — wird mich verstehn.

Ich sann und sann Tage und Nächte und biß mir die Nägel blutig. Und da ich keinen andern Ausweg fand, beschloß ich, den Zwist auf meine Kosten aus der Welt zu schaffen.

Leicht wurde es mir nicht, denn Sie wissen, meine Herren, wir Landwirte hängen an unsern paar Groschen. Aber was tut man nicht, wenn man offiziell „ein guter Kerl" heißt?

Ich geh' also eines Nachmittags zu meinem Schwiegervater ins sogenannte Arbeitskabinett, wo er sich gerade auf der Chaiselongue rekelt, und mach' ihm etwas zaghaft den Vorschlag einer Versöhnung. — Um auf den Busch zu klopfen — natürlich. — Wie ich erwartet habe, kriegt er sofort den Koller, schimpft, verschluckt sich, wird blaurot und erklärt, mir die Tür weisen zu wollen.

„Wenn er nun aber sein Unrecht einsieht und den Prozeß verlorengibt?" frag' ich.

Meine Herren, haben Sie einmal einen Dachs gekitzelt? Ich meine: einen gezähmten oder halbgezähmten. Wenn er Sie mit den verschlafenen, kleinen Augen halb argwöhnisch und halb wohlgefällig anblinzelt und dazu leise vor sich hinfaucht?...

Genau so benahm sich der Alte. „Tut er nich", sagte er dann.

„Wenn er's aber doch tut?" frag' ich.

„Dann bist du derjenige, der den ganzen Rummel bezahlt", sagt mir der Schlauberger auf den Kopf zu.

Soll ich leugnen? denk' ich... Ach, hol's der Teufel! Und ich geb' die Sache zu.

„Ne!" sagt er kurzweg. „Is nich, mein Jungchen, nehm' ich nicht an."

„Aber warum nicht?"

„Wegen der Kinder natürlich. — Ich muß doch an meine Enkelkinder denken, falls deine Großmut mir welche beschert... Ich geb' ihnen schon keine Mitgift, soll ich ihnen auch noch das Stroh aus dem Neste stehlen, in dem sie geboren werden? Den Prozeß gewinn' ich sowieso, wenn's auch noch ein paar Jahre dauert; ich kann warten."

Ich lege mich also aufs Zureden. „Das Geld bleibt doch in der Familie", sag' ich. „Ich zahl' es, und du bekommst es. Nach deinem Tode fällt es ja doch an mich zurück."

„Aha! Du wartest wohl schon auf meinen Tod?" sagt er und fängt von neuem zu kollern an. „Willst wohl, ich soll mich lebendig in die Grube legen, damit du dich mit Krakowitz arrondieren kannst? Ist dir wohl schon lange ein Dorn im Auge, mein schönes Krakowitz?"

Da mit soviel Unvernunft nicht zu streiten war, beschloß ich ein Gewaltmittel.

„Hör' mein letztes Wort, Vater", sag' ich. „Ausgleich und Versöhnung mit Lothar Pütz ist die einzige Bedingung, unter der ich in deine Familie treten kann. Willigst du nicht ein, so muß ich Jolanthe bitten, mich freizugeben."

Da wurde er weich.

„Man kann mit dir auch kein gefühlvolles Wort reden", sagt er. „Ich denke an deine Kinder, die armen, ungeborenen Würmer, und du denkst sofort an Verlobung aufheben und dergleichen. — Wenn du die Sache durchaus auf diese Weise ordnen willst, so werd' ich dir dein Vergnügen nicht stören. Gegen den Lothar Pütz persönlich hab' ich gar nichts. Im Gegenteil! Er soll ja ein strammer Junge sein — schneidiger Reiter, flotter Courmacher — aber, mein alter Sohn, ich rate dir gut: du kriegst eine junge Frau ins Haus. Wäre sie nicht

meine Tochter und infolgedessen über jede Anfechtung erhaben, so würde ich dir an die Hand geben: Verfeinde dich mit ihm, fordere ein altes Darlehn zurück, anstatt daß du ihm ein neues gibst. Sicher ist sicher, weißt du."

Meine Herren, bis zu diesem Augenblicke hatt' ich ihn humoristisch genommen, von jetzt an haßte ich ihn. — Na, erst die Hochzeit! Hernach wollte ich ihn mir schon vom Halse halten.

Noch war ein schweres Stück zu tun, nämlich Lothar zu überzeugen, daß der Alte sein Unrecht eingesehn habe und auf die Fortführung des Prozesses zu verzichten entschlossen sei.

Der Streich gelang.

Lothar wunderte sich so wenig, daß er sogar das Danken vergaß.

Na, meinetwegen! — —

Von meiner Braut hab' ich Ihnen schon erzählt. Lassen Sie's damit genug sein.

Das Gewebe solcher Beziehungen mit seinen Annäherungsversuchen und Erkältungen, mit seinem Auf und Nieder von Vertrauen und Scheu, von Hoffnung und Niedergeschlagenheit, ist zu fein gesponnen, als daß meine plumpen Hände versuchen sollten, es vor Ihnen auseinanderzufasern.

Zu ihrer Ehre sei's gesagt: sie versuchte redlich, sich in mein Wesen hineinzuleben.

Sie lauschte mir meine Neigungen ab, ja sie suchte sogar ihre Gedanken den meinigen anzupassen. Da war leider nicht mehr viel zu holen. Wo ihr junger, frischer Geist lebendige Interessen bei mir voraussetzte, gab es oft nichts als längst erstorbenes Ödland. — Denn das ist ja das Entsetzliche des Alters, daß es langsam einen Nerv nach dem andern in uns abstumpft. Kommen wir erst gegen die Fünfziger, dann werden Arbeit und Ruhe in gleicher Weise unsre Mörder.

Damals waren rote Schlipse modern. — Ich trug einen roten Schlips, ich trug auch spitze Stiefel und ließ mir seidene Aufschläge auf meine Rockklappen nähen.

Ich machte ihr reiche Geschenke. Ein Kollier in Türkisen, das zwölftausend Mark kostete, und einen berühmten Solitär, der in Paris zur Auktion gekommen war. Frische Rosen und Orchideen kamen jeden Tag mit der Bahn für sie an, denn die

Blumen aus eigener Zucht waren weniger wert als meine Fohlen.

Überhaupt, wissen Sie, meine Fohlen — aber nein, davon wollt' ich ja nicht erzählen.

6

So! — Und nun, meine Herren, mach' ich einen dicken Strich und komm' auf meinen Hochzeitstag zu sprechen.

Mein Herr Schwiegerpapa, der wie die Katzen stets auf die Beine fiel, hatte beschlossen, die Beliebtheit meines Namens für sich auszunutzen und bei Gelegenheit meines Hochzeitsfestes die Verbindungen mit all den Leuten, die ihm seit langem mit Vorsicht aus dem Wege gingen, wieder anzuknüpfen.

Er griff tief in seinen Beutel und veranstaltete eine ungeheure Feier, bei welcher, wie er sich ausdrückte, der Sekt in Rinnen an der Tafel lang geleitet werden sollte.

Daß mir der ganze Trara ein Greuel war, versteht sich von selbst, aber ein Bräutigam ist eben ein lächerliches Geschöpf, dem die Willensorgane zeitweilig aus dem Hirnschädel 'rausgeschält sind.

Am Morgen des großen Tages — ich sitze mißmutig in meinem Arbeitszimmer, und das ganze Haus stinkt nach Ölfarbe — da tut sich die Tür auf, und Lothar kommt 'rein.

Sehr lustig — scheinbar — sehr mobil ... in langen Ökonomenstiefeln ... fällt mir um den Hals — — „Hurra, Onkel!" — — ist die Nacht durchgefahren, um zur Zeit zu kommen — — gestern auf Hoppegarten großen Preis erkämpft — geritten wie der Deibel — Genick doch nicht gebrochen — dann gesoffen wie 'ne Haubitze — und doch frisch wie 'n junger Gott — wird tanzen wie 'n Brummkreisel — — — große Überraschungen mitgebracht — feurigster Natur — soll ihm sofort ein Viertelhundert Leute zum Einexerzieren geben, und so weiter.

Das quillt und quirlt nur so aus seinem Munde, und dabei zucken ihm die schwarzen Brauen ohne Aufhören auf und nieder, und die Augen glühen wie Kohlen drunter hervor.

Das ist die Jugend, denk' ich und verschluck' einen Seufzer.

Hätt' ihm diese Augen auf vierundzwanzig Stunden abborgen mögen ... und alles andre dazu.

„Nach meiner Braut erkundigst du dich gar nicht?" frag' ich.

Er lacht sehr laut — — „Onkel, Onkel, Onkel", ruft er, „was sind das für Geschichten? Du und heiraten? Du und heiraten? Und ich brenne die Raketen ab! Hurra!"

Und mitten im Lachen jagt er aus dem Zimmer.

Ich rauch' meine Zigarre zu Ende und bin sehr niedergeschlagen... Nachher will ich einen Inspektionsgang durch die neu hergerichteten Räume machen.

Vor der Schlafzimmertür kriegt mich meine Schwester zu packen, die eben ihre Siebensachen aufladen ließ.

„Hier wird nicht 'reingegangen", sagt sie, „das ist eine Überraschung für euch beide."

Uns beide? — Dummheit!

Gegen elfe fang' ich an, mich anzuziehn... Frack kneift in den Achseln ... Stiefel drücken auf den Ballen — ich leide nämlich seit dreißig Jahren an geschwollenen Ballen, einer Folge der Pützschen Bowlen ... Hemde wie ein Brett ... Schlips zu kurz. — Alles in allem scheußlich.

Gegen zwei fahr' ich ins Hochzeitshaus.

Und nun, meine Herren, kommt ein Traum — kein schöner — durchaus nicht. Eher eine Art Alpdrücken mit all den Gefühlen des Taumelns, des Erstickens, des Erwürgtwerdens und des In-den-Abgrund-Sinkens...

Und doch wieder voll glücklicher Momente: „Es wird gehn! Du hast dein gutes Herz und deinen guten Willen ... du wirst ihr die Hände unter die Füße breiten. Sie wird wie eine Königin gefeiert über die Erde schreiten und ihre Fesseln gar nicht spüren."

Während ein Wagen nach dem andern auf den Hof gedonnert kam und sich an den Fenstern eine Galerie von fremden Gesichtern aufstaute, lief ich wie besessen im Garten herum, knetete mit meinen neuen, schönen Lackstiefeln die Herbstmatsche und ließ mir die Tränen über die Backen laufen.

Lange dauerte das Vergnügen nicht.

Man schrie nach mir von allen Seiten.

Ich ging ins Haus. Der Alte, ganz toll vor Freude, all seine alten Feinde und Widersacher, alle, die er jemals angerempelt,

beleidigt und übers Ohr gehauen hatte, als Gäste bei sich zu haben, lief von einem zum andern, zerdrückte jedem die Hände und schwur ihm ewige Liebe.

Ich wollte ein paar Freunde begrüßen, aber man schob mich mit Hallo in das Zimmer, in welchem, wie es hieß, meine Braut auf mich wartete.

Da stand sie.

Ganz in weißer Seide. Der Brautschleier wie eine Lichtwolke um sie 'rum. Der Myrtenkranz schwarz und stachlig auf ihrem Haar — wie so eine Dornenkrone.

Ich mußte eine Sekunde lang die Augen schließen. So schön war sie.

Sie reichte mir beide Hände und sagte:

„Bist du zufrieden?"

Dabei sah sie mich mild und hingebungsvoll an, und ihr Gesicht mit dem Lächeln drauf war wie eine marmorne Maske.

Da überwältigten mich Glück und Schuldbewußtsein. Ich hätte vor ihr in die Knie sinken und sie so um Verzeihung bitten mögen, daß ich es wagte, sie für mich zu begehren, aber ich schämte mich, weil die Schwiegermutter hinter ihr stand.

Brautjungfern und sonstige Albernheiten waren auch da...

Ich stammelte etwas, was ich selber nicht verstand, und weil ich weiter nichts zu sagen wußte, ging ich vor ihr hin und her und knöpfte meine Handschuhe immer auf und zu — zu und auf.

Die Schwiegermutter, die auch nicht wußte, was sie sagen sollte, legte ihr die Falten des Schleiers zurecht und sah mich halb vorwurfsvoll und halb ermutigend von der Seite an.

Bei jedem Rundgange schritt ich auf einen Spiegel los, so daß ich 'reinschauen mußte, ob ich wollte oder nicht. Ich sah meine kahle Stirn und die krebsroten Backen mit den Hängefalten darunter und die Warze unter dem linken Mundwinkel. Ich sah den Kragen, der viel zu eng war, denn auch die weiteste Nummer hatte nicht zugereicht, und sah den roten, fetten Hals, der ringsherum wie ein Kranz darüber hinausgequollen war...

Ich sah das alles, und bei jedem Umkehren durchfuhr mich ein Gefühl, das halb Wahnsinn und halb Ehrlichkeit war, als müßte ich ihr zuschreien:

„Erbarm dich deiner! Noch ist es Zeit. Laß mich laufen."

Notabene: Eine Ziviltrauung existierte damals noch nicht.

Ich hätt' es ja nie über die Lippen gebracht, und wenn ich tausend Jahre so hin und her gewandert wäre, aber als der Alte flink wie ein Wiesel hereingeschlüpft kam und mir zurief:

„Vorwärts! Der Pfarrer wartet", da empfand ich das doch mißliebig wie eine Durchkreuzung meiner Pläne.

Ich bot ihr den Arm ... die Flügeltüren wurden aufgerissen.

Gesichter! Gesichter! Endlose Massen von Gesichtern! Eines wie an das andere geklebt... Und alle glotzten sie mich höhnisch an, als wollten sie sagen:

„Hanckel, du machst dich lächerlich."

Zuerst ein Lied ... fünf Verse ... dann die Predigt...

Von ihrem Inhalt hab' ich keine Ahnung, denn plötzlich fährt mir ein niederträchtiger Gedanke durch das Hirn, der sich mit Blitzgeschwindigkeit zur fixen Idee ausbildet und mich nicht mehr aus den Klauen läßt:

„Sie wird nein sagen."

Und je näher der entscheidende Augenblick kam, desto mehr würgte mir die Angst die Kehle zu... Schließlich zweifelte ich gar nicht mehr, daß sie „Nein" sagen würde.

Meine Herren, sie sagte: Ja!

Wie ein Verbrecher, der eben das „Nichtschuldig" gehört hat, so atmete ich auf...

Und nun das Kurioseste:

Kaum war das Wort gefallen, und die Sorge, blamiert zu werden, von mir genommen, da war auch schon der Wunsch in meinem Herzen: „Ach, hätte sie doch nein gesagt."

Nach dem Amen — gab's ein Gratulieren ohne Ende. Mit einer ordentlichen Inbrunst ergriff ich eine Hand nach der andern. „Danke" hier — „danke" dort... Jedem Hanswurst war ich in tiefster Seele dankbar, weil er mich für das gute Essen und Trinken, das er erwartete, mit seinem gnädigen Glückwunsch beschenkte.

Nur einer fehlte noch: Lothar.

Unter den letzten stand er und sah ganz grün aus, als hungere er oder langweile sich.

„Da ist er, Jolanthe", sag' ich und krieg' ihn zu packen, „Lothar Pütz — Pützens Einziger... Mein Goldjunge! — Gib

ihm die Hand! Sag' Lothar zu ihm." Und weil sie noch zögerte, schob ich ihre fünf Finger in die seinen und dachte bei mir: Gott sei Dank, — daß er da ist, der wird uns über manche schlimme Stunde hinweghelfen.

Lächeln Sie nicht, meine Herren! Was Sie denken, es werde sich nun im Laufe der Ehe langsam ein liebevolles Verhältnis zwischen den beiden Leutchen herausbilden, davon ist nicht die Rede. Bißchen Geduld! Es kommt ganz anders.

Also: man ging zu Tische.

Ganz proper: Blumen — Silberzeug — Baumkuchen — alles in Fülle.

Ein Gläschen Sherry zum Anwärmen des Magens machte den Anfang.

Der Sherry war gut, aber das Gläschen war klein ... und mehr davon konnte ich nicht entdecken.

„Du mußt jetzt sehr galant und zärtlich gegen sie sein — der Anstand verlangt das so", sagte ich zu mir und schielte nach rechts. Ihr Ellenbogen berührte leise meinen Arm. Ich fühlte, wie sie zitterte.

Das ist der Hunger, dachte ich, denn ich hatte auch noch rein nichts gegessen.

Ihre Augen hingen ganz starr an dem Kandelaber, der vorstand. Dessen Silberglanz war mit den Jahren welk und runzlig geworden wie die Haut von einem alten Weibe.

Ihr Profil! Gott, war das schön, dies Profil!

Und das sollte mir gehören. Unsinn!

Und ich trank ein Wasserglas von dem blonden Weißwein aus, der mir in dem leeren Magen gluckste wie die Blasen in einem Ententümpel.

Auf diese Weise komm' ich zu keiner Zärtlichkeit, dachte ich und sah mich sehnsüchtig nach dem Sherry um. —

Dann gab ich mir einen Ruck. „Iß doch etwas!" sagte ich und dachte wunder welche Leistung vollbracht zu haben.

Sie nickte und führte den Löffel zum Munde.

Nach der Suppe gab es einen guten Fisch ... Rheinsalm, wenn ich nicht irre ... die Sauce hatte den richtigen Zusatz von Kognak, Zitronensaft und Kapern ... kurz, die Sache war delikat.

Dann kam ein Rehrücken ... ganz gut, wenn auch noch ein

bißchen frisch. — Nun, hierüber gehn die Ansichten ja auseinander.

„Iß doch etwas", sagte ich zum zweitenmal und machte dabei die Lippen spitz, damit die Leute das, was ich ihr zuflüsterte, für ein Kompliment oder eine Zärtlichkeit halten möchten.

Ne, so kam ich nicht vorwärts. Ich hatte schon die zweite Flasche von dem blonden Weißwein hinter mir und fing an, mich aufzublähen wie eine Trommel.

Ich sah mich nach Lothar um, der von seinem Vater eine Witterung für alles Trinkbare geerbt hat, aber der war irgendwo unten mang die Lämmer untergebracht.

Da rettete mich ein Toast, der mir erlaubte, aufzustehn. Beim Rundgang entdeckte ich eine kleine, aber gewählte Gesellschaft von Sherryflaschen, die der Alte hinter einer Gardine versteckt hatte.

Rasch nahm ich zwei Flaschen an mich und begann unverzüglich, mir Mut anzutrinken.

Es ging langsam, aber es ging; — denn, meine Herren, ich kann mir etwas bieten.

Nach dem Rehrücken kam ein Salmi von Rebhühnern. — Zweimal wilde Tiere nacheinander ist nicht gerade geschickt, aber es schmeckte vorzüglich.

Um diese Zeit begann sich von der Decke so etwas wie eine Nebelwand loszulösen und langsam, langsam herabzusinken.

Um diese Zeit warf ich mit Galanterien nur so um mich.

Meine Herren, ich war ein Schwerenöter um diese Zeit.

Ich nannte meine Braut „Zauberin" und „holde Fee", erzählte eine pikante Jagdgeschichte und erklärte meiner Umgebung, wozu die Erfahrungen gut sind, die ein moderner Junggeselle vor seiner Heirat gemacht hat.

Kurz, meine Herren, ich war unwiderstehlich.

Aber die Nebelwand sank immer tiefer und tiefer.

Man sieht dergleichen, wissen Sie, in Gebirgen oft, wenn zuerst die höchsten Gipfel verschwinden, und dann allmählich eine Wand, ein Grat nach dem andern von dem Vorhang bedeckt wird.

Zuerst bekamen die Lichter an den Kandelabern rötliche Höfe — sie sahen aus wie kleine Sonnen in einer dunstigen Atmosphäre, und allerhand regenbogenfarbene Strahlen gingen

davon aus. Dann verschwand allgemach, was hinter den Kandelabern saß, schwatzte und mit den Gabeln klapperte.

Nur von Zeit zu Zeit schimmerte ein weißes Vorhemd oder ein Stückchen von einem Frauenarm aus der „purpurnen Finsternis" — — so heißt es ja wohl bei Schiller.

Ja richtig, — noch eins fiel mir auf:

Mein Schwiegervater lief um diese Zeit mit zwei Champagnerflaschen herum, und wo er ein ganz, ganz leeres Glas sah, da bat er inständig: „Trinken Sie doch noch! Warum trinken Sie nicht?"

„Du alter Schwindler", sagte ich, als er so auch hinter mir auftauchte, und kniff ihn in die Beine, „heißt das in Rinnen 'rumlaufen lassen?"

Sie sehn, meine Herren, die Sache wird gefährlich.

Und plötzlich fühl' ich mein Herz weit werden.

Ich muß reden. Nein, ich muß reden.

Ich klopfe also an mein Glas wie besessen.

„Um Gottes willen — schweig", raunte mir meine Braut, pardon, meine Frau zu.

Aber wenn es mein Leben kostet, ich muß reden.

Was ich geredet habe, ist mir später wiedererzählt worden, und wenn meine Gewährsmänner nicht lügen, hat es ungefähr folgendermaßen gelautet:

„Meine Damen und Herren! Ich bin kein Jüngling mehr. — Aber ich bedaure das gar nicht — denn auch das reifere Mannesalter hat seine Freuden. — Und wer da etwa behaupten sollte, daß Jugend nur mit Jugend glücklich werden könne, dem sag' ich: das ist eine infame Lüge ... ich bin der Beweis vom Gegenteil. Denn ich bin kein Jüngling mehr. — Aber ich werde meine junge Frau glücklich machen — — denn meine Frau ist ein Engel — — und ich habe ein liebendes Herz ... ja, ich schwöre, ich habe ein liebendes Herz — — und wer — da — behaupten wollte, daß hier unter meiner Weste kein liebendes Herz schlägt, dem — möchte — ich — meine Brust aufreißen — —"

An dieser Stelle sind meine Worte von Tränen erstickt worden, und mitten in meinem grauen Elend hat man mich schleunigst aus dem Saal geschafft — — — — — —

Als ich erwachte, lag ich auf einem Sofa, das viel zu kurz

für mich war, — allerhand Pelzkragen, Kapuzen und wollene Tücher über mich 'rüber geworfen...

Mein Hals war verrenkt, meine Beine gefühllos.

Ich sah mich um.

Auf einer Spiegelkonsole brannte einsam ein Licht, — Bürsten, Kämme und Schachteln mit Stecknadeln lagen daneben — an den Wänden hingen ganze Massen von Mänteln, Hüten und dergleichen. Aha! Die Damengarderobe.

Langsam kam ich zum Bewußtsein dessen, was geschehen war.

Ich sah nach der Uhr. — Sie ging auf zwei.

Irgendwo — wie in weiter Ferne — wurde ein Klavier gespielt — und dazu im Takte ein Scharren und Schleifen von tanzenden Füßen. — Meine Hochzeit!

Ich kämmte mir die Haare glatt, rückte meine Krawatte zurecht und wünschte aufrichtig, ich könnte mich sofort in mein schönes, hartes Gurtenbette legen und mir die Decke über die Ohren ziehn, — — anstatt — brrr! —

Na, was war da zu machen! Ich trat also den Weg zu den Gesellschaftszimmern an — aber ohne eigentliche Beklommenheit, denn ich war noch zu dösig und verschlafen, um mir über meine Lage volle Rechenschaft zu geben.

Anfangs bemerkte man mich nicht.

In den Herrenzimmern lag der Zigarrenrauch so dick, daß man auf drei Schritte hin nur noch matte Umrisse von menschlichen Leibern unterscheiden konnte.

Man tempelte heftig ... mein Schwiegervater nahm seinen Gästen mit solcher Eleganz das Geld ab, daß er, hätte er noch drei Töchter zu verheiraten gehabt, ein reicher Mann geworden wäre.

Er nannte das: die Hochzeitskosten 'rausschlagen.

Ich warf einen Blick in den Tanzsaal. — Die Mütter kämpften mit dem Schlafe, das junge Volk hopste mechanisch herum, der Klavierspieler machte die Augen nur noch auf, wenn er vorbeigegriffen hatte.

Meine Schwester hielt ein Glas mit Limonade auf dem Schoß und besah sich die Zitronenkerne. Das war ein trübseliges Bild! —

Jolanthe nirgends zu erblicken.

Ich kehrte zu den Spieltischen zurück und klopfte den Alten

auf die Schulter, der sich das eben gewonnene Geld mit hohlen Händen in die Hosentaschen stopfte.

Wütend drehte er sich um.

„Na, du Saufaus, du!“ — „Wo ist Jolanthe?“

„Weiß nicht. Such sie.“ Und er spielte weiter.

Die Herren machten verlegene Gesichter und taten, als ob nichts geschehen wäre. „Na, setzen Sie nicht auch ein bißchen, junger Ehemann?“ hieß es ringsum. — — Da machte ich, daß ich fortkam, denn ich kenne mich... Hätte ich losgelegt, es wäre ein zweites Unglück geschehen.

Auf Schleichwegen ging ich um den Tanzsaal herum, denn den Blicken der Ballmütter fühlte ich mich nicht gewachsen.

Im Korridor räucherte eine blecherne Küchenlampe, von den Wirtschaftsräumen her kam Tellergeklapper und das Kichern halbbetrunkener Mägde. Scheußlich!

Ich klopfte an Jolanthes Zimmertür.

Niemand antwortete. Ein zweites Mal. Alles still. Da tret' ich ein. Und was find' ich?

Meine Schwiegermutter sitzt auf dem Bettrand, und vor ihr kniet meine Frau im schwarzen Kleide — schon für das Wegfahren umgezogen — hat den Kopf in ihren Schoß gelegt, und beide Frauen weinen, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen.

Ach, meine Herren, wie ward mir da zumute!

Am liebsten wäre ich zu meinem Wagen gerannt, hätte dem Kutscher zugerufen: „Zur Station!“ und wäre mit dem nächsten Zuge auf und davon gefahren, nach Amerika oder sonst irgendwohin, wo die Kassierer und die verlorenen Söhne zu verschwinden pflegen.

Na, das ging nicht an.

„Jolanthe“, sag' ich demütig und zerknirscht.

Beide schreien auf. Meine Frau umklammert die Knie ihrer Mutter. Diese breitet schützend die Arme um sie aus.

„Ich will dir ja nichts Böses tun, Jolanthe“, sag' ich, „nur um Verzeihung bitten will ich dich, daß ich aus Liebe zu dir so unvorsichtig war.“

Langes Schweigen — nur ihr Geschluchze klang mitten darin. Dann sagt die Mutter:

„Er hat recht, mein Kind. Und steh auf — es ist Zeit. Ihr

müßt fahren." — Sie erhebt sich langsam — die Backen feucht — die Augen feuerrot — ihr Körper noch immer vom Schluchzen geschüttelt.

„Gib ihm die Hand. Es hilft ja nichts."

Recht liebenswürdig dieses: Es hilft ja nichts.

Und sie reicht mir die Hand, die ich ehrfürchtig an meine Lippen führe.

„Haben Sie meinen Mann gesehn, George?" fragt meine Schwiegermutter. — Ich bejahe.

„Holen Sie ihn, bitte... Jolanthe will Abschied nehmen."

Ich nach dem Spielzimmer zurück.

„Du, Papa!"

„Zwölf, sechzehn — siebenundzwanzig — einunddreißig!"

„Papa!"

„Dreiunddreißig — was willst du?"

„Wir wollen uns verabschieden."

„Fahrt mit Gott — werdet glücklich — sechsunddreißig."

„Willst du nicht Jolanthen —"

„Neununddreißig — gewonnen — 'raus mit den kalten Katzen... Wer hat noch Courage? George, willst du nicht rasch mal —"

Na, da ging ich von dannen.

Als ich den Frauen schonend mitteilte, wie die Sachen standen, sahen sie sich bloß in die Augen und gingen dann voran durch den dunstigen Korridor zur Hintertreppe hin, wo der Wagen schon wartete.

Der Sturm pfiff uns um die Ohren ... vereinzelte Regentropfen peitschten uns ins Gesicht. —

Die Frauen lagen sich stumm in den Armen, als wollten sie sich nie mehr loslassen.

Da kommt der Alte, der sich eines Besseren besonnen haben mag, mit großem Hallo daher, hinter ihm die Mägde, die er alarmiert hat, mit Lampen und Lichtern.

Wirft sich dazwischen und legt zu schnauzen los:

„Mein geliebtes Kind, wenn der Segen eines dich innig liebenden Vaters — —"

Sie schüttelt ihn ab — gerad' so wie einen nassen Hund. Mit einem Sprung in den Wagen rin... Ich nach... Los!...

7

Da saßen wir also. — — Am Hoftor flackerten die Windlichter, dann wurde es rabenschwarze Finsternis.

Meine Herren, das war eine Fahrt!

Die Wagenräder platschen durch die Pfützen: ß — ß — ß... und der Sturm heult: huij ... und die Wassertropfen trommeln aufs Kutschenleder: taratata — taratata ...

„Was fängst du nun mit ihr an?" frag' ich mich.

Von ihr ist nichts zu sehen, zu hören und zu fühlen ... gerad' so, als ob ich mutterseelenallein durch die Nacht kutschiere.

Erst wie wir in den Wald kommen und sich die Laternen auf den nassen Birkenstämmen spiegeln, so daß ein Widerschein in den Wagen fallen kann, da seh' ich sie in der äußersten Ecke kauern und so enge an die Kutschenwand gedrückt, als ob sie sie mit ihrem Leibe durchbrechen und sich auf den Weg hinauswerfen will.

Mein Gott! So ein armes Ding! Das hat nun alles verloren, was bisher seine Welt gewesen ist — und die neue Welt — das ist ein alternder Kerl, der noch eben stierisch betrunken dagelegen hat.

Pfui Deibel, schämt' ich mich da! Aber reden muß ich doch.

„Jolanthe!"... Alles muckestill. — „Hast du Angst vor mir?"

„Ja."

„Willst du mir nicht deine Hand geben?" — „Ja."

„Wo ist sie?" — „Da."

Ein weiches Etwas streift ganz sacht, ganz sacht an meiner Seite entlang... Das hasch' ich, das ergreif' ich, das umklammre ich. Armes Ding! Armes Ding!

Und gleichzeitig kommt eine Art von — „heiliger Kraft" würd' ich sagen, wenn ich pathetisch werden wollte — über mich, kurz, ich finde in meiner Not lauter schöne und warme Worte, um ihr Trost zuzusprechen.

„Siehst du, Jolanthe", sag' ich, „du bist ja nun meine Frau — daran ist nichts zu ändern — und schließlich hast du es selber so gewollt, aber du mußt nicht glauben, daß ich dir darum mit allerhand verliebten Manieren und Anforderungen lästig fallen werde... Neben dir sitzt hier ein wahrhafter

Freund, ich will sagen ein väterlicher Freund — wenn dir das beruhigender klingt —, denn es fällt mir nicht ein, vertuschen zu wollen, wie viel älter ich bin als du... Und wenn dir das Herz schwer ist und du dich satt weinen willst, dann wirst du keine Brust finden, an der du ruhiger liegen könntest... Flüchte dich nur immer zu mir, selbst wenn du in deinem Sinne denkst, daß ich der Feind bin, vor dem du dich flüchten mußt."

Das war schön gesagt — was? Das gab mir mein Mitleid ein und mein reiner Wille.

Ich armer alter Kerl! Als ob ein bißchen Jugendbrunst nicht tausendmal mehr wert ist als das weichste Mitleid und dergleichen mehr.

Aber in jenem Augenblick war der Eindruck dessen, was ich sagte, so stark, daß ich selbst davor erschrak.

Mit einem Satz springt sie aus ihrem Winkel 'raus, wirft sich mir an den Hals und küßt mir das Gesicht durch den Schleier durch ... und dabei sagt sie schluchzend:

„Du, verzeih mir — verzeih mir — du lieber, lieber Mann."

Da steigt mir die Erinnerung an die Verlobungsszene auf, wo sie mich auch schon durch so eine Geschichte verblüfft hat, und ich sag':

„Was denn? Was soll ich dir denn immer verzeihen?"

Aber sie antwortet nicht, sondern duckt sich in ihre Ecke zurück — und von nun an kein Laut mehr.

Der Regen hat aufgehört, aber der Sturm bläst womöglich noch toller durch die Ritzen der Wagenfenster.

Und dann mit einemmal ein Blitz — — ein Donnerschlag dicht hinterher.

Die Pferde machen einen Sprung nach dem Graben hin.

„Faß kurz, Johann!" schrei' ich ... er hört natürlich nicht... die Biester mucken auch schon nicht mehr, denn seine Fäuste waren wie Eisen. Hab' nie einen besseren Kutscher gehabt.

Der Kanonenschuß aber war bloß ein Signal gewesen. Denn nun geht's los — rechts — links — überall ... flammende Dächer — und Feuerkugeln und glühende Türme und der Park in schönstem, smaragdgrünem Licht.

Kurz: mein gutes altes Ilgenstein war ein richtiges Feenschloß geworden.

Ein Schauder vor lauter Freude, ihr das neue Heim in solcher Pracht vorweisen zu können, läuft mir über den Leib... Das hab' ich ihm zu verdanken, dem lieben Jungen, denk' ich, und vielleicht viel mehr als das, denn der erste Eindruck entscheidet ja oft fürs ganze Leben.

Sie hat sich hinausgebeugt. — Und in dem roten Feuerschein seh' ich ihre Augen in einer Art von gierigem oder ängstlichem Suchen nach vorwärts gerichtet.

„Das ist alles dein, mein Kind", sag' ich und such' nach ihrer Hand.

Aber sie hört mich nicht. — Sie scheint ganz überwältigt von dem schönen Bilde.

Und wie wir in den Hof 'reinfahren, geht ein Höllenspektakel los, ein Schreien, Schießen, Trommeln und Trompeten... Fackeln und Windlichter rechts und links ... und die Gesichter rauchgeschwärzt mit funkelnden Augen und offenen Mäulern.

„Hurra! — der gnädige Herr — die gnädige Frau hurra hoch!"

Und das Getrampel und das Mützengeschüttel — rein besessen waren die Banditen.

Ich denk' bei mir: Nun sieht sie wohl, daß es kein böser Mann ist, den sie kriegt, denn er hat Liebe bei seinen Leuten, und zur Rührung bereit, wie man in solchen Zeiten ist, fang' ich ein bißchen zu flennen an.

Wie der Wagen hält, seh' ich vor der Haustür unter den Inspektoren und Eleven Lothar stehn.

Ich spring' 'raus und reiß ihn in meine Arme. „Mein Junge, mein lieber, lieber Junge!" Ich hätt' ihm die Hände küssen mögen in meiner Dankbarkeit. —

Und wie ich meine junge Frau aus dem Wegen heben will, fängt das Unglückswurm von Oberinspektor uns mitten im Sturm mit einer feierlichen Anrede zu traktieren an.

„Um Gottes willen, Baumann", sag' ich, „ich nehme die Sache für genossen an" — und trage meine junge Frau mit einem Ruck ins Haus hinein.

Drin stehn die Hausmädchen mit der Mamsell an der Spitze und knicksen und kichern, aber sie schaut mit stieren Augen durch sie hindurch.

Da kriegt mich die Angst zu packen vor dem, was kommen soll... Ach, hätt'st du doch deine Schwester nicht fortgelassen, denk' ich bei mir, und wie ich hilfesuchend um mich schaue, seh' ich im Türgewölbe Lothar stehn, der sich augenscheinlich verabschieden will.

Ich mit einem Satz auf ihn los, krieg' seine Hände zu packen und sag':

„Du gehst nicht weg, wir trinken nach all dem Trubel noch einen Schluck Warmes miteinander — verstanden?"

Er wird blutrot, aber ich führ' ihn an der Hand vor Jolanthe, der eben Hut und Mantel abgenommen werden.

„Hilf mir, ihn bitten", sag' ich; „eine Tasse Tee hat er sich um uns wohl verdient."

„Ich bitte", sagt sie und schlägt nicht einmal die Augen auf.

Er macht einen steifen Bückling und reißt an seinem Schnauzbart.

Dann führ' ich sie durch die erleuchteten Räume nach dem Eßzimmer ... sie sieht nicht rechts, nicht links ... all die Pracht, die nur für sie geschaffen worden ist, bleibt unbeachtet ... zwei-, dreimal schwankt sie an meinem Arm ... und jedesmal muß ich mich nach dem Jungen umsehn, ob er auch noch da ist.

Gott sei Dank! Noch war er da!

Im Speisezimmer siedet der Teekessel, wie's meine Schwester vor ihrem Abgange angeordnet hat.

„Wenn du sie holen ließest?" fährt es mir durch den Kopf. Ein Wagen im Karriere nach Krakowitz, ein andrer nach Gorowen — und in einer Stunde konnte sie hier sein.

Aber ich alter Krauter schäme mich, meine Hilflosigkeit zu bekennen. Und meine Angst hat ja auch Lothar, um sich an ihn anzuklammern. Gott sei Dank, noch war er da!

„Also setzt euch mal, Kinder", sag' ich und tu', als ist mir wunder wie behaglich zumute.

Ich seh's noch wie heute: das blanke Tischtuch mit den Meißener Tassen und der alten, silbernen Zuckerdose drauf — und die kupferne Hängelampe über uns, und in dem grellen Lichte, das sie 'runterwirft: rechts von mir — Sie — blaß, steif, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine, die im Schlafe wandelt, links: Er — mit seinem buschigen Haar und den

straffen, goldbraunen Backen und der finstern Stirnfalte — die Augen starr auf den Damast geheftet.

Und weil er sich augenscheinlich unsicher fühlt als überflüssiger Dritter in einer fremden Hochzeitsnacht und am liebsten Reißaus nehmen möchte, fass' ich ihn liebevoll bei beiden Schultern und dank' ihm aus tiefstem Herzen für die Tortur, die er sich auferlegt.

„Sieh ihn dir genau an, Jolanthe", sag' ich, „denn so wie heute werden wir manches liebe Mal hier sitzen und uns freuen, einer an dem andern."

Sie nickt ganz langsam und schließt die Augen vollends.

Armes Ding! Armes Ding!

Und die Angst benimmt mir fast den Atem.

„Seid fidel, Kinder!" schrei' ich, „Lothar, erzähl mal ein paar Schwänke aus deinem Leben ... vorwärts! Hast du zu rauchen? Nein? Wart, ich hol' dir."

Und in meiner Not renn' ich spornstreichs ins Nebenzimmer, wo der Zigarrenschrank steht, als ob sich durch die guten Glimmstengel alles zum Besten wenden werde.

Da, meine Herren, als ich mit der Kiste unter dem Arm zurückkehren will, seh' ich durch die offene Tür etwas, was mir das Blut in den Adern zum Stillstehn bringt.

Nur einmal im Leben hab' ich einen solchen Schlag empfunden, wie ich als junger Kürassier eines Abends von einer Kneipe heimkomme und eine Depesche vorfinde, wo drin ganz gemütlich die Worte stehn: „Vater soeben verschieden!"

Also, was seh' ich, meine Herren?

Die beiden Leutchen sitzen still und steif auf ihren Plätzen wie zuvor, aber sie haben die Augen sozusagen ineinandergetaucht mit einer solchen wilden, verzweifelnden, wahnsinnigen Glut, wie ich deren menschliche Blicke nie für fähig gehalten habe.

Es war, wie wenn zwei Flammen ineinanderspritzen.

Also, da hatt' ich die Bescherung.

Noch war sie nicht mein Weib, und schon hatte mein Freund, mein Sohn, mein Liebling mich mit ihr verraten.

Der Ehebruch saß schon im Hause, noch bevor die Ehe wahrhaft vollzogen war.

Meine ganze Zukunft — ein Dasein voll Argwohn und Angst

und Verdüsterung und Lächerlichkeit, voll grauer Tage und schlafloser Nächte lag wie eine Landkarte aufgerollt vor mir durch diesen Blick. Was tun — meine Herren?

Am liebsten hätt' ich sie bei der Hand genommen und zu ihm gesagt: „Nimm sie hin — ich habe kein Recht mehr an sie."

Aber versetzen Sie sich in meine Lage! Ein Blick ist etwas Ungreifbares und Unbeweisbares. — Er läßt sich lachend ableugnen ... ja, konnte ich mich nicht wirklich getäuscht haben?

Und während ich dies dachte, hingen die beiden Augenpaare noch immer ineinander in vollendeter Vergessenheit dessen, was rings um sie bestand.

Und als ich dann eintrat, zuckten sie nicht einmal mit den Wimpern, sondern wandten sich nur gleichsam unwillig und erstaunt zu mir hin, als wollten sie fragen:

„Was stört uns der fremde, alte Mann?"

Ich hätte laut aufbrüllen mögen wie ein gestochenes Tier, doch nahm ich mich zusammen und offerierte meine Zigarren.

Aber ich mußte rasch ein Ende machen, denn allerhand rote Sonnen begannen mir vor den Augen zu tanzen.

Ich sag' also: „Geh heim, mein Sohn, es ist Zeit."

Er erhebt sich schwerfällig, reicht mir eine eiskalte Hand, macht ihr mit zusammengeschlagenen Hacken seinen Leutnantsdiener und wendet sich zur Tür.

Da hör' ich einen Schrei — einen Schrei, der mir durch Mark und Bein fährt.

Und was seh' ich?

Mein Weib, mein junges Weib liegt ihm zu Füßen, hält seinen Rock mit beiden Händen fest und schreit:

„Du darfst nicht sterben — du darfst nicht sterben!"

So, meine Herren, das war die Katastrophe.

Einen Augenblick steh' ich wie vor den Kopf geschlagen, im nächsten fass' ich ihn beim Schlafittchen.

„Halt, mein Sohn", sag' ich, „jetzt ist's genug. Schindluder lass' ich nicht mit mir spielen." Und ich führ' ihn bei seinem Kragen sachte auf seinen Platz zurück, schließe die Türen ab und hebe meine Frau, die krampfhaft schluchzend am Boden liegt, auf ein Sofa.

TAYLORIAN INST. OXFORD

Sie aber kriegt meine Hände zu fassen, küßt sie immerzu und wimmert dabei:

„Laß ihn nicht fort! Er will sich töten — er will sich töten."

„Also, warum willst du dich töten, mein Sohn?" sag' ich; „wenn du ältere Rechte hattest, warum machtest du sie nicht geltend? Warum betrogst du deinen besten Freund?"

Er bohrt sich die Fäuste gegen die Stirn und schweigt.

Da packt mich doch die Wut, und ich sag':

„Sprich, oder ich schlag' dich nieder wie einen tollen Hund."

„Tu's", sagt er und breitet die Arme auseinander, „ich hab's nicht besser verdient."

„Verdient oder nicht — jetzt wird Rede gestanden."

Na, meine Herren, da erfuhr ich denn von beiden zusammen unter Selbstvorwürfen, Tränen und Kniefällen die ganze saubere Angelegenheit.

Sie waren einander vor Jahren im Walde begegnet und liebten sich seither — hoffnungslos und verschwiegen, wie es den Kindern zweier verfeindeter Geschlechter geziemt. Montecchi und Capuletti!

„Habt ihr euch eure Liebe gestanden?"

Nein — aber geküßt hatten sie sich. — „Na — weiter!"

Dann war er nach Berlin in Garnison gegangen, und sie hatten nichts mehr voneinander gehört ... zu schreiben riskierten sie nicht, wußten auch nicht, wie der andere gesonnen war.

Da kam der Tod des alten Pütz dazwischen und mein Versuch, den Hader beizulegen.

Als ich auf Krakowitz erschienen war, hatte Jolanthe zuerst den Plan gefaßt, mich zum Vertrauten ihrer Liebe zu machen, hatte wohl auch gehofft, durch mich eine Botschaft zu erhalten. Nichts dergleichen; statt dessen hatte ich, da ich ihre zärtlichen Blicke mißverstand, selber angefangen, den Verliebten zu spielen. — Weil ihr aber der Wutausbruch ihres Herrn Papas so recht deutlich vor Augen gerückt hatte, daß für sie in alle Ewigkeit nichts zu hoffen war, hatte sie in ihrer Verzweiflung beschlossen, das einzig mögliche Mittel zu ergreifen, um wenigstens in die Nähe des Geliebten zu gelangen.

„Na, das ist doch eine Niedertracht, mein trautstes Herzchen", sagte ich.

„Aber ich bangte mich nach ihm", gab sie zur Antwort, als wäre damit alles in Ordnung.

„Sehr gut — ausgezeichnet! — Aber du, mein Sohn, warum bist du nicht gekommen und hast gesagt: ‚Onkel — ich liebe sie — sie liebt mich. — Hand weg von ihr?'"

„Ich wußte ja nicht, ob sie mich noch liebt", erwiderte er mir.

„Famos. Ihr seid zwei Unschuldslämmer. Ganz famos. Und wann seid ihr ins reine gekommen?"

„Heute — während du schliefst."

Und nun kam eine schreckliche Geschichte. Nach Tisch, beim Gesegnete-Mahlzeit-Sagen, war durch einen einzigen stummen Händedruck der ganze Jammer klar geworden. Und weil sie nicht aus, nicht ein wußten, hatten sie beschlossen, noch in derselben Nacht zu sterben.

„Was, du auch?"

Statt der Antwort zog sie ein Fläschchen aus der Tasche, von dem aus mich ein Totenkopf ganz freundlich ansah.

„Was ist da drin?"

„Blausäure!"

Ei, der Deiwel! „Und wo hast du das her?"

Ein Tanzstundenfreund, welcher Chemiker war und dem sie den Kopf verdreht hatte, hatte ihr auf ihre Bitten das angenehme Wässerchen vor Jahren zum Geschenk gemacht.

„Und das Zeug wollt'st du saufen, du Kröt', du?"

Sie sah mich mit großen, grellen Blicken an und nickte zwei-, dreimal.

Ich verstand sehr gut, und ein Schauder rann mir über den Rücken.

Das hätte eine schöne Brautnacht werden können!

„Und nu? — Was fang' ich nu mit euch beiden an?"

„Rett uns ... hilf uns ... hab Gnade mit uns!"

Sie lagen vor mir auf den Knien und leckten mir die Hände.

Und weil ich, wie Sie ja wissen, meine Herren, von Profession ein guter Kerl bin, so ersann ich ein Mittel, um meine verunglückte Ehe zu einem raschen Ende zu bringen.

Johann mußte anspannen, und fünfzehn Minuten später fuhr ich mit meiner zwölf Stunden alten Frau geräuschlos nach Gorowen zu meiner Schwester ab, unter deren Schutze sie

verweilen sollte, bis die Scheidung ausgesprochen war ... denn zu ihrem Vater wollte sie unter keinen Umständen wieder zurück.

Lothar fragte ganz naiv, ob er uns nicht begleiten dürfte.

„Du Aaskröt'", sagte ich, „mach du, daß du nach Hause kommst."

Denn an der rechten Stelle weiß ich auch streng zu sein, meine Herren...

Die Uhr schlug halb fünf, als ich heimkam. —

Ich war todmüde. Die Beine hingen mir wie Klötze am Leibe.

Alles war muckestill, denn ich hatte vor meiner Abfahrt sämtliche Hausleute zu Bette geschickt.

Als ich den Korridor entlang ging, wo noch die Lichter brannten, sah ich eine mit Blumengirlanden bekränzte Tür. Die führte zu dem Brautgemach, welches meine Schwester als Überraschung bis heute nacht verschlossen gehabt hatte.

Neugierig öffnete ich sie und sah in ein purpurnes Grabgewölbe hinein, in welchem mir der Atem erstickte vor lauter unbekannten Düften... Alles war mit Teppichen verhangen, und an der Decke brannte eine richtige Kirchenlampe... Im Hintergrunde aber war auf Stufen eine Art von Katafalk errichtet mit goldenen Zieraten und seidenen Decken.

Dadrin hatt' ich schlafen sollen!

„Brrrr!" machte ich, schlug die Tür zu und rannte so rasch davon, als meine lahmen Beine mir erlaubten.

Und dann kam ich in mein Zimmer und steckte meine schöne, helle Arbeitslampe an; die lachte mich an wie die liebe Sonne.

In der Ecke stand meine alte, schmale Klappe mit ihren rotgebeizten Pfosten, dem grauen Strohsack und dem zerplieserten Elchfell. — Ach, meine Herren, wie wurd' mir da wohl zumute!

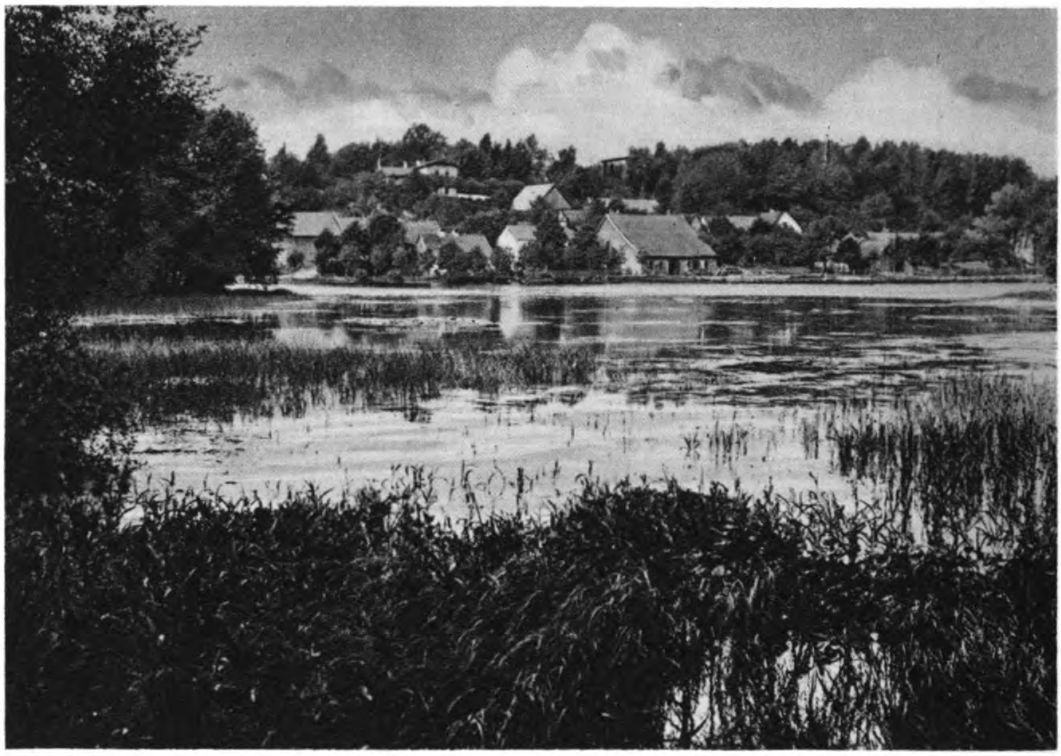
Ich zog mich aus, zündete mir eine gute Zigarre an — 'rin in die Posen! — und las noch rasch ein spannendes Kapitel aus der Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges.

Und ich kann Sie versichern, meine Herren: nie habe ich besser geschlafen als in meiner Hochzeitsnacht.

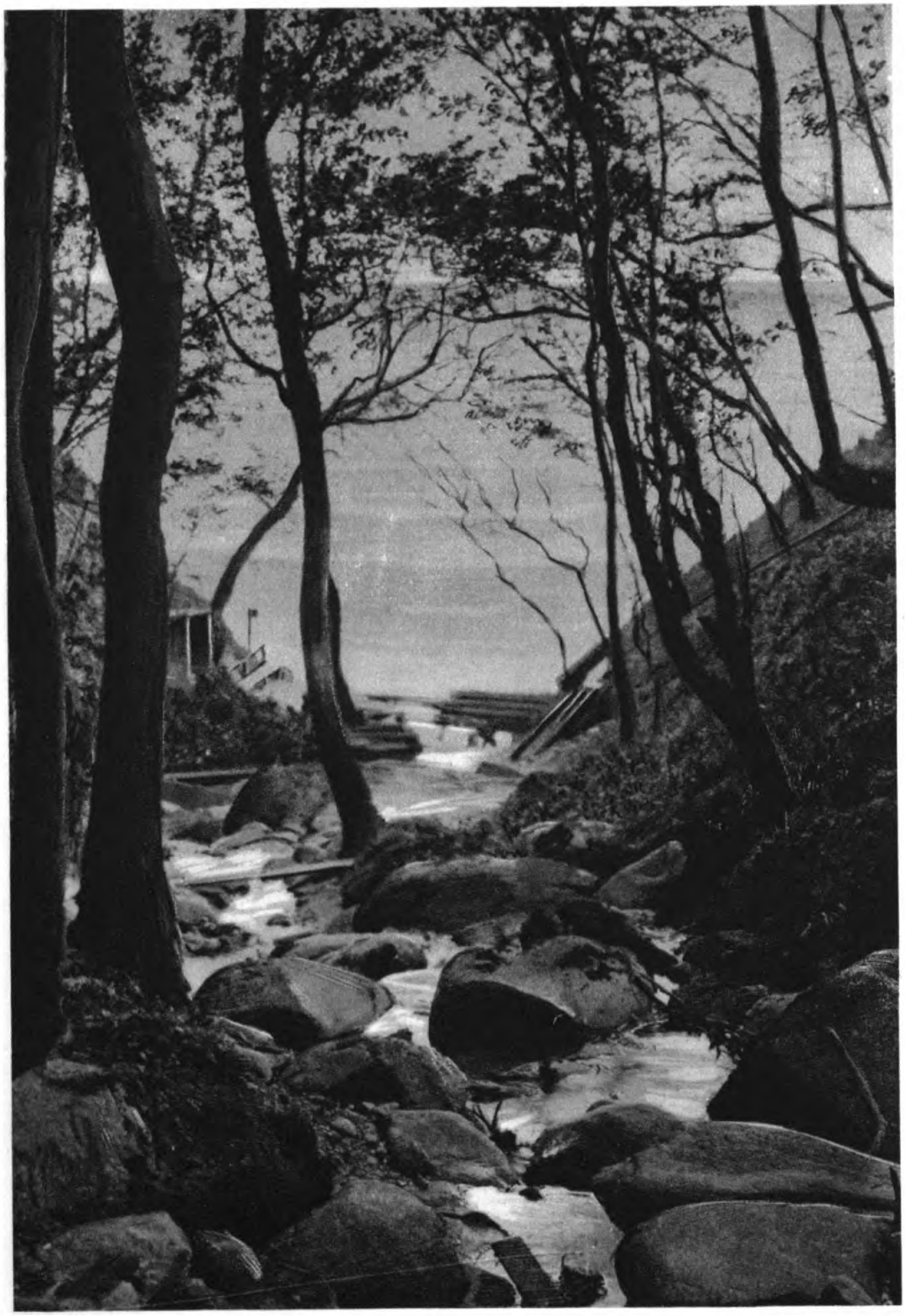
SAMLAND

Am Strand des Seebades Rauschen

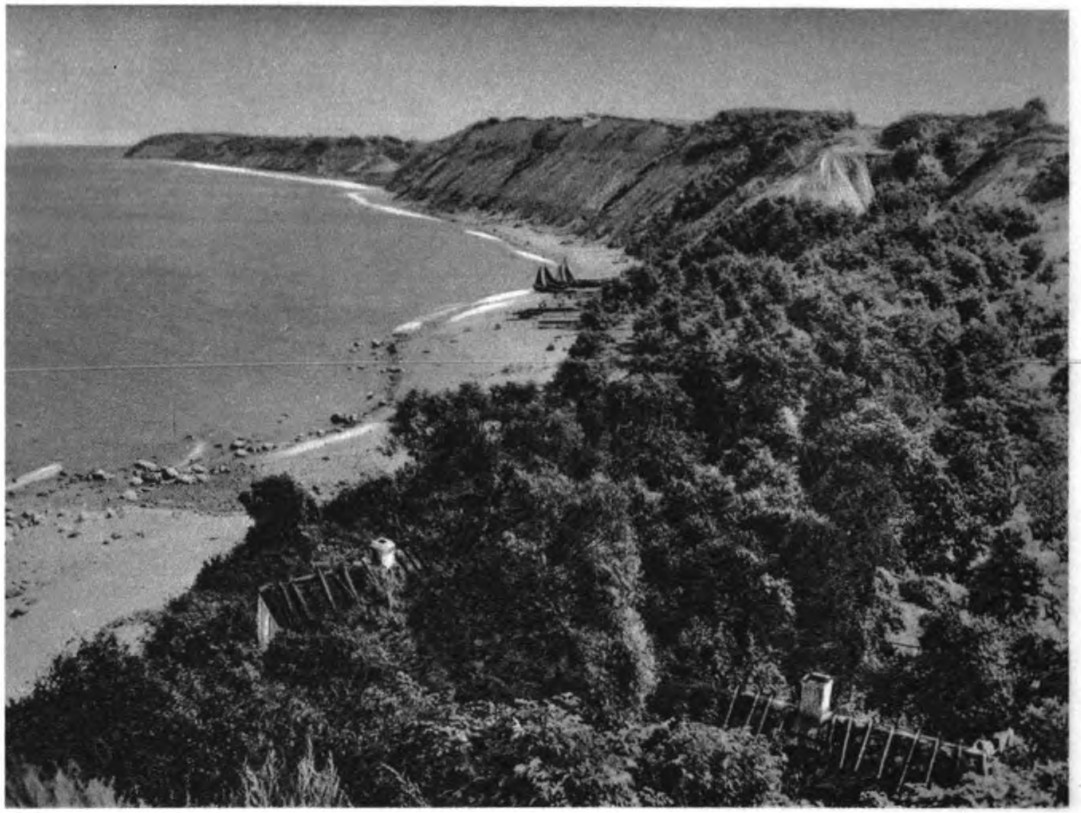
Unter der großen Linde in Rauschen



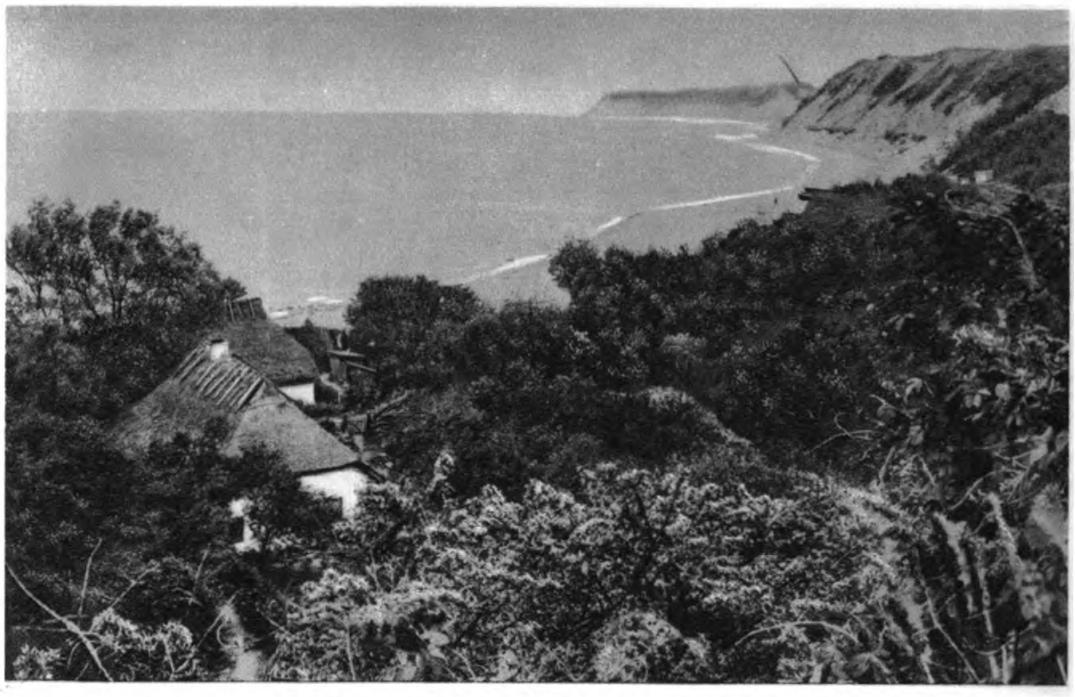
Der Dorfteich von Rauschen



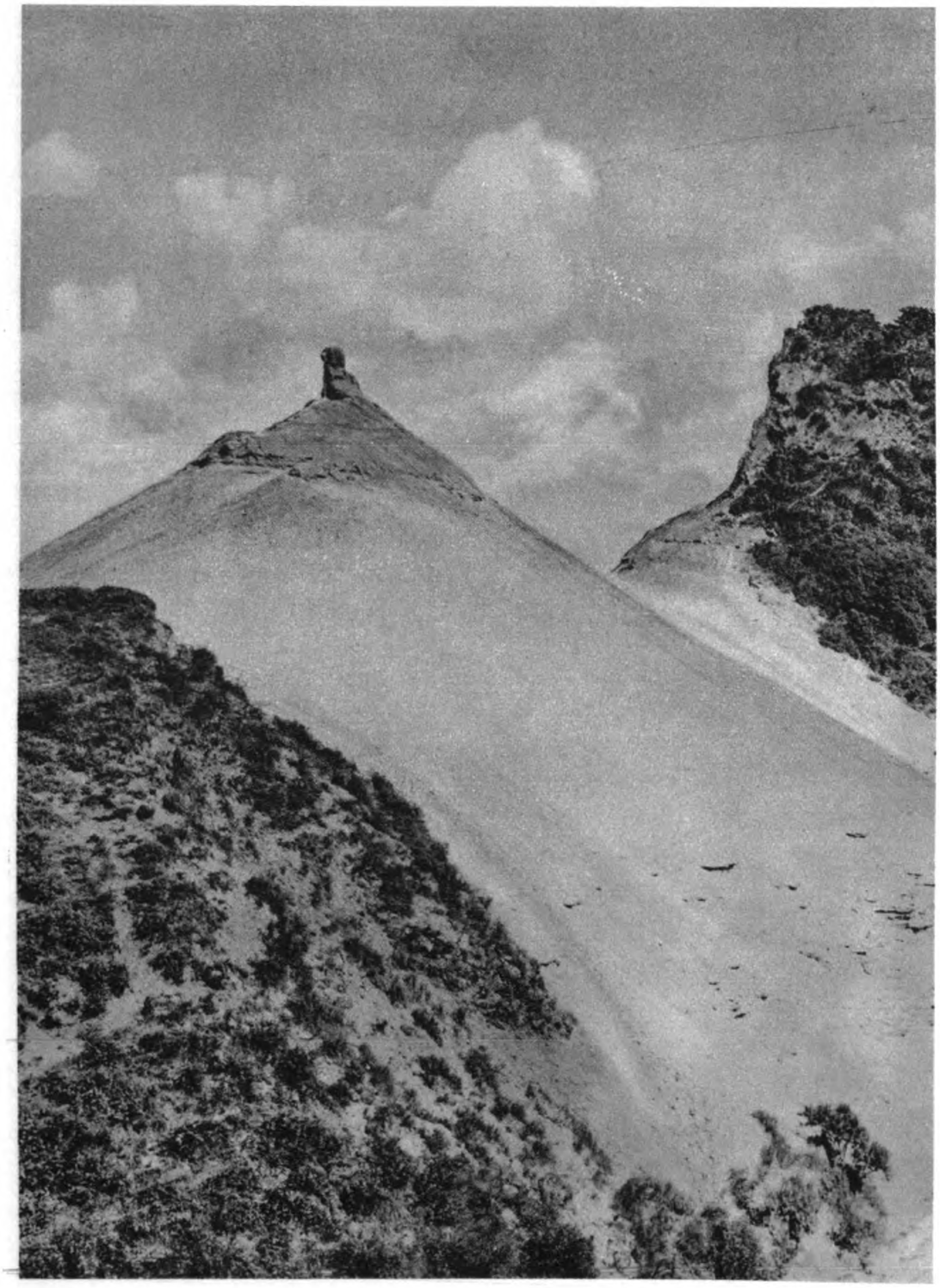
Wolfsschlucht bei Warnicken



Die Küste von Klein-Kuhren



Am Strande von Groß-Kuhren



Der Zipfelberg am Strande von Groß-Kuhren

Steilküste im Winter (mit abgesunkener Scholle)

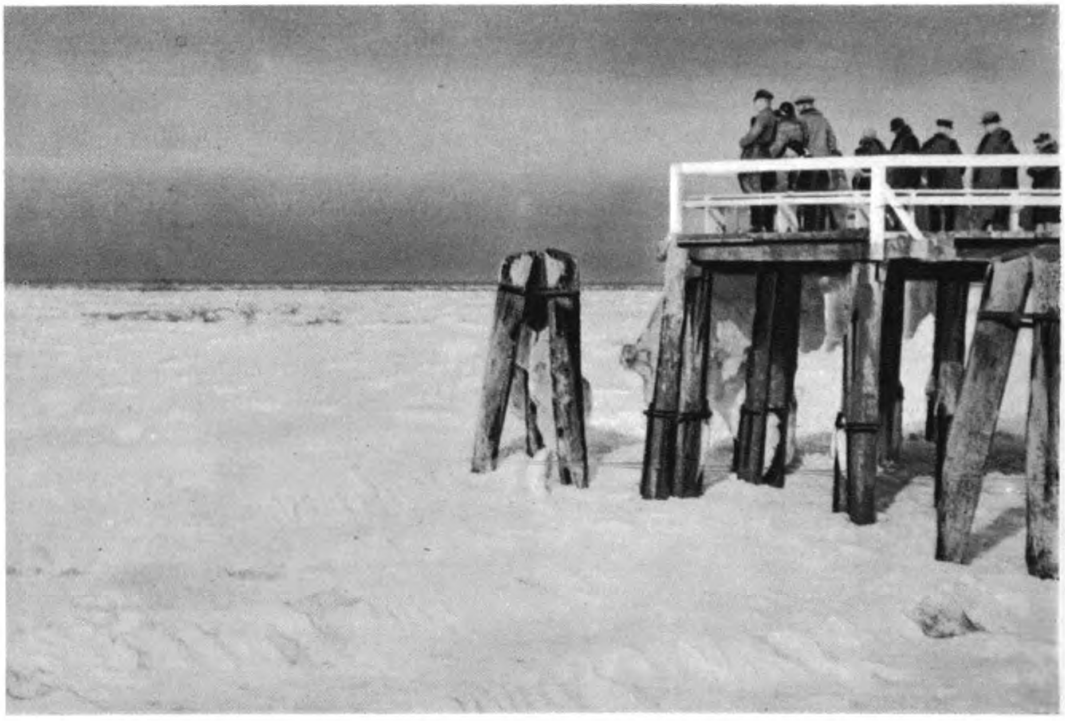
Skiläufer am Galtgarben

An der Bernsteinküste in Palmnicken

Bernsteinwäscherei. Die aus dem Holzrohr abfließende Blaue Erde wird von Kindern nach Bernsteinstückchen durchsucht

Bernsteinfischer bei der Arbeit

Brandung am Samlandstrand

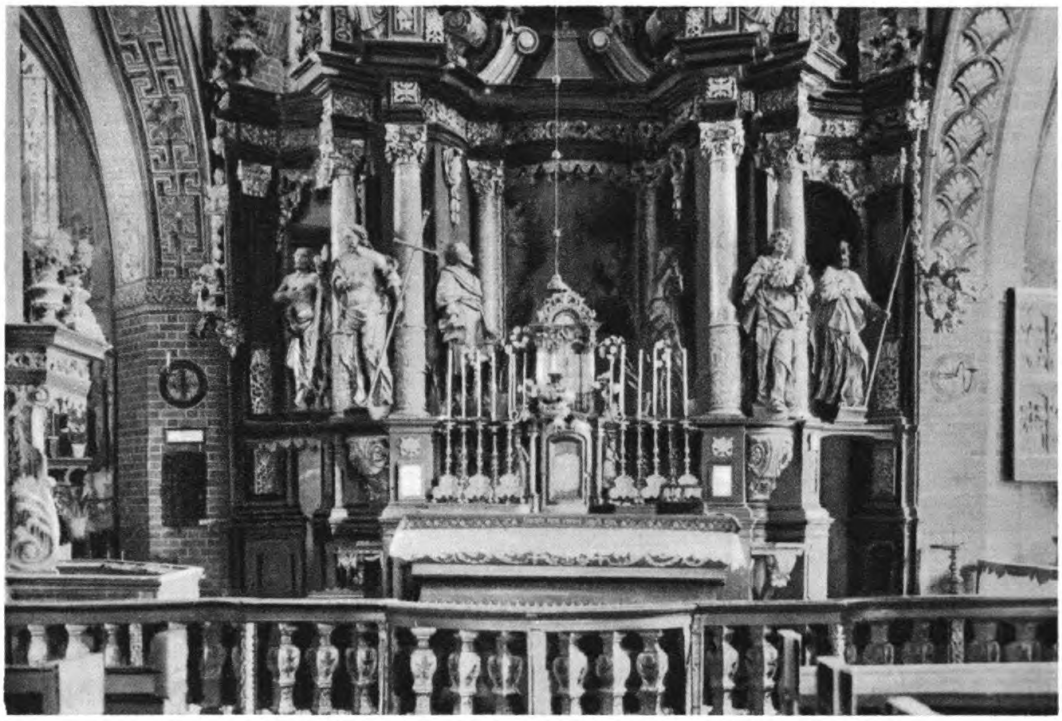


Blick vom Landungssteg des Seebades Cranz über die vereiste Ostsee

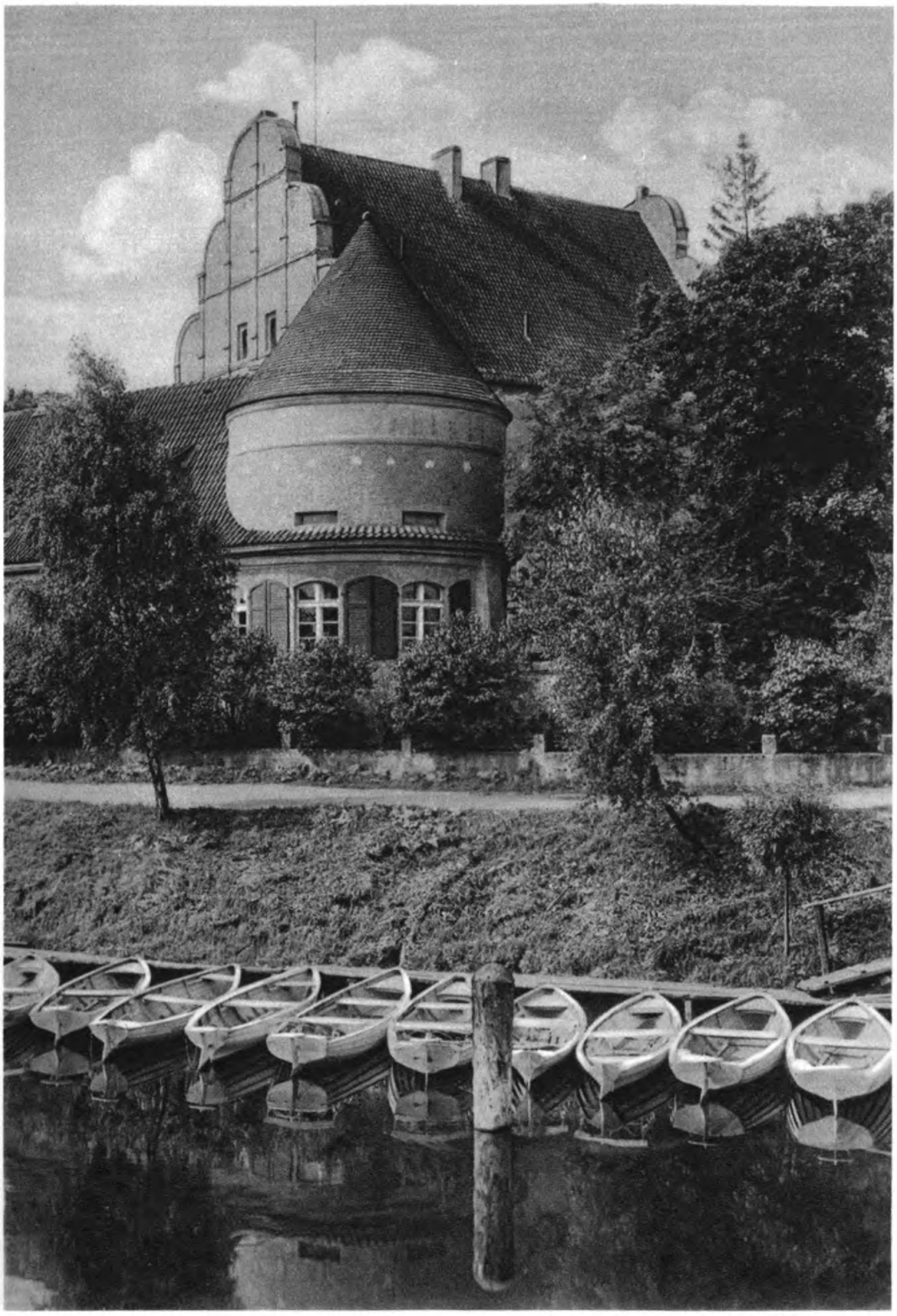
BURGEN · SCHLÖSSER · KIRCHEN

Die bischöfliche Burg Rössel (im Hintergrund die Stadt)

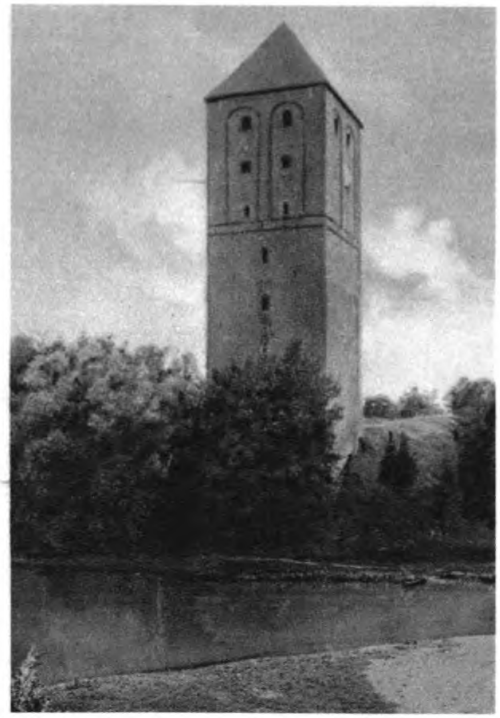
Gestühl und Altar in der Kirche zu Mühlhausen (Ostpr.)



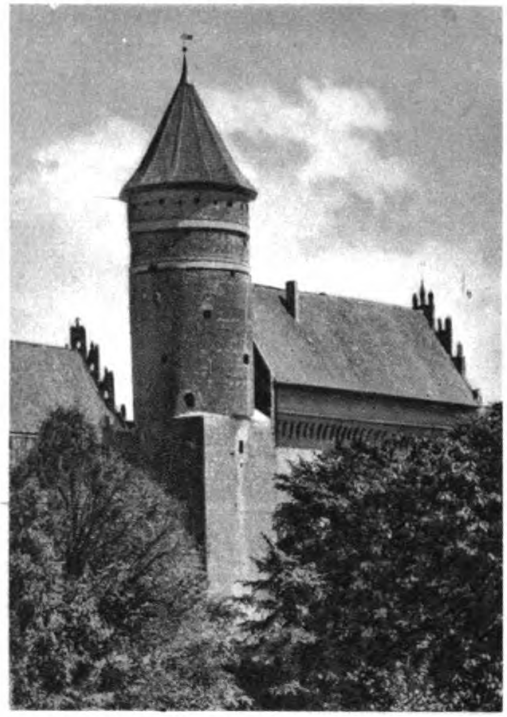
Hochaltar in der katholischen Kirche zu Wormditt



Schloß Lötzen im Masurenland



Der einzig noch erhaltene Turm
der Ordensritterburg zu Preuß.-Mark



Südflügel
des Ordensschlosses Allenstein

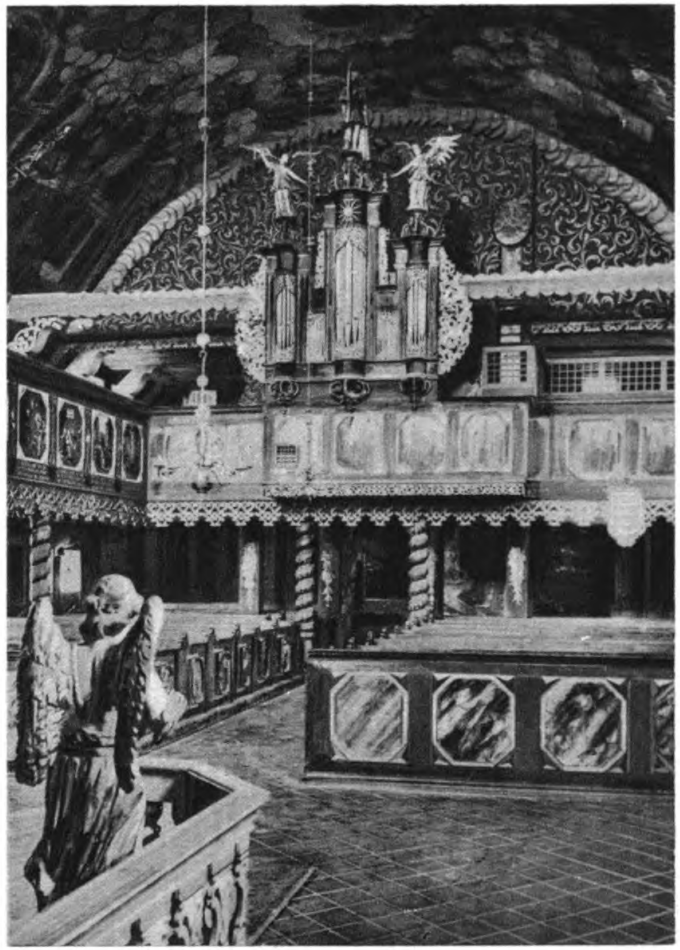
Ordensburgruine Balga am Frischen Haff

Schloß Schönberg (Torbau vom Hof)

Die auf der gegenüberstehenden Seite abgebildete Ordensritterburg zu Preuß.-Mark bei Saalfeld und Christburg wurde im Jahre 1329 erbaut. Das Domkapitelschloß von Allenstein stammt ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert. Die Ordensfeste Balga, ursprünglich eine altpreußische Erdburg, verfiel in den letzten 300 Jahren zur malerischen, romantisch reizvollen Ruine

Schloß Schlobitten, den Burggrafen von Dohna gehörend. Parkfront

Im Dom zu Marienwerder



Kirche zu Katznase bei Marienburg

Heilsberg mit Schloß (bischöfliche Burg)

An der Wallfahrtskirche in Heiligelinde

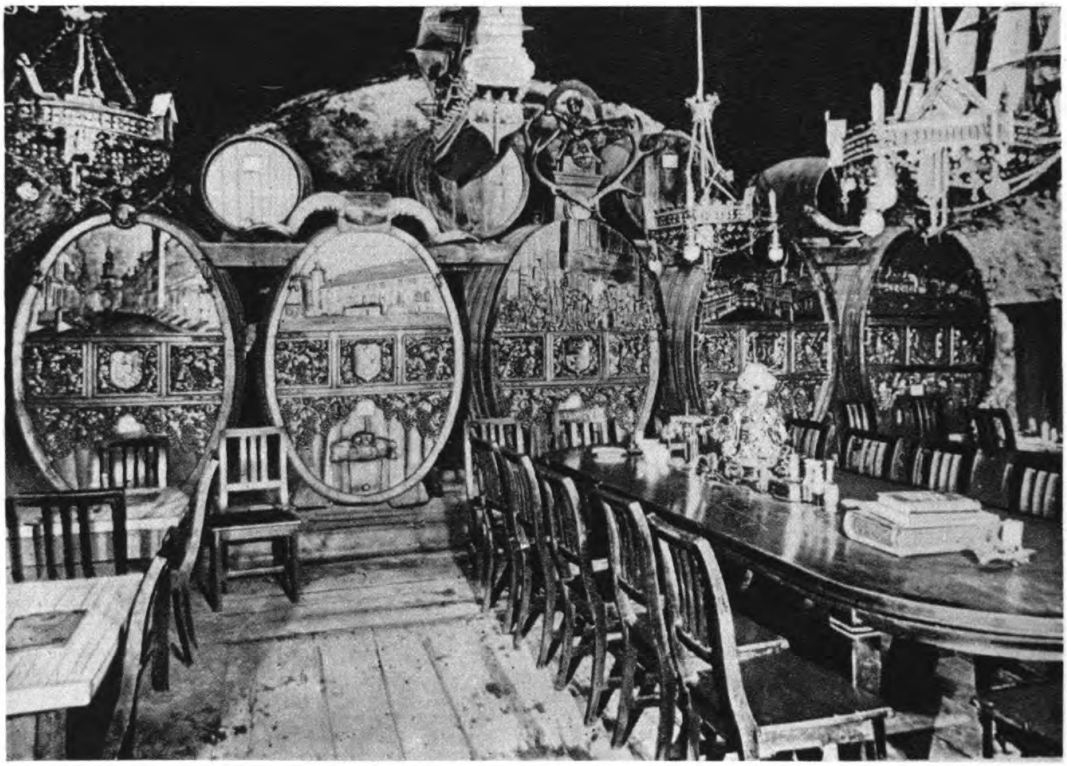
Das Ordensschloß
Neidenburg

Der Dom zu Frauenburg (erbaut im 13. Jahrhundert)

STÄDTE UND STÄDTCHEN

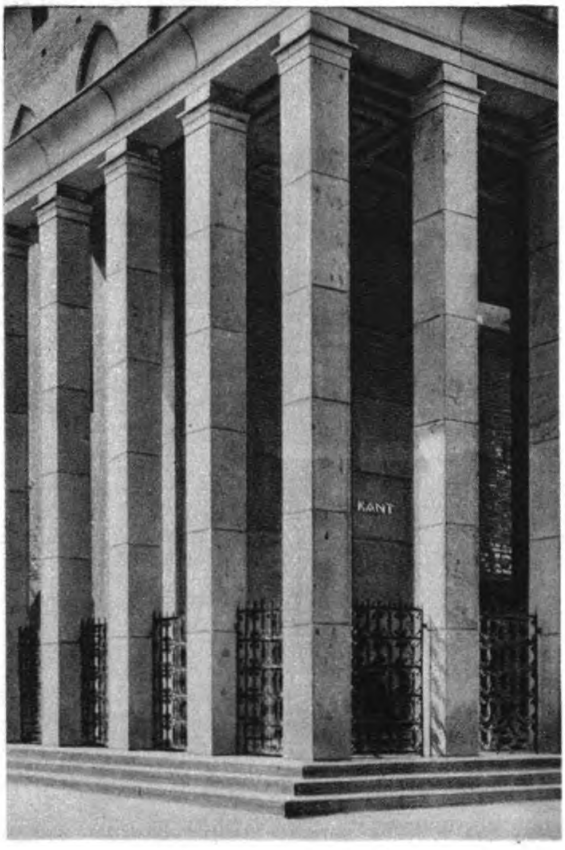
„Über den Dächern" — von Königsberg

Am Pregel in Königsberg

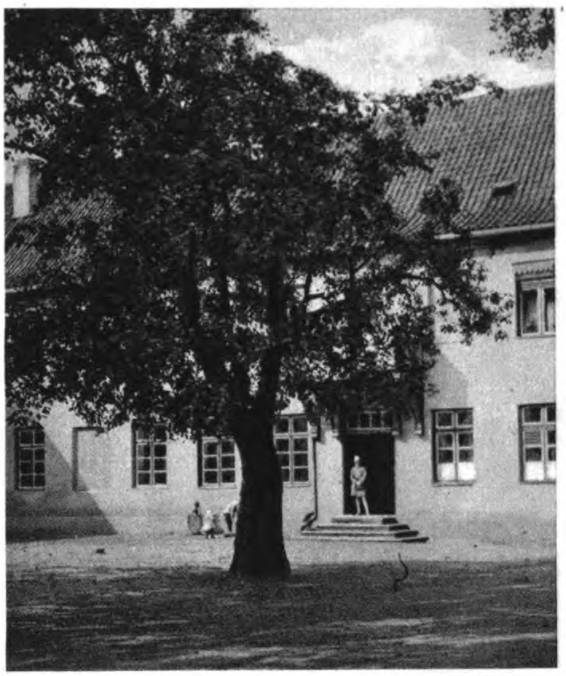


Das Blutgericht, der Weinkeller im Schlosse von Königsberg,
mit den reichgeschnitzten Fässern

Eine romantische Gedenkstätte: Das Pfarrhaus in Tharau, in dem das „Ännchen von Tharau" geboren wurde



Das Kant-Grabmal und die Kant-Kapelle an der Außenseite des Domes



Der Hof der alten Realschule,
der Wirkungsstätte Direktor Brunnemanns

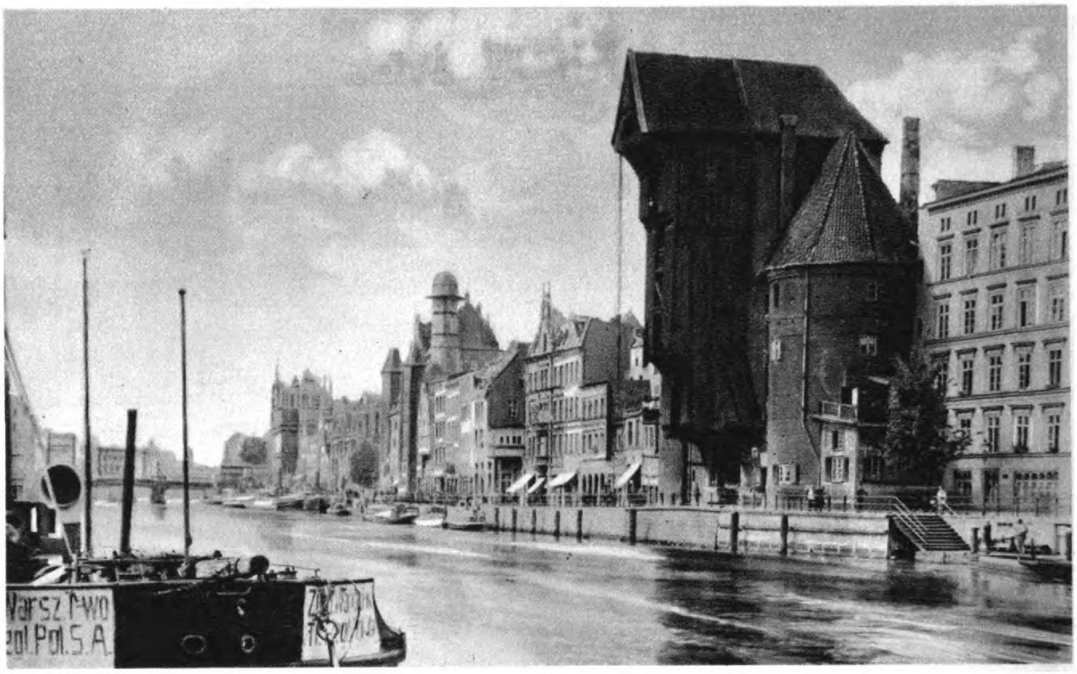
Der „Mann, der das heilige Feuer
entzündet hatte“: Dr. Nagel

„Bei der guten Tante in Elbing“. Bilder zur Elbinger Schulzeit Hermann Sudermanns, von der ein Abschnitt dieses Buches handelt

Die Speicherinsel, „der Stadtteil mit seltsamen, himmelhohen Fachwerkhäusern“.

Elbing. Am Elbingfluß. Hinten der Turm der Nikolaikirche

Portal eines Bürgerhauses in der Heiligengeiststraße zu Elbing



Danzig. Krantor und Langebrücke an der Motlau

Danzig, mit seinem Wahrzeichen: Der Marienkirche

Danzig. Kunstvoller Treppenschmuck in einem alten Patrizierhaus

Das Portal des Uphagenhauses, eines Prachtbaues aus der Rokokozeit

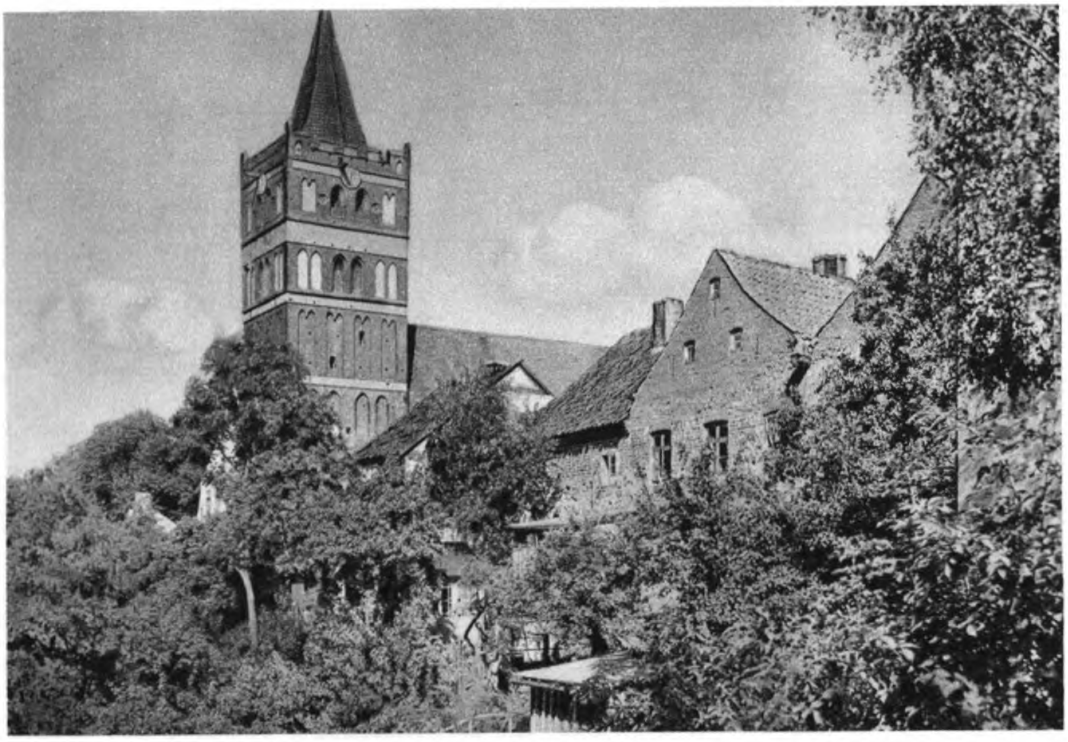
Die für Danzig charakteristischen, „Beischläge" genannten, Vorplätze und Freitreppen an den Häusern

Tilsit, aus der Vogelschau

Labiau, an der Deime

Pillkallen, Markt

Insterburg, Spritzengasse



Friedland, im Alletal, mit malerischer Kirche

Der größte Marktplatz Deutschlands (7 Hektar groß) in der Stadt Treuburg (früher Marggrabowa-Oletzko)

Guttstadt. Hinten die Kirche mit schön gestaffeltem Giebel

Preußisch-Holland. Das Mühlentor, ein Überrest aus alter Zeit

Lyck, am Westufer des Lycker Sees. Der Markt

Deutsch-Eylau mit alter Ordenskirche und Stadthalle

Mohrungen. Das Gotische Rathaus mit Renaissancehelm
In Mohrungen wurde Johann Gottfried Herder geboren

Braunsberg, an der Passarge

Frauenburg im Ermland, am Frischen Haff gelegen

In Frauenburg lebte einige Zeit Kopernikus, der Entdecker der Bewegung der Erde um die Sonne

Die Geschichte der stillen Mühle

Wie lange die „Stille Mühle" ihren Namen schon führen mag, ich weiß es nicht. Solange ich sie kenne, ist sie ein altes, verfallenes Bauwerk, ein greisenhaftes Gerümpel aus langverschollener Zeit.

Abgenagt und obdachlos recken sich ihre zerbröckelnden Wände zum Himmel empor, allen Winden freien Weg gewährend. Zwei große, runde Steine, die einst wacker gearbeitet haben mögen, haben das morsche Holzgestell durchbrochen und sich, dem Drange der eigenen Schwere folgend, tief in den Boden hineingebohrt.

Schief zwischen seinen angefaulten Stützen hängt das große Rad. Die Schaufeln sind abgebrochen, und nur die Speichen starren noch in die Lüfte, gleich erhobenen Armen, die um den Gnadenstoß flehen. Moos und Algen haben alles mit grünen Gewändern bekleidet, und zwischendurch treibt die Kresse ihre krankhaft blassen, aufgedunsenen Blattgebilde. Aus einer halb zusammengebrochenen Rinne fällt leise das Wasser herab, tropft in einschläferndem Takte auf die Speichen nieder und zerstäubt allda, die umgebende Luft mit feinem Sprühnebel erfüllend.

Unter grauem Erlendickicht liegt der Bach verborgen, in mißduftender Faulheit, vollgeschlemmt von Algen und Laichkraut, überwuchert von Tannenwedel und Blumenbinsen; nur in der Mitte sickert noch ein kleines Rinnsal dicken schwarzen Wassers, in dem die hellgrünen Blättchen der Wasserlinse träge dahintreiben.

Aber vor jenen langen Jahren, da floß der Mühlenbach frisch und fröhlich seines Weges dahin, da glänzte am Wehr der schneeweiße Schaum, da hallte bis hin zum Dorf das lustige Klappern der Räder, da fuhren in langen Zügen die Wagen hofan, hofab, und weithin schallte die mächtige Stimme des alten Müllers.

Felshammer hieß er, und wer ihn ansah, der wußte, daß er seinen Namen verdiente. Das war ein Mann! Der hatte das Zeug dazu, Felsen zu sprengen. Freilich, mit Nörgeln und

Widerreden durfte man ihm nicht in die Quere kommen, dann wurde er fuchswild, seine Fäuste ballten sich, an den Schläfen schwollen ihm die Adern zu dicken Strähnen, und wenn er gar zu fluchen anhub, dann zitterte männiglich vor ihm, dann flüchteten sich sogar die Hunde in ihre Hütten.

Seine Frau war ein sanftes, stilles, nachgiebiges Geschöpf. Wie hätt's auch anders sein können? Ein härter geartetes Wesen, das sich nur einen Schimmer eigenen Willens hätte wahren wollen, würde er keine vierundzwanzig Stunden neben sich geduldet haben. So aber lebten sie leidlich zusammen, glücklich würde man beinahe sagen können, wenn nur sein fataler Jähzorn nicht gewesen wäre, der beim geringsten Anlaß in hellen Flammen aufloderte und der stillen Frau zu manch tränenreicher Stunde verhalf.

Die meisten Tränen aber weinte sie, als das Unglück mit schwerer Faust auf ihre Kinder niedersank. Drei Sprößlinge, frische, kernige Buben, waren dem Ehebunde entsprungen. Sie hatten helle, blaue Augen, flachsblonde Locken und vor allem „ein Paar vielversprechender Fäuste", wie der Vater mit Stolz zu sagen pflegte, wenngleich der jüngste, der noch in der Wiege lag, sein eigen Paar bislang nur verwenden konnte, wenn er daran sog.

Die beiden älteren aber, die waren schon Prachtkerle geworden. Wie trotzig sie dreinschauten, wie breitbeinig sie sich aufpflanzten; den Kopf im Nacken, die Hände in den Hosentaschen, als wenn ein jeder sagen wollte: „Ich bin meines Vaters Sohn. Wer wagt's?"

Sie rauften miteinander den ganzen lieben Tag, und der Vater selber war's, der sie zusammenhetzte. Wenn dann die Mutter ängstlich dazwischen trat und sie anflehte, Frieden zu geben, dann wurde sie obendrein noch ausgelacht.

Der Armen bangte gar sehr um ihre wilden Jungen, denn sie sah mit Schrecken, daß beide des Vaters Jähzorn geerbt hatten. Schon einmal war sie gerade noch dazugelaufen, als der Fritz, der achtjährige, dem um zwei Jahre älteren Bruder mit einem großen Küchenmesser zu Leibe rückte, und ein halbes Jahr später kam richtig der Tag, an dem ihr finsteres Ahnen sich erfüllte.

Die beiden Knaben hatten sich auf dem Hofe gebalgt, und

Martin, der ältere, wütend darüber, daß Fritz ihn bezwungen, hatte einen Stein nach ihm geschleudert und ihn so unglücklich am Hinterkopf getroffen, daß er blutend niedersank und augenblicks die Sprache verlor.

Zwar das Blut ließ sich stillen, die Wunde verharschte, aber die Sprache fand sich nicht wieder. Teilnahmslos saß der Knabe da und ließ sich füttern — er war blödsinnig geworden.

Das war ein schwerer Schlag für das Müllerhaus. Die Mutter weinte ganze Nächte hindurch, und auch er, der energische, schaffensfrohe Mann, ging für lange Zeit umher wie ein Träumender.

Den tiefsten Eindruck aber machte die unglückselige Tat auf den Täter selbst. Der trotzige, wildfrohe Knabe war kaum mehr wiederzuerkennen. Sein Übermut war verschwunden, still und in sich gekehrt lebte er dahin, gehorchte der Mutter aufs Wort und ging den Spielen der Schulkameraden aus dem Wege, wo er nur konnte.

Rührend war seine Liebe zu dem unglücklichen Bruder. Wenn er daheim war, wich er nicht mehr von dessen Seite. Mit himmlischer Geduld fand er sich in die vertierten Gewohnheiten des Blödsinnigen hinein, lernte dessen unzusammenhängende Laute verstehen, erfüllte ihm jegliches Begehren und sah lächelnd zu, wenn er ihm sein liebstes Spielzeug zunichte machte.

Der kranke Bruder gewöhnte sich so sehr an seine Gesellschaft, daß er sie nicht mehr entbehren wollte. Wenn Martin in der Schule war, schrie er unaufhörlich, auch hungerte er lieber, als daß er aus eines andern Hand Speise und Trank genommen hätte.

Drei Jahre führte er dieses elende Dasein, da fing er an zu kränkeln und starb.

Wiewohl sein Tod dem ganzen Hause als Erlösung gelten mußte, so weinte ihm doch jeder heiße Tränen nach, insbesondere war Martin untröstlich. In der ersten Zeit wanderte er alltäglich zum Kirchhof hinaus und mußte oft mit Gewalt vom Grabhügel entfernt werden. Erst allgemach beruhigte er sich, nicht zum mindesten durch den Umgang mit Johannes, dem jüngsten Bruder, auf den er von jetzt ab die überschweng-

liche Liebe, die er dem Toten geschenkt hatte, übertragen zu wollen schien.

Solange der Kranke lebte, hatte er sich nur wenig mit jenem zu schaffen gemacht, es schien fast, als ob er es für einen Frevel hielte, den geringsten Bruchteil seines Herzens an einen andern zu verschenken. Nun, da der Tod den Unglücklichen von ihm gerissen hatte, zog ihn ein unwiderstehliches Bedürfnis zu dem Jüngsten hin, als müßte er in der Liebe zu ihm die qualvolle Leere ausfüllen, die der Verlust seines Opfers in ihm zurückgelassen hatte, als müßte er an dem Lebenden sühnen, was er dem Toten angetan.

Johannes war dazumal ein schmuckes Bürschchen von fünf Jahren, das den Hemdenzipfel schon in Ordnung zu halten verstand und auf dem nächsten Jahrmarkt das erste Paar Stiefel bekommen sollte. Von der rauhen, trotzigen Gemütsart des Vaters schien nichts auf ihn übergegangen zu sein, viel eher artete er nach der sanften, stillen Mutter, an die er sich als Nesthäkchen schmiegte und deren Abgott er geworden war. Aber nicht der ihre allein, im ganzen Hause wurde er verwöhnt und verhätschelt, und wer ihn sah, der mußte ihn liebhaben. Sein langes, lichtblondes Haar glänzte wie goldgesponnen, und in den treuherzigen Augen lag eine Welt von Gutheit und Liebe.

Mit Inbrunst schloß er sich nun an den Bruder an, der ihn so lange vernachlässigt hatte; doch ließ der Unterschied der Lebensalter — sie waren fast neun Jahre auseinander — ein rein brüderliches Verhältnis zwischen ihnen nicht aufkommen. Martin stand bereits am Ausgange der Knabenjahre; in seiner ernsten, sinnenden Miene, seiner gemessenen, frühreifen Rede lag viel von dem Wesen eines Erwachsenen. Auch sollte er schon im nächsten Jahre werktätig ins Leben treten. Da war es nur natürlich, daß sich in seinen Verkehr mit dem jüngsten Bruder ein väterlicher Ton hineinmischte, und wenngleich er sich nicht schämte, dessen kindliche Spiele zu teilen und sich von ihm gar oft als geduldiges Pferd mit „Hott“ und „Hüh“ über Hof und Felder jagen ließ, so lag doch auch hierin mehr von dem lächelnden Gewährenlassen des nachsichtigen Pädagogen als von der unbefangenen Lust des überlegenen Spielkameraden.

Der anschmiegsame, liebebedürftige Knabe gab sich dem großen Bruder mit ganzer Seele zu eigen. Er sah in ihm eine unumschränkte Obergewalt, mehr vielleicht als in Vater und Mutter, die seinem kindlichen Fühlen ferner standen; und als gar die Schulzeit begann und Martin sich als ein allzeit geduldiger Lehrmeister erwies, der überall mit Rat und Tat nachzuhelfen wußte, wo die Schule zuviel verlangte, da kannte die Verehrung des Jüngeren für den Älteren keine Grenzen mehr.

Der alte Felshammer war der einzige, der an der Innigkeit dieses Verhältnisses keine rechte Freude fand. Sie waren ihm zu süß, sie leckten sich zuviel, sie hätten sich lieber „katzbalgen" sollen, „damit man doch sieht, daß man sein eigen Fleisch und Blut vor sich hat".

Um so glücklicher aber war die stille Mutter. Ihr Morgen- und Abendgebet war, daß Gott ihre Söhne beschütze und in Martin die Flamme des Zornes nie wieder erwachen lasse. Und ihr Flehen schien Erhörung zu finden. Nur noch ein einzigmal wurde sie durch einen Wutanfall ihres Sohnes bis ins tiefste Innere erschreckt.

Johannes — damals neun Jahre alt — hatte mit einer Peitsche bei den fremden Fuhrwerken gespielt, die, um Mehl abzuholen, auf dem Hofe standen. Da war eines der Pferde scheu geworden, und der Kutscher, ein roher Trunkenbold, hatte dem Knaben die Peitsche aus der Hand gerissen und ihm einen Striemen über Kopf und Nacken gezogen.

In demselben Augenblick sprang Martin, behend wie ein Tiger, mit geschwollenen Stirnadern und geballten Fäusten aus der Mühle, ergriff den Täter an der Kehle und würgte ihn, so daß er schon ganz blau war. Da warf sich mit lautem Aufkreischen die Mutter dazwischen. „Denk an Fritz!" schrie sie, die Hand erhebend, in wahnsinniger Angst — und der Wütende ließ wie gelähmt die Arme sinken, taumelte zurück und fiel auf der Schwelle der Mühle weinend zusammen.

Seitdem schien der Jähzorn gänzlich in ihm getötet, und sogar als er selber einmal auf der Landstraße beschimpft und tätlich angegriffen wurde, ließ er das Messer, womit die Landleute jener Gegend sonst gar bald bei der Hand sind, bedachtsam in seiner Tasche.

Die Jahre vergingen. Nicht lange, nachdem Martin das mündige Alter erreicht hatte, schloß der Müller die Augen. Seine Frau folgte ihm bald. Sie hatte sich nach seinem Tode nicht wieder erholt und siechte still und klaglos dahin. Es war, als ob sie ohne die Scheltworte, die sie dreiundzwanzig Jahre lang alltäglich von ihrem Manne hatte hinnehmen müssen, nicht leben könnte.

*

Die beiden Brüder hausten nun allein auf der verwaisten Mühle. Was Wunder, daß sie sich noch enger aneinanderschlossen und daß einer in dem andern aufzugehen suchte!

Und doch waren sie ebenso verschieden an Leib wie an Seele. Martin, eine vierschrötige, kurznackige Gestalt, schob sich linkisch und wortkarg zwischen fremden Menschen herum. Buschige, tiefgesenkte Augenbrauen verdüsterten sein Gesicht, und die Worte entrangen sich so schwer und stoßweise seinem Munde, als sei ihm das Reden an sich schon eine Qual. — Wäre der treue, innerliche Blick seines Auges, wäre das gutmütige, fast kindliche Lächeln nicht gewesen, das bisweilen über seine breiten, derbgeschnittenen Züge hinflog, man hätte ihn für einen harten, haßerfüllten Menschen halten mögen.

Wie ganz anders Johannes! Frei leuchtete sein Auge in die Welt hinaus, um seinen Mund lachten Torheit und Schelmerei, über seine schlanke, schmiegsame Gestalt hatte die Jugend ihren ganzen Zauber ausgegossen. Die Mädel sahen das sämtlich ein, sie guckten eifrig hinter ihm her, und manch verlegenes Erröten, manch wärmerer Händedruck sagte ihm: Dir könnt' ich gut sein.

Johannes machte sich nicht viel daraus. Er war noch nicht „liebereif", und eher als auf dem Tanzboden tummelte er sich auf der Kegelbahn, eher als neben Mieze und Gretel saß er neben seinem schweigsamen Bruder auf dem Schleusengeländer.

Die beiden hatten sich in einer stillen, feierlichen Abendstunde das Versprechen gegeben, sich nie voneinander zu trennen und keinem Dritten zu erlauben, daß er in Liebe oder Haß zwischen sie trete.

Aber sie hatten die Rechnung ohne die königliche Ersatzkommission gemacht. Es kam die Zeit, daß Johannes militärpflichtig wurde. Er mußte weit, weit fort nach Berlin zu den Gardeulanen. Das war ein hartes Stück für die beiden. Martin trug seinen Kummer still für sich, wie es seine Art war, aber der lebhafte Johannes gebärdete sich schier trostlos, so daß beim Abschied seine Kumpane ihn weidlich hänselten.

Aber sein Schmerz war nicht von langer Dauer. — Die Strapazen der Rekrutenzeit, das neue, bunte Treiben der Residenz ließen ihm keine Zeit, seinen Träumen nachzujagen, und nur manchmal, wenn er in stillen Dämmerstunden auf seiner Pritsche lag, dann kam die Sehnsucht mächtig über ihn, die heimatliche Mühle leuchtete durch die Dunkelheit wie das verlorene Paradies, und das Klappern der Räder wurde zum Sphärengesang. Klang aber vom Hof her der Appell, dann war der Spuk vorbei.

Schlimmer erging es Martin auf dem Mühlenhof, wo er mutterseelenallein geblieben war, denn die Mühlenknappen und der alte David, das Erbstück vom seligen Vater her, waren als Gesellschaft nicht zu rechnen. Freunde hatte er nie besessen, weder im Dorfe noch anderswo. Johannes ersetzte sie ihm alle. — In stillem Brüten schlich er nun umher, immer grüblerischer wurden seine Gedanken, und schließlich umnachtete die Schwermut ihn so weit, daß das Gespenst seines Opfers ihn wieder zu verfolgen begann. Er war vernünftig genug, einzusehen, daß er nicht so weiterleben könne, und suchte mit Gewalt Zerstreuung, ging Sonntags auf den Tanzplatz und machte Besuche in den benachbarten Dörfern, vornehmlich um das Handwerk zu grüßen. Freilich, was sich daraus entspann... Kurz und gut, eines schönen Tages, zu Beginn seines zweiten Dienstjahres, erhielt Johannes von seinem Bruder einen Brief. Der lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Junge!

Ich muß es Dir doch einmal schreiben, wenn Du auch böse auf mich sein wirst. Ich habe es in der Einsamkeit nicht mehr aushalten können und beschlossen, in den Stand der Ehe zu treten. Sie heißt Gertrud Berling und ist die Tochter eines Windmüllers aus Lehnort, zwei Meilen von uns. Sie ist noch sehr jung, und ich habe sie sehr lieb. In sechs Wochen wird Hochzeit sein. Wenn Du kannst, nimm Urlaub dazu. Lieber Bruder, ich bitte Dich, daß Du mir nicht böse seist. Du weißt ja, daß Du auf der Mühle stets eine Heimat haben wirst, ob eine Frau darin ist oder nicht. Unser väterliches Erbe gehört ja sowieso uns beiden gemeinsam. Sie läßt Dich grüßen. Ihr seid einmal auf einem Schützenfest zusammengewesen, und

Du hast ihr sehr gut gefallen, aber Du hast Dich gar nicht um sie gekümmert, und das hat sie Dir fürchterlich übelgenommen, läßt sie Dir sagen. Lebe wohl!

Dein treuer Bruder."

Johannes war ein verwöhntes Menschenkind. Ihm erschien Martins Verlobung als Verrat an der brüderlichen Liebe. Ihm war zumute, als hätte der Bruder ihn hintergangen, ihn schmählich um die ihm gebührenden Rechte gebracht. Auf dem Herrscherplatz, den er bis dahin selber eingenommen hatte, sollte nun eine Fremde sich breit machen, von deren Gnad' und Barmherzigkeit seine Stellung auf dem Hofe abhängig sein würde.

Auch die vertrauliche Annäherung der Windmüllerstochter beruhigte und versöhnte ihn nicht. Als die Zeit der Hochzeit gekommen war, nahm er keinen Urlaub, sondern ließ nur durch Franz Maas, seinen alten Schulkameraden, der jetzt gerade vom Militär loskam, seine Grüße und Glückwünsche bestellen.

Ein halbes Jahr später wurde er selber frei.

Was nun, Johannes? Eigensinnig, wie wir sind, gehen wir beileibe nicht heim, sondern versuchen unser Glück erst in der Fremde, wandern rechts und links, talauf, talab, laufen uns stracks die Hörner ab, und als wir vier Wochen später zur Erkenntnis gekommen sind, daß es trotz der Windmüllerstochter auf der Felshammermühle noch tausendmal schöner sei als anderswo in der Welt, da schlagen wir frohgemut den Weg nach der Heimat ein.

An einem sonnigen Maitage ist der Johannes in Marienfelde eingezogen.

Franz Maas, der sich im vorigen Herbste als ehrsamer Bäckermeister aufgetan hat, steht breitbeinig vor seiner Werkstatt und sieht vergnüglich zu, wie die blecherne Bretzel über der Tür sich im sanften Mittagswinde schaukelt, da kommt ein Ulan mit Sing und Sang die Dorfstraße entlang gezogen, hat die Feldmütze schief im Genick und läßt die Sporen aneinander klirren. Das tapfere Reservistenherz schlägt ihm höher unter der weißen Bäckerschürze, er nimmt die Pfeife aus dem Mund und legt die Hand über die Augen.

„Der Johannes, wahrhaftig, der Johannes!“

„Holla, alter Kamerad!“ Und da liegen sie einander in den Armen.

„Woher so spät im Jahre? Hast nachdienen müssen?“

„Pfui doch!“

Dann geht's an ein Fragen und Beichten. Der Rittmeister, der Wachtmeister, der Knapphans, die blonde Bäckerin, genannt die „Schrippenlene“, im Laden rechts von der Kaserne, kurz und gut, es wird niemand vergessen.

„Und du? — Haben sie dich erkannt im Dorf?“ fragt der Franz, seinen unersättlichen Wissensdurst auf heimatlichen Boden überführend.

„Kein' Seel'“, lacht der Johannes und dreht wohlgefällig den jungen Reiterschnauzbart, der sich in zwei dreisten Spitzen zum Himmel hebt.

„Und daheim?“

Johannes macht ein ernstes Gesicht und reicht ihm die Hand zum Abschied.

„Ja so, du bist erst auf dem Wege dahin? Da bubbert's dir wohl drinnen?“ Und er gibt ihm einen prüfenden Klaps auf die Brust.

Johannes lacht kurz auf und unterdrückt dann einen Seufzer, wie einer, der seiner Erregung mit Gewalt Meister werden will.

Franz legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: „Eine Schwägerin wirst du finden — eine Schwägerin — potztausend!“ Dabei schnalzt er mit der Zunge und drückt die Augen ein.

In Johannes erwacht der alte Trotz, der alte Ingrimm. Er zuckt geringschätzig die Achseln, reicht dem Freunde die Hand und geht sporenklirrend von dannen.

Noch drei Minuten Weges — dann ist das Dorf zu Ende. — Dort die Kirche! — Ist ein Stück baufälliger geworden, das alte Geschöpf.

Aber die schwarzen Lärchenbäume rauschen noch dieselben lieben Melodien, die sie am Tage der Konfirmation glückverheißend ihm in die Ohren sangen. — Links das Gasthaus, alle Wetter! hat eine neue massive Einfahrt bekommen, und vor dem Fenster stehen ungeheure Likörflaschen, mit knallroten

und arsenikgrünen Flüssigkeiten gefüllt. Hat Fortschritte gemacht, der Kronenwirt!

Jener Seitenweg — der führt zum Fluß hinunter. Und dort die Mühle, das Ziel seiner Träume. Wie zutraulich schimmert das alte Strohdach über die Erlenbüsche herüber, wie schneeweiß blühen die Kirschen im Garten, wie klappern die Räder so fröhlich: „Willkommen, willkommen!" Wie rauscht aus der Ferne segnend das alte liebe grünbemooste Wehr!

Er schiebt die Ulanenmütze noch um einen Grad verwegener in den Nacken zurück und nimmt eine resolute Haltung an, denn er will mit Gewalt der Rührung Herr werden.

Die Felder, die sich rechts und links vom Wege ausbreiten, die gehören alle zur Mühle. Rechts Winterroggen wie gewöhnlich — aber links, wo sonst Kartoffeln gepflanzt wurden, da ist jetzt Gartenland, da stehen Salatstauden und Bohnenstecklinge steif in Reih und Glied.

Zwischen den langgestreckten Rabatten, etwa fünf Schritte hinter dem Zaune, arbeitet, emsig sich bückend, eine schlanke, üppige Mädchengestalt. — Wer mag das sein? Ob sie zur Mühle gehört? — Eine neue Magd vielleicht! — Doch nein, dafür sieht sie zu schmuck, zu sauber aus, dafür ist das Schuhwerk zu fein, die Schürze zu zierlich, ist das weiße Tuch, das so malerisch um ihren Kopf geschlungen ist, von allzu zartem Linnen. Wenn sie nur das Gesicht nicht so ganz verschatten wollte!

Nun guckt sie auf! — Alle Wetter, — ein süßes Mädel! Wie die runden Wangen ihr glühen, wie die dunkeln Augen leuchten, wie die vollen Lippen sich so küßlich aufeinander wölben!

Da sie ihn erblickt, läßt sie ihre Hacke sinken und starrt ihn an.

„Guten Tag!" sagt er und rückt etwas verlegen an seiner Mütze. „Wissen Sie nicht, ob der Müller zu Haus ist?"

„Ja, zu Haus ist er", sagt sie und starrt ihn weiter an.

Was sie nur von dir will? denkt er, mit seiner Schüchternheit kämpfend, — und da er von Berlin her Grund hat, sich für einen kleinen Schwerenöter zu halten, so gilt es ihm jetzt als Ehrenpunkt, dicht an den Zaun heranzutreten und womöglich mit dem Mädel anzubandeln.

„Nun, immer fleißig?" fragt er, um doch etwas zu fragen,

und vergreift sich in seiner Not an den Enden seines Schnurrbarts. Ulan, nimm dich zusammen!

„Ja, immer fleißig!" spricht sie gedankenlos nach, indem sie ihm unverwandt ins Gesicht starrt, und plötzlich die Hand erhebend und die fünf Finger spreizend, als wolle sie mit allen zugleich nach ihm hinweisen, sagt sie mit hellem Auflachen: „Aber Sie sind ja der Johannes!"

„Ja, de— der b— bin ich", stammelt er verblüfft. „Und Sie?"

„Ich bin seine Frau!"

„W— was? — Sie — seine — Martins...?"

„Hm!" Und sie nickt ihm mit angenommener Würde zu, während der Schelm ihr aus den Augen bricht.

„Aber Sie sehen doch aus wie ein junges Mädel!"

„Ist auch gar nicht lang' her, daß ich eins war!" lacht sie.

Sie stehen zu beiden Seiten des Zaunes und gucken einander an. Sie, sich besinnend, wischt sich die erdigen Hände umständlich an ihrer Schürze ab und reicht sie ihm beide zwischen die Latten des Zaunes hindurch.

„Willkommen auch, Schwager!"

Er schlägt in die dargebotenen Hände ein, aber schweigt.

„Wollen Sie mir etwa böse sein, Schwager?" sagt sie und guckt lachend von unten zu ihm auf.

Er fühlt sich ganz waffenlos ihr gegenüber und kann nicht anders als befangen widerlachen und sagen: „Ach, sind Sie drollig!"

„Ich? drollig? — Nie! — Gehen Sie nur auf dem Weg weiter; ich lauf' derweilen schnell durch den Garten und hol' den Martin."

Und sie schickt sich an, vorauszulaufen, dann bleibt sie plötzlich stehen, schiebt ein lockres Brett beiseite und sagt: „Warten Sie, ich komm' zu Ihnen 'rüber." Und ehe er noch Zeit gewonnen hat, ihr helfend die Hand zu reichen, ist sie, behend wie eine Katze, zwischen den Latten des Zaunes durchgeschlüpft.

„So, da bin ich", sagt sie, ihr Kleid glatt streichend, und läßt das geknotete Tuch über den Nacken hinabgleiten, so daß das wirre, braune Gekräusel, das ihr Stirn und Hals umschattet, lustig im Winde zu flattern beginnt.

Eine Weile gehen sie stumm nebeneinander her. Sie schaut

zu Boden und lächelt, als sei auch in ihr die Befangenheit erwacht.

Die Rede kommt nicht wieder in Fluß, bis sie das große Tor durchschritten haben.

Johannes blickt um sich und stößt einen Laut der Verwunderung aus. Er will seinen Augen nicht trauen. Alles ringsum verändert, alles verschönt. — Der runde Hofplatz, früher bei Regenwetter eine ungeheure Schmutzlache, zu sonniger Zeit ein Staubwolkenmeer, liegt sauber mit Rasen belegt gleich einer blumigen Wiese da, die Türen des Speichers und der Stallungen erglänzen in freundlichem Rot und tragen weißgemalte Nummern. Die Mitte des Platzes krönt ein künstlicher Taubenschlag, wie ein Schweizerhäuschen anzuschauen, und vor dem Wohnhaus steht eine neuerrichtete Veranda, um deren blinkende Glasfenster und zierliche Holzschnitzereien ein jugendlicher Rankenwald seine vielversprechenden Sprößlinge schlingt.

Als eine Stätte neugeschaffenen Friedens liegt der Mühlenhof vor seinen alles umschlingenden Blicken. Er faltet bewegt die Hände und fragt: „Wer hat das gemacht?"

Sie senkt das Auge und schweigt.

„Sie?" fragt er verwundert.

„Ich hab' nur geholfen", antwortet sie bescheiden.

„Aber Sie gaben doch den Anstoß?"

Sie lächelt. Dieses Lächeln läßt sie älter erscheinen und gießt über ihr kindliches Antlitz für einen Moment den Schimmer frauenhafter Anmut.

„Wenn sie das doch erlebt hätte", sagt er leise und ernster, als es sonst seine Art ist. Er muß der toten Mutter gedenken, die sich so oft über den lästigen Staub beklagt hat und daß es auf dem ganzen Hofe kein einziges Ruheplätzchen gäbe.

„Die Mutter?" fragt sie ihn.

Überrascht blickt er sie an. Daß sie nicht Ihre oder Eure Mutter sagt, gibt ihm ein wohliges Gefühl, wie er es ähnlich im Leben nie empfunden hat. Weich und warm überrieselt es ihn und schmeichelt sich in sein Herz und will nicht wieder von ihm lassen. Es lebt also auf der Welt ein junges, schönes, fremdes Weib, das von seiner Mutter wie von der ihrigen spricht, als wäre sie seine Schwester, die Schwester, die er

sich in Dummenjungenjahren so oft ersehnt hat, wenn sein Blick voll heimlicher Bewunderung an fremden Mädchengestalten hing.

Und nun wiederholt sie leise ihre Frage.

„Ja, die Mutter", antwortet er und schaut ihr dankbar ins Auge.

Eine Sekunde lang erträgt sie seinen Blick, dann senkt sie die Lider und sagt ein wenig verwirrt: „Wo nur der Martin sein mag?"

„In der Mühle doch wohl!"

„Jawohl, in der Mühle — natürlich!" erwidert sie lebhaft, „ich hol' ihn." Und huscht von dannen.

Alles fliegt und flattert an ihr: die Röcke, die Schürzenbänder, das Halstuch im Nacken, das wirre, widerspenstige Braunhaar.

Eine Weile steht er da wie gebannt und schaut ihr nach, dann schüttelt er lachend den Kopf und geht zur Veranda. Dort fällt ihm ein zierlicher Nähtisch ins Auge mit einem runden, strohgeflochtenen Handarbeitskörbchen darauf. Über dessen Rand hängt eine angefangene Stickerei, ein langer, weißer Streifen, mit Blumen und Blättern gemustert, wie ihn Frauen in ihre Wäsche einzusetzen pflegen. Halb gedankenlos nimmt er die Leinwand in die Hand und verfolgt die künstlichen Nadelstiche, bis die lachende Stimme der Schwägerin an sein Ohr dringt. Rasch wie ein ertappter Sünder läßt er das Stickzeug fallen — da biegt sie auch schon um die Ecke des Giebels, und die weißgepuderte, vierschrötige Gestalt, die sie hinter sich herzieht und die sich mit täppischen Gebärden der kleinen zerrenden Fäuste zu erwehren sucht, dichte Wolken weißen Staubes um sich her verbreitend, das ist, wahrlich, das ist — — —

„Martin, alter Martin!" Und er springt zur Laube hinaus, um ihm an den Hals zu fliegen.

Die linkischen Glieder erstarren — die buschigen Brauen ziehen sich empor — das gutmütig stille Lächeln versteinert — und nun — mit einem Ruck stürzt er dem wiedergewonnenen Liebling entgegen.

Wortlos halten die beiden Brüder einander umschlungen. Dann nach einer Weile nimmt Martin den Kopf des Heim-

gekehrten zwischen seine beiden Hände und blickt ihm lange und stumm in die lachenden Augen.

Darauf setzt er sich auf die Bank der Veranda, stützt die Ellbogen auf die Knie und schaut vor sich nieder.

„Warum sinnst du so nach, Martin?" fragt Johannes, die Hand auf des Bruders Schulter legend.

„He — warum soll ich nicht nachsinnen?" entgegnet er mit dem dumpfen Grunzen, das von alters her all seine spärlichen Reden begleitet. „He — du Schlingel! Böse hast du sein wollen — du, du?" Dann springt er auf und faßt seine Frau bei der Hand. „Sieh ihn dir an, Trude! Hat böse sein wollen, der dumme Junge. — Komm her, Junge! He — das ist sie — sieh sie dir an, ordentlich — he! Der hast du böse sein wollen!"

Wiederum läßt er sich schwerfällig auf die Bank niederfallen, so daß eine neue Wolke weißen Staubes von dem Sitz aufwirbelt, mustert den Johannes, lacht eine Weile still in sich hinein und sagt endlich: „Trude, hol 'ne Bürste!"

Auch Trude lacht auf und fliegt von dannen. Und als sie wiederkehrt, befiehlt er: „Bürst ihn ab."

„Wenn Müller und Schornsteinfeger zärtlich sind, gibt's immer ein Unglück", meint Johannes mit verlegenem Scherze und macht Miene, ihr die Bürste aus der Hand zu nehmen.

„Bitte, lassen Sie mich!" wehrt sie.

Martin schlägt mit der Faust auf die Bank. „Lassen Sie mich? — Nanu — was ist das für 'ne Wirtschaft? Habt ihr denn noch nicht Brüderschaft geschlossen — he?"

Johannes schweigt, und Trude bürstet mit großem Eifer an seinem Rücken entlang.

„Und 'nen Kuß habt ihr euch wohl auch noch nicht gegeben?"

Trude läßt jählings die Bürste sinken, und Johannes beschäftigt sich angelegentlich damit, eines seiner Sporenräder an der Türschwelle entlang zu rollen.

„Also nicht? — Gehört sich aber so! — Allons!"

Johannes macht kurz kehrt und dreht seinen Schnurrbart. Er will den Schwerenöter spielen, gewinnt aber nicht einmal soviel Mut, sich zu ihr hinabzubeugen. Steif wie ein Pfahl steht er da und wartet, bis sie den Mund spitzt und ihm darreicht, dann streicht er die zitternden Lippen flüchtig daran

vorbei und fühlt zugleich, wie ein leiser Schauder durch ihren Körper rinnt.

Einen Moment später ist alles vorüber. Mit scheuem Lächeln stehen sie nebeneinander — beide mit Glut übergossen.

Martin schlägt sich mit den Fäusten aufs Knie und meint, das sei soeben 'ne Komödie zum Totlachen gewesen. Dann steht er plötzlich auf und geht von dannen. — Er trägt sein Glück in die Einsamkeit.

Am Nachmittag gehen die beiden Brüder mitsammen nach der Mühle. Trude steht am Fenster und guckt ihnen nach, und als Johannes sich umdreht, verbirgt sie ein Lächeln rasch hinter der Gardine.

In der Mühlentür bleibt Johannes stehen, lehnt den Kopf gegen den Rahmen und schaut mit einem Blicke voll inniger Rührung in das Halbdunkel des alten, lieben Raumes hinein, aus dem der Lärm des Räderwirrwarrs sinnbetäubend herausdringt, aus dem weißgraue Mehlwolken, Kleiestäubchen und Wasserdünste, vom Zugwinde erfaßt, ins Freie wirbeln.

In Reih und Glied stehen die verschiedenen „Gänge" da drinnen aufpostiert. — Links, der Wand zunächst, der alte „Beutelgang" für das Feinmehl, dann der „Schrotgang" und die „Quetsche", wo die Kleie mit dem Mehl zusammenbleibt, dann der „Graupengang", der die Gerste ausschlaubt, und zu guter Letzt noch der „Zylindergang", einer von der neumodischen Art, welcher derweilen frisch dazugekommen ist. Auch ein Schneckenwerk und ein Röhrenaufzug hat sich eingefunden. Das verlangt die neue Mode.

Martin steckt die Hände in die Hosentaschen und schlenkert in stiller Selbstbefriedigung die kurze Pfeife zwischen den Zähnen hin und her. Dann nimmt er Johannes bei der Hand, um ihm die Neuerungen zu erklären, wie das feine Mehl von dem Schneckengewinde gefaßt und zu dem Röhren-

aufzug hingeschoben wird, dessen kleine, an einem Treibriemen entlanglaufende Eimer es durch zwei Stockwerke bis fast an den Dachfirst emporheben, um es dann in die seidenen, zylinderartigen Schläuche hinunterzuschütten, durch deren feines Gewebe es hindurchstäuben muß, ehe es brauchbar wird.

Atemlos lauschend fängt Johannes die kargen, bruchstückweise hervorgestoßenen Worte des Bruders auf und wundert sich, wie sehr man beim Militär „verbauern" kann, denn das alles sind ihm böhmische Dörfer.

Das Geschäft blüht. Sämtliche Gänge sind in voller Arbeit, und die Mühlknappen haben die Hände voll zu tun, oben auf der Galerie Getreide in die „Rümpfe" zu schütten und unten den Abfluß des Mehls und der Kleie zu überwachen.

„Ich hab' jetzt ihrer drei", sagt Martin, auf die schlohweißen Bursche weisend, von denen bald einer, bald der andre die Treppe auf und nieder rennt.

„Und den David doch auch?" fragt Johannes.

„Na natürlich", antwortet Martin und macht ein Gesicht dazu, als habe der bloße Gedanke, David sei nicht mehr auf der Mühle, ihm einen Schrecken eingejagt.

„Wo steckt er denn, der alte Knabe?" fragt Johannes lachend.

„David, David!" hallt Martins mächtige Stimme durch den Raum, das Gerassel der Räder übertönend.

Da schiebt sich aus dem Dunkel des Triebwerkes, dessen zyklopenhafte Massen sich hinter den Holzgestellen der Gänge aus der Tiefe erheben, eine lange, schlottrige, in Mehl getauchte Gestalt hervor, ein Gesicht kommt zum Vorschein, auf dem die Stumpfheit des Alters wenig mehr zum Lesen übriggelassen hat, mit rötlich angehauchter Nase, die bis auf das mit Stoppeln besäte Kinn herniederhängt, mit Augen, die sich matt und mürrisch unter struppigen Brauen verstecken, und einem Munde, der ewig kaut.

„Was soll ich, Herr?" fragt er, sich vor den Brüdern aufpflanzend, ohne die Kalkpfeife, die ihm lose zwischen den Lippen hängt, aus dem Munde zu nehmen.

„Da hast du ihn, Johannes", sagt Martin, den Alten auf die Schulter klopfend, während ein Lächeln duldsamer Anhänglichkeit sein Gesicht verklärt.

„Kennst du mich nicht mehr, David?" fragt Johannes, ihm

freundlich die Hand entgegenstreckend. Der Alte speit einen Strahl braunen Saftes zwischen den Zähnen hervor, besinnt sich eine Weile und murmelt dann: „Wo werd' ich Sie nicht kennen!"

„Und wie geht's?"

Der Alte besinnt sich wieder eine Weile, kratzt sich den Kopf und meint dann: „Na, wie wird's gehen?" Drauf macht er sich an einem Mehlsack zu schaffen, dessen Schnur er mit seinen knorrigen Fingern auf- und zuknüpft; dann, als er sich vergewissert hat, daß man seiner nicht mehr bedürfe, trollt er sich wieder in sein Dunkel zurück.

Martins Angesicht leuchtet. „Das ist 'ne treue Seele, Johannes! Achtundzwanzig Jahr im Dienst, he! Und immer fleißig, immer pflichttreu!"

„Was tut er denn eigentlich?"

Martin wird verlegen. „Ja — sieh mal — he! schwer zu sagen — Vertrauensposten — he! treue Seele — treue Seele."

„Stibitzt die treue Seele auch noch manchmal was aus dem Mehlsack?" fragt Johannes lachend.

Martin zieht unwillig die Achseln hoch und murmelt etwas von „achtundzwanzig Dienstjahren" und „Auge zudrücken".

„Mir scheint er es noch heute nachzutragen", sagt Johannes, „daß ich mir erlaubte, das Schlupfwinkelchen zu entdecken, in dem er sein bißchen sauer Gestohlenes einzuhamstern pflegte."

„Du hast nun einmal 'ne Pike auf ihn", brummt Martin, „wie die Trude auch — ihr tut ihm Unrecht, bitter Unrecht!"

Johannes schüttelt lachend den Kopf und weist dann auf eine Tür, die zu einem neuerrichteten Bretterverschlage führt. „Was ist das?"

Martin wiegt verlegen den Kopf.

„Mein Kontor", stottert er dann, und als Johannes Miene macht, die Tür zu öffnen, springt er rasch hinzu und zieht ihn am Rockschoß wieder zurück.

„Bitt' dich", brummt er, „geh nicht über die Schwelle! Heut nicht — und sonst auch nicht. Hab' meine Gründe!"

Johannes sieht ihn unwillig an. „Seit wann hast du Geheimnisse vor mir?" will er fragen, aber der treuherzig bittende Blick des Bruders schließt ihm den Mund, und Arm in Arm verlassen beide die Mühle.

Es ist Abend geworden. Das große Rad hat sich zur Ruh' gesetzt und damit dem Schwarm der kleinen Stillstand geboten. Schweigen liegt auf der Mühle, und nur aus der Ferne von der Freischleuse her rauschen die aufgewühlten Wasser ihre eintönige Melodie.

Hier freilich, vor dem Hause, da ruht der Bach still und friedlich, als hab' er auf der weiten Welt nichts weiter zu tun, als Seerosen zu tragen, und die Abendröte spiegelt sich in seinen Tiefen. Wie ein goldrotes, dunkelgesäumtes Band schlingt er sich durch das krause Erlengebüsch, in dem ein Heer von Nachtigallen soeben die Kehlen stimmt, um sich, ihres Wertes unbewußt, mit den Fröschen unten in einen Wettkampf einzulassen.

Die drei Menschenkinder, die fortan in dieser blumigen, liederreichen Einsamkeit mitsammen hausen sollen, haben sich schon innig aneinandergeschlossen. Sie sitzen in der Veranda um den weißgedeckten Abendbrottisch, dessen Spenden heut wenig Beifall gefunden haben, und schauen in innigem Wohlgefühle vor sich nieder.

Martin hat sein Gesicht in beide Hände gestützt und zieht mächtige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife, von Zeit zu Zeit einen Laut ausstoßend, der halb wie Lachen, halb wie Grollen klingt.

Johannes hat sich ganz in den Blätterschwall hineingewühlt und läßt die Ranken des wilden Weins sich über sein Gesicht hinkräuseln. Sie beben und flattern unter dem Hauch seines Mundes.

Trude hat den Kopf tief in den Kragen hineingesteckt und wirft heimliche Blicke nach den beiden Brüdern hinüber wie ein unbändiges Kind, das gern Tollheiten begehen möchte und sich vorerst vergewissern will, ob auch niemand es beaufsichtigt. Das Stillschweigen ist augenscheinlich nicht nach ihrem Geschmack, aber sie ist schon zu gut geschult, um es zu brechen. Derweilen unterhält sie sich still allein, indem sie heimlich kleine Brotkügelchen dreht und sie, ohne daß einer der Brüder es merkt, mitten in die Spatzenhorde hineinschnellt, die habgierig rings um die Veranda streicht. — Da

ist insbesondere einer, ein kleiner, schmutziger Kerl, der durch seine Schlauheit und Schnelligkeit alle andern aus dem Felde schlägt. Sobald ein Futterkörnchen des Wegs dahergerollt kommt, spreizt er beide Flügel, schreit wie ein Besessener, und während er sich mit den andern herumzankt, sucht er es flügelschlagend aus dem Bereich des Kampfes zu entfernen, damit er es, während die andern noch wütend aufeinander loshacken, vergnüglich in Besitz nehmen kann. Dies Manöver wiederholt er vier-, fünfmal, und immer bleibt er der Siegreiche, bis ihm ein Kamerad, nicht faul, seine Schliche abguckt und es noch besser macht als er. — Dabei überkommt Trude die Lust zum Lachen, sie will sie mit Gewalt bekämpfen, stopft das Taschentuch in den Mund und hält den Atem an, bis sie ganz blau im Gesichte ist. — Dann, als sie keine Hoffnung mehr sieht, sich länger zu beherrschen, springt sie von ihrem Sitze auf, um schnell das Weite zu suchen, aber noch vor der Tür bricht das Gelächter los, und laut aufkreischend vor Vergnügen verschwindet sie im Dunkel des Hausflurs.

Die beiden Brüder fahren aus ihrem Sinnen empor.

„Was gibt's?" fragt Johannes erschrocken.

Martin schaut kopfschüttelnd seinem jungen, albernen Weibe nach, dessen Unsitten er wohl kennt, denn nach einer Weile ergreift er des Bruders Hand und sagt, nach der Tür weisend: „Du — sieht die danach aus, als ob sie dich verdrängen wollte?"

„Wahrhaftig, nein!" antwortet Johannes mit etwas beklommenem Auflachen.

„O Junge", brummt Martin, seinen buschigen Kopf krauend, „was hab' ich für Sorgen ausgestanden! Hab' mich im Bett herumgewälzt manche lange Nacht, wenn du mir in den Sinn kamst! — Ich mein' von wegen des Unrechts, das ich dir vielleicht antat." — Dann nach einer Weile: „Und doch — wenn ich sie ansah, so harmlos und unschuldig — sag selbst, Jung', ist's möglich, daß ich sie nicht hätt' liebhaben sollen? — Als ich sie sah — he he! — rein weg war ich da. Erinnerte in so mancherlei an dich — lustig und voller Dummheiten, ganz wie du. Zwar ein Kind war sie und ist's geblieben bis auf den heutigen Tag — seelengut und wild und spielerisch wie ein Kind. Du — und sie muß kurz gehalten werden, sonst schlägt sie über

die Stränge. Aber sie ist mir gerade recht so" — ein zärtliches Aufleuchten fliegt über sein Gesicht —, „und wenn ich es mir recht überleg', möcht' ich keinen einzigen ihrer närrischen Einfälle missen. Du weißt, ich muß immer was zu bevatern haben — früher hatt' ich dich, jetzt ist sie's."

Und nachdem er so sein Herz erleichtert hat, versinkt er in Schweigen.

„Und bist du glücklich?" fragt Johannes.

Martin hüllt sich in Rauchwolken, und aus ihnen heraus murmelt er nach einer Weile: „Hm, kommt darauf an!"

„Worauf?"

„Daß du ihr nicht gram bist!"

„Ich ihr gram?"

„Na, na, red dich nicht 'raus!"

Johannes antwortet nichts. Er wird den Bruder bald eines Besseren belehrt haben — und die Augen schließend, vergräbt er den Kopf aufs neue in dem Blättergewoge.

Ein Lichtschein läßt ihn aufschauen. Trude steht, die Lampe hoch in der Hand, auf der Türschwelle und schämt sich. Ihr liebes, kindliches Gesicht ist in rötliche Glut getaucht, und die gesenkten Wimpern werfen lange, halbkreisförmige Schatten auf die vollen Wangen.

„Albernes Geschöpf du!" sagt Martin, ihr zärtlich das wirre Haar streichelnd.

„Willst du nicht zur Ruh' gehen, Johannes?" fragt sie mit großem Ernste, doch klingt's in ihrer Stimme noch wie unterdrücktes Kichern.

„Gut' Nacht, Bruder."

„Wart, ich komm' mit!"

Johannes reicht der Schwägerin die Hand, während sie verstohlen schmunzelnd das Gesicht zur Seite wendet.

Martin nimmt ihr die Lampe ab und geht dem Bruder voran die Treppe empor. Oben faßt er seine Hand und schaut ihm mit seinem treuen Blick eine Weile schweigend ins Auge, wie einer, der seines Glückes noch nicht Herr werden kann, dann schreitet er still zur Tür hinaus.

Johannes seufzt und reckt sich, beide Hände gegen die Brust pressend. Ihm wird das Herz schwer vor lauter Jubel.

Er will dem Bruder nach, um mit ein paar innigen, dankbaren Worten sein Gemüt zu erleichtern, aber schon hört er dessen Schritte unten im Hausflur. Es ist zu spät. Bevor er sich schlafen legt, muß sein Gemüt zur Ruhe kommen.

Er löscht die Lampe und stößt einen Fensterflügel auf. Kühl weht die Nachtluft gegen seine Stirn. Das tut wohl, das schafft Frieden.

Er lehnt sich über die Brüstung, pfeift sich ein Lied und schaut in die Dämmerung hinaus. Der Apfelbaum zu seinen Füßen steht in vollem Blühen — ein weißes, wogenschlagendes Blumenmeer. Wie oft ist er als Kind da hinaufgeklettert, wie oft hat er, vom Spielen ermüdet, sich an seinen Stamm gelehnt und still vor sich hin geträumt, derweil die rauschenden Blätter ihm schöne Märchen erzählten. Wenn dann im Herbst ein Windstoß durch die Zweige fuhr, regneten die goldgelben Äpfel hernieder und fielen ihm fast in den Schoß.

Was kann einem nicht alles in den Sinn kommen, wenn man so vor sich hin pfeift! Jeder Ton weckt ein neues Lied, jede Melodie läßt neue Erinnerungen aus ihren Gräbern auferstehen. Und mit den alten Liedern erwacht die alte Sehnsucht und fliegt auf Schmetterlingsflügeln durch ihr ungeheures Reich zwischen Mond und Morgenröte.

Und wie er vor sich niederschaut auf die in Dämmerung zerfließende Erde, da gewahrt er, wie ein Fensterflügel unter ihm sich leise öffnet und ein emporgewandtes Angesicht sich weit hinausneigt. Aus dem bleich schimmernden Oval, das sich hell von den schattenhaften Umrissen des Haares abhebt, leuchten zwei dunkle Augen neckend, kätzchenhaft zu ihm empor.

Jählings hält er mit Pfeifen inne; da hallt ein übermütiges Lachen an sein Ohr, und eine volltönige Stimme ruft: „Nur weiter, Johannes!“

Und als er der Aufforderung nicht Folge leisten will, spitzen sich unten die Lippen und hauchen selber ein paar höchst unvollkommene Töne.

Da wird aus dem Innern des Hauses Martins Brummbaß hörbar, der im Tone väterlichen Vorwurfs sagt: „Mach keine Faxen, Trude! Laß ihn schlafen!“

„Er schläft ja gar nicht!“ antwortet sie schmollend wie ein

gescholtenes Kind. Dann wird der Fensterflügel geschlossen. Die Stimmen verhallen.

Johannes schüttelt lachend den Kopf und geht zur Ruhe, aber er kann nicht einschlafen. Die Blumen lassen es nicht zu, die Trude an sein Bett gestellt hat und deren Zweige bis über die Bettkante herniederhängen. Mit den bläulich dunkeln Trauben des Flieders mischen sich in nebelhafter Weiße die Sternenkelche der Narzisse. Er kehrt sich um, kniet im Bette nieder und wühlt sein Gesicht in die kühlenden Blumenblätter.

Da plötzlich klingt vom Fußboden her, wie aus dem Schoß der Erde, ein leises Lachen. Leis' wie ein Windhauch, der über die Gräser huscht, aber so glückselig, so ausgelassen —

Er lauscht eine Weile, ob es nicht wiederkehre, aber alles bleibt still. „Tolles, kleines Frauenzimmer!" sagt er belustigt, dann sinkt er in die Kissen zurück und lächelt im Einschlafen vor sich hin...

Am andern Morgen holt Johannes seine Arbeitskleider von der Kammer. In den Achseln schnürt's ein wenig. Man ist eben in die Breite gewachsen.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Als ob die anderwärts einem halbwegs so hell ins Herz scheinen könnte! Es ist ein eigenes Ding um die Heimatsonne. Was sie anschaut, das vergoldet sie, und den Lippen, die sie trifft, entquellen Lieder.

„In der Heimat ist es schön — Juchhei!"

„Nun hab' ich ein ganzes Nest voll lustiger Vögel im Hause", lacht Martin, der ihn begrüßen kommt. „Sing nur weiter, mein Junge, bin's von der Trude her gewohnt — aber was willst du mit dem weißen Rock?"

„Denkst wohl, ich werd' hier brach liegen?"

„Noch einen Tag ruh aus!"

„Nicht eine Stunde! Der Faulpelz hängt schon am Nagel."

Martin hat derweilen die Blumen bemerkt, die am Bette stehen, und sagt mit brummigem Lachen: „Sieh einer die Wetterhexe. Für mich hab' ich's ihr verboten, nun fängt sie den Unfug mit andern an. Drum siehst du auch so gelb aus heut morgen."

„Ich — gelb? Keine Spur!"

„Red kein Wort! Der werd' ich die Faxen schon austreiben." Damit gehen sie hinunter.

Trude läßt sich nirgends im Hause blicken.

„Die ist seit fünfe im Garten", sagt Martin mit wohlgefälligem Schmunzeln. „Das geht hier mit Dampf des Morgens, seit sie die Herrschaft führt. Flink wie 'n Wiesel, mit Morgengrauen auf den Beinen und immer fidel, immer mit Singsang und Hallo."

Auf dem Wege zur Mühle fliegt den Brüdern eine junge Rübenstaude dicht über die Köpfe hinweg.

Martin dreht sich um und droht lachend mit dem Finger.

„Wer war das?" fragt Johannes, indem er verwundert den menschenleeren Hof durchspäht.

„Wer sonst als sie!"

„Aber siehst du denn was von ihr?"

„Keine Spur! Oh, die ist ein Kobold, die kann sich unsichtbar machen, wenn sie will!"

Und mit strahlendem Gesicht folgt er dem Bruder in die Mühle.

Die Stunden vergehen. Johannes will zeigen, was er kann, und arbeitet mit doppelten Kräften.

Während er oben auf der Galerie das Korn aufschüttet, zupft ihn jemand von unten aus leise am Rockschoß. Er schaut hinab: Trude mit sonnverbrannten Wangen und blitzenden Augen steht auf der Treppe und winkt ihm zu: „Komm zum Frühstück!"

„Gleich!" sagt er, schafft seine Arbeit zu Ende und kommt herab.

„Brr!" macht sie, sich schüttelnd, „wie du aussiehst!"

„Nun, wie?"

„Ach — gestern gefielst mir besser."

Dann reicht sie ihm die Hand zum „guten Morgen" und springt voran die Treppe hinunter, mutwillig einen Mehlregen vor sich herstreuend.

Wie sie an der Tür des Verschlages vorbeikommen, den Martin sein Kontor genannt, schneidet sie ein geheimnisvolles Gesicht und hebt stillstehend beide Hände empor, als ob sie einen Geist beschwören wolle.

Dann nach einer kleinen Weile fragt sie leise: „Du, was hat er da drin?"

„Ich weiß nicht."

„Darfst du auch nicht 'rein?"

„Nein!"

„Gott sei Dank! Bin ich doch nicht allein so dumm. Da sitzt er nun drin — alle Fremden dürfen zu ihm 'rein, bloß ich nicht. — Wenn ich was von ihm will, so muß ich klingeln. — Sag selbst, ist das nett von ihm? So ein Kind bin ich doch auch nicht mehr, daß er mich — na, ich will stillschweigen, man darf von seinem Mann nichts Übles reden — aber du bist ja sein leiblicher Bruder — leg du ein gutes Wort für mich ein, daß er mir sagt, was er da drinnen hat. Ich bin ja so neugierig."

„Sagt er's mir denn etwa?"

„Na, dann müssen wir uns miteinander trösten. Komm!"

Und sie springt mit einem Satze die drei Stufen hinauf, die zur Türschwelle führen.

Während des Frühstücks nimmt sie plötzlich eine ernste Miene an und spricht gewichtig von ihren großen Wirtschaftssorgen. Sie sei zwar schon von Hause her an Selbständigkeit gewöhnt, denn ihr armes Mutterchen sei seit vielen Jahren tot und sie habe schon lange vor der Konfirmation ihrem Vater die Wirtschaft führen müssen; aber die sei nur klein gewesen, der Vater habe sich mit einem einzigen Knecht beholfen in der Mühle wie auf dem Felde und sich fast zuschanden gearbeitet — der arme Vater!

Die Augen stehen ihr voll Wasser. Sie schämt sich und wendet sich ab. — Dann springt sie auf und fragt: „Bist du satt?"

Und als er bejaht, fährt sie fort: „Komm mit in den Garten. Da ist eine Laube — in der schwatzt es sich gut!"

„Die dort hinter dem großen Gange? Das war auch immer mein Lieblingsplatz."

Sie durchschreiten nebeneinander das Gehege des Gartens, der in Sonnenglut gebadet vor ihnen liegt, und atmen erleichtert auf, als die kühle Dämmerung der Laubenhöhlung sie umfängt.

Sie wirft sich nachlässig auf einen der Birkenstühle, die drinnen stehen, und legt die vollen, sonngebräunten Arme als Kissen hinter den Kopf.

Durch das dichte Laubwerk brechen vereinzelte Sonnenlichter, die ihr auf Hals und Wangen spielen und, über den Scheitel hinhuschend, das braune Kräuselhaar hell aufglühen lassen.

Johannes setzt sich ihr gegenüber und schaut sie mit unverhohlener Bewunderung an. Er ist überzeugt, nie im Leben soviel Lieblichkeit gesehen zu haben wie jetzt in der halb daliegenden Gestalt der holden, jungen Schwägerin. Das Wort des Bruders fährt ihm durch den Kopf: „Ist's möglich, daß ich sie nicht hätt' liebhaben sollen?"

„Ich weiß nicht, mir ist heut so erzählerig zumute", sagt sie mit ihrem zutraulichen Lächeln, indem sie den Kopf bequemer zurechtnestelt. „Hörst du auch gerne zu?"

Er nickt.

„Das freut mich von dir, Johannes! Also du kannst dir denken, daß bei uns daheim das Brot nicht gerade reichlich zugemessen war — von der Butter, die dazu gehört, gar nicht zu reden —, und hätt' ich mein bißchen Gartenwirtschaft nicht gehabt, deren Erträgnis wir in der Stadt verkaufen konnten, wir wären überhaupt nicht ausgekommen. Warum tragen die Leut' auch all ihr Mehl in die Felshammersche Wassermühle, ohne zu bedenken, daß die armen Windmüller auch leben wollen? So dachten wir oftmals und hatten einen ordentlichen Haß auf euer Haus geworfen. Da kommt mit einemmal der Martin — will gute Nachbarschaft halten, sagt er — und ist freundlich und lieb zum Vater und freundlich und lieb zu mir und bringt den Jungen Johannisbrot und Zuckerkand, so daß wir alle versessen sind auf ihn. Und zu guter Letzt erklärt er dem Vater, er will mich partout zur Frau haben. — ‚Aber sie hat nichts', sagt mein Vater. ‚Ich will auch nichts', sagt er, und denk dir — er nimmt mich ohne einen gebogenen Heller Mitgift. — Du kannst dir meine Freude denken, denn der Vater hatte oft genug zu mir gesagt: ‚Die Männer gehen heutzutage alle nach Geld; Trude, du bist ein armes Mädchen; präparier dich, alte Jungfer zu werden.' Und nun war ich Braut noch vor dem siebzehnten Geburtstag. — Auch hatt' ich den Martin schon lange herzlich gern gehabt, denn wenn er auch immer ein bißchen scheu und wortkarg war, an den Augen hab' ich's ihm angesehen, was er für 'n Herz

hat! — Er kann sich nur nicht geben, wie er wohl möchte. Ich weiß, wie gut er ist, und wenn er auch noch soviel brummt und mich ausschilt, ich werd' ihn doch lieb behalten mein Leben lang!"

Sie schweigt für einen Augenblick und fährt mit der Hand übers Gesicht, als wolle sie den Sonnenstrahl wegwischen, der ihre Wimpern vergoldet und das Auge in lichten Farben erschillern läßt. — — —

„Und denk dir, wie gut er gegen die Meinen ist!" fährt sie dann eifrig fort, als könne sie nicht genug der Liebe finden, um sie auf Martins Haupt zu häufen. „Er wollte ihnen durchaus eine jährliche Unterstützung zukommen lassen — ich weiß nicht von wieviel —, aber das litt ich nicht, denn ich mochte meinem Vater nicht zumuten, auf seine alten Tage Almosen annehmen zu müssen, und wär's gleich von seinem Schwiegersohn. Aber eins bedang ich mir aus, nämlich daß ich die Gartenwirtschaft, an die ich von Hause gewohnt war, hier weiter treiben dürfte und daß die Einkünfte mir als Taschengeld zufallen sollten. Was ich dann damit mache, ist meine Sache." Sie lächelt verschmitzt zu ihm hinüber, dann fährt sie fort: „Sie haben's auch wirklich nötig zu Hause, denn, sieh mal, noch sind drei Jungen daheim, die alle ernährt und gekleidet sein wollen, und ein Dienstmädchen muß jetzt auch gehalten werden, seit ich weg bin."

„Schwestern hast du keine?" fragt er.

Sie schüttelt den Kopf, dann sagt sie, plötzlich in lautes Lachen ausbrechend: „'s ist ein Skandal! Nicht einmal eine zur Frau für dich!"

Er stimmt in das Lachen ein und meint: „'ne Frau wär' mir jetzt wohl weniger nötig."

„Was denn sonst?"

„Eher 'ne Schwester."

„Nun, die wär' ja da", sagt sie, indem sie aufspringt und zu ihm herantritt; dann, als ob sie sich ihrer Lebhaftigkeit schäme, läßt sie sich errötend auf den Stuhl zurücksinken.

„Ja, wolltest du?" fragt er mit strahlenden Augen.

Sie macht ein Schnäuzchen und meint leichthin: „Was ist da viel zu wollen? Schwägerin ist ja schon an und für sich soviel wie halbe Schwester", und indem sie ihn lächelnd vom

Wirbel bis zur Zehe mißt, fügt sie hinzu: „Ich glaube, mit dir als Bruder könnt' man sich sehen lassen."

„Fünf Fuß, zehn Zoll — Gardeulan gewesen — wenn das genügt!"

„Und ein guter Spielkamerad würdest du am Ende auch sein!"

„Brauchst du einen?"

Sie seufzt und sagt: „Ach, sehr! — Es ist so still, so ernst hier. 's gibt keinen einzigen, mit dem man sich herumjagen kann wie früher zu Haus mit den Brüdern. Manchmal war ich schon im Begriff, einen Müllerjungen beim Kragen zu nehmen, aber das verbot die Würde und der Respekt."

„Nun bin ich ja da!" lacht er.

„Auf dich setz' ich auch große Hoffnungen."

„So nimm mich doch beim Kragen!"

„Bist mir zu mehlig."

„'ne rechte Müllersfrau, die sich vor Mehl fürchtet!" höhnt er.

„Laß nur", bricht sie ab, „ich werd' dein Spieltalent schon auf die Probe stellen!"

Als die drei wiederum in der Veranda Dämmerstunde feiern und Johannes, den Kopf in den Ranken verborgen, gleich dem Bruder still vor sich hinträumt, da fühlt er plötzlich, wie ein rundes, unbestimmbares Etwas ihm gegen die Stirn prallt und dann zur Erde sinkt. Vielleicht war's ein Marienkäfer, denkt er bei sich, aber der Angriff wiederholt sich zum zweiten- und drittenmal.

Da guckt er schon ein wenig argwöhnisch zu Trude hinüber, die, ein Bild vollendeter Unschuld, wehmütig die Melodie „In einem kühlen Grunde" vor sich hinsummt, dabei aber unauffällig kleine Brotkügelchen dreht, die ihr augenscheinlich als Geschosse dienen.

Er erstickt ein fröhliches Auflachen, hascht heimlich nach einer Weinranke, an der vom vorigen Jahre her noch ein paar vertrocknete Beeren hängen, und als sie eine neue Bombe gegen ihn abschickt, schleudert er ihr die Antwort prompt gegen ihr Näschen.

Sie zuckt zusammen, sieht ihn verdutzt an, und wie er sich

nun mit dem ernstesten Gesicht von der Welt fragend zu ihr hinüberneigt, bricht sie in ein jubelndes Lachen aus.

„Was gibt's schon wieder?" fragt Martin, aus seinem Brüten aufgeschreckt.

„Er hat die Probe bestanden!" lacht sie und fällt ihrem Mann um den Hals.

„Welche Probe?"

„Wenn ich's dir sage, brummst du — drum schweig' ich lieber still."

Nun sieht Martin Johannes an.

„Ach, nichts", sagt dieser, verlegen lächelnd, „es war eine Kinderei. Wir — wir bombardierten uns."

„Das ist recht, Kinder, bombardiert euch", sagt Martin und raucht dann schweigend weiter. Johannes schämt sich, und Trude mißt den neuen Spielkameraden mit herausfordernden Blicken.

„Spielerig", ja, so war's, so hatte Martin Felshammer sein junges Weib genannt. — — —

Von nun an ist's mit den friedlich-schweigsamen Dämmerstunden, die Martin so sehr liebhat, ein für allemal vorbei.

In den stillen Pfaden des Gartens tönt Juchzen und Gekicher, über den Rasenplatz stürmen einander haschende Gestalten; man scherzt, man neckt sich, man läßt die Hunde los und tollt mit ihnen, man macht Jagd auf fremde Katzen, die den Mühlenhof als Liebesrevier betrachten, man spielt Versteckens hinter Heuschobern und Zaunwinkeln.

Martin hat für dieses Treiben ein freundlich väterliches Gewährenlassen. Im Grunde genommen wär's ihm lieber, wenn die alte Ruhe wieder einkehrte, aber sie sind ja so glücklich beide in ihrer Jugend, ihrer Harmlosigkeit, ihre Augen blitzen so hell, ihre Wangen glühen so rot: es wäre ein Frevel, ihnen mit grämlichen Einwänden die Lust zu vergällen. Sie sind ja Kinder!

Und gibt's nicht auch stillere Stunden? Wenn Trude sagt: „Hans, komm singen", dann setzen sie sich fromm nebeneinander in der Veranda nieder oder gehen langsamen Schrittes am Flusse dahin, und hat sich Martin seine Pfeife angezündet und ist zum Zuhören bereit, dann wirbeln ihre Lieder hell in die Dämmerung hinein.

Bald kommen dann schöne, feierliche Augenblicke. Die Vögel in den Zweigen zwitschern im Schlafe, ein leiser Wind weht durch die Ranken, und das Mühlenwehr singt mit dumpfem Rauschen das Geleite. Wie schnell ist da die Stimmung umgeschlagen! Lustig haben sie angefangen, aber immer trauriger werden die Melodien, immer wehmütiger wird der Klang ihrer Stimmen. Sie, die noch vor wenigen Minuten die Köpfe zusammensteckten, haben ernst die Hände gefaltet und starren träumerisch ins Abendrot. Und ihre Stimmen passen herrlich zusammen. Johannes' heller Tenor schmiegt sich weich an ihren vollen, dunkeln Alt, und sein Gehör versagt nie, wenn es gilt, neue Lieder aus dem Stegreif zu begleiten.

Seltsam ist es, daß sie nicht singen können, wenn sie miteinander allein sind. — Wird Martin während des Gesanges in Geschäften abgerufen, so fangen ihre Stimmen alsbald an, unsicher zu werden, sie sehen sich an und lächeln, wenden sich ab und lächeln wieder, dann singt gemeinhin einer falsch, und das Lied wird abgebrochen.

Ist Martin eines Abends nicht zu Hause oder hat er sich, was wohl ein- oder zweimal in der Woche vorkommt, in seinem „Kontor" eingeschlossen, so schweigen sie wie auf Verabredung still, und keiner würde es wagen, den andern zum Gesang herauszufordern.

Dafür haben sie andre um so schönere Beschäftigungen, die sie wiederum nur treiben können, wenn sie vor eines Dritten Ohren sicher sind.

Johannes hat sich beim Militär ein schönes „Arienbuch" angelegt, worin alles gesammelt ist, was ihm von lustigen und gefühlvollen Gesängen insbesondere gefiel. Bei weitem jedoch überwiegt die gefühlvolle Gattung. Liebesklagen, Totenlieder, Balladen von Kindesmörderinnen und unschuldig zum Tode Verurteilten wechseln mit poetischen Betrachtungen über den Unwert des Daseins im allgemeinen, und die Krone des Ganzen bildet Kotzebues „Ausbruch der Verzweiflung", jener sentimentale Erguß, welcher dazumal ein halbes Jahrhundert lang das populärste aller deutschen Gedichte war.

Diese Sammlung entspricht durchaus Trudens poetischem Fühlen, und sobald sie sich mit Johannes allein weiß, flüstert sie ihm bittend zu: „Hol die Arien!" Dann hocken sie in

einem stillen Winkel nieder, stecken die Köpfe zusammen — Trude muß durchaus mit ins Buch sehen — und erquicken sich an dem wollüstigen Grausen, das während der Lektüre durch ihre Glieder rieselt.

Da ist jenes wundersame: „Graf Osinski an seine Geliebte“:

Zum Lebewohl nimm meines Herzens Klagen,
Sanft aufgelöst in süßer Harmonie,
Doch ahnde nie, was diese Töne sagen — — —

oder jene volkstümlich alte Romanze:

Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein. — — —

Zwölfe schlug's, da drang durch die Gardine
Plötzlich eine weiße, zarte Hand. —
Wen erblickt er? — Seine Wilhelmine,
Die im Sterbgewande vor ihm stand.

Dann fährt Trude zusammen und starrt mit großen, verängstigten Augen in die Dämmerung, aber sie lächelt dabei in seliger Verzückung.

Das Allerheiligste in dem Arienbuche ist eine Abteilung, welche die Überschrift führt: „Die schöne Müllerin.“

„Wo hast du das her?“ fragt Trude, die sich durch den Titel getroffen fühlt.

„Ein Kamerad von mir, der Musiker war, hatte die Lieder in einem großen Notenhefte. Daraus schrieb ich sie mir ab. Der sie gemacht hat, soll Müller geheißen haben und ein Müller gewesen sein.“

„Lies, lies schnell“, ruft Trude.

Aber Johannes weigert sich. „Es ist zu traurig“, sagt er, das Buch zuklappend; „ein andermal.“

Und dabei bleibt's. Aber Trude setzt ihm so lange zu mit Bitten und Schmollen, bis er ihr schlechterdings willfahren muß.

„Komm heut abend mit zum Wehr“, sagt er, „ich muß die Schützen aufziehen. Dort sind wir ungestört, dort les' ich dir vor — natürlich, falls — — —“

Er blinzt nach dem „Kontor“ hinüber. Trude nickt. Sie verstehen sich vorzüglich.

Nach dem Abendessen zieht sich Martin in seinen Schlupf-

winkel zurück, verfolgt von den ungeduldigen Blicken Trudens, die die Zeit nicht erwarten kann, da die Geheimnisse der „schönen Müllerin" sich vor ihr auftun werden.

Arm in Arm wandern sie über die Wiese zum Wehr hinaus. Das Gras ist feucht vom Abendtau. Der Himmel erglüht in rötlichen Flammen. Scharf umgrenzt hebt sich von dem feurigen Hintergrunde der Schattenriß des Fichtenwaldes ab, der schwarz und schweigend die Flur umrahmt. Lauter und lauter rauschen die Wasser ihnen entgegen.

In den rollenden Wellen erglüht der Widerschein des Abendrots, und jeder Tropfen des spritzenden Schaums ist ein spritzender Funke. Auf der andern Seite des Wehrs ruht der Fluß wie ein düsterer Spiegel, schwarz senden die Erlen ihren Schatten darauf nieder und tauchen ihr Bild in die undurchsichtigen Tiefen.

Schweigend gehen die beiden zum Wehr. Ein schmaler Steg, der in der Mitte eine Zugbrücke trägt, läuft neben dem Haupt-, dem „Kernbalken" dahin. Von hier aus werden die „Schützen" der Schleuse, die, sechs an der Zahl, in festen Stützpfählen, den „Satzposten", nebeneinander ruhen, durch den Müller auf und nieder gezogen. — Jetzt, im sanften Monat Juni, macht das Wehr nur wenig Arbeit, aber im Vorfrühling und im Herbste, bei Hochwasser und bei Eisgang, wenn sämtliche Schützen herausgehoben werden müssen und die Satzposten dazu, damit die Flut mitsamt den Schollen sich ungehindert in die Tiefe stürzen könne, dann heißt es aufpassen und die Kräfte anspannen, auf daß man nicht mit dem Holzwerk zusammen in den Wirbel hinuntergerissen werde.

Johannes zieht zwei der Schützen hoch. Das genügt für jetzt. Dann wirft er den Schlegel fort und stützt den Ellbogen auf das Geländer der Zugbrücke. Trude, die ihm solange schweigend zugesehen hat, schwingt sich auf den großen Balken, der in gleicher Höhe mit dem Geländer, nur wenige Zoll von ihm entfernt, von Ufer zu Ufer läuft.

„Du wirst schwindlig werden, Trude", sagt Johannes, voll Besorgnis auf den „Abfall" hinunterschauend, wo in der schiefen Bretterebene die Wasser mit rasender Eile dahinschießen, um sich dann schäumend in die Tiefe zu stürzen.

Trude lacht kurz auf und meint, sie habe oft stundenlang

hier gesessen und hinuntergeblickt, ohne vom Schwindel befallen zu sein, und im Notfalle sei er ja da. — Ihr Blick ruht voll Spannung auf seiner Tasche, und wie er das Arienbuch hervorholt, da seufzt sie laut in Entzücken über die geahnten Herrlichkeiten und faltet die Hände wie ein Kind, dem Großmutter Märchen erzählen will. Und Johannes beginnt. Die innigen Worte des gemütstiefen Poeten fließen wie Gesang von seinen Lippen.

„Das Wandern ist des Müllers Lust" — Trude jauchzt hellauf und schlägt mit den Füßen den Takt gegen die Schleusenständer. „Ich hört' ein Bächlein rauschen" — Trude verhält sich abwartend. „Eine Mühle sah ich blinken" — Trude klatscht vor Freude in die Hände und weist nach dem Gehöft hinüber. Mit dem „War es also gemeint, mein rauschender Freund" betritt die schöne Müllerin die Bühne, und Trude wird ernst. „Hätt' ich tausend Arme zu rühren" — Trude gibt leise Zeichen von Ungeduld. „Ich frage keine Blume, ich frage keinen Stern" — Trude lächelt befriedigt vor sich hin. „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein" — Trude seufzt tief auf und schließt die Augen; und nun geht es weiter in den trunkenen Phantasien des jungen, liebetaumelnden Müllergesellen bis zu dem Jubelruf, der das Rauschen des Baches, das Brausen der Räder, den Sang der Vögel übertönt:

Die geliebte Müllerin ist mein!

Trude breitet beide Arme aus, ein Lächeln stiller Seligkeit fliegt über ihr Gesicht, sie schüttelt den Kopf, als wolle sie sagen: „Was um alles in der Welt kann nun noch kommen?" Da findet sich plötzlich der Müllerin rätselhafte Liebe für die grüne Farbe, das Hifthorn schallt aus dem Walde, der trotzige Jäger tritt auf. Trude wird unruhig. „Was will der Kerl?" murmelt sie und schlägt mit der Faust auf den Balken. Der Müllergesell, der arme Müllergesell, er begreift gar bald. „Ich möchte ziehn in die Welt hinaus, hinaus in die weite Welt, wenn's nur so grün, so grün nicht wär' da draußen in Wald und Feld", so klingt sein wehmütiges Lied. Trude greift bangend und hoffend mit den Händen in die Luft; es kann ja nicht sein, es muß sich ja noch alles zum besten wenden. Und dann:

Ihr Blümlein alle, die sie mir gab,
Euch soll man legen mit mir ins Grab.

Trudens Auge wird feucht, aber noch immer hofft sie, der Jäger werde abziehen und die Müllerin sich bekehren; es kann, es darf ja nicht anders sein. Der Müller und der Bach beginnen ihr trauriges Zwiegespräch, der Bach will trösten, doch für den Müller gibt's nur einen Frieden noch, nur eine Ruh'.

Ach, Bächlein, liebes Bächlein, du meinst es so gut,
Ach, Bächlein, aber weißt du, wie Liebe tut?

Trude nickt hastig. „Was will der dumme Bach? — Was versteht er von Leid und Liebe?"

Und dann — dann kommt das rätselhafte Wiegenlied, das die Wellen singen. Gewiß ist der junge Müller am Rande des Baches eingeschlafen — ein Kuß wird ihn erwecken, und wenn er die Augen auftut, dann wird die Müllerin sich über ihn neigen und zu ihm sagen: „Verzeih mir, ich hab' dich auch wieder lieb."

Aber nein, was wollen die geheimnisvollen Worte vom blauen, kristallenen Kämmerlein? Warum soll er so lange schlafen, bis das Meer die Bächlein austrinken wird? Und wenn das böse Mägdelein ihr Tuch in den Bach werfen soll, damit ihm die Augen bedeckt seien, dann liegt der Schläfer nicht am Bachesrand, dann liegt er ja tief unten — — — Trude schlägt die Hände vors Gesicht und bricht in ein lautes, krampfhaftes Schluchzen aus, und als Johannes dennoch zu Ende lesen will, schreit sie: „Hör auf, hör auf!"

„Trude, was ist dir?"

Sie winkt ihm, er solle sie in Ruhe lassen; immer heftiger wird ihr Weinen, ihr ganzer Körper bebt: er sucht eine Stütze, er neigt sich nach hinten.

Johannes stößt einen Angstschrei aus und springt hinzu, sie in seinen Armen auffangend — — —

„Um Himmels willen, Trude!" keucht er, tief Atem holend... Der kalte Schweiß steht ihm auf der Stirn... Sie aber neigt das Köpfchen an seine Brust, schlingt die Arme um seinen Hals und weint sich satt...

Am andern Tage sagt Trude: „Ich hab' mich gestern recht

kindisch betragen, Hans, und ich glaub', viel fehlte nicht, so wär' ich 'runtergestürzt."

„Du warst schon im Sinken", sagt er, und ein Schauder läuft ihm über den Leib bei der Erinnerung an den fürchterlichen Augenblick.

Ein sentimentales Lächeln zieht sich über ihr Gesicht.

„Dann wär's mit einem Male vorbei gewesen!" meint sie mit einem tiefen Seufzer, lacht sich aber sofort selber aus ob ihrer Dummheit...

Die Tage vergehen. Johannes hat die kühnsten Erwartungen erfüllt, die Trude an ihn als braven Spielkameraden stellte. Die beiden sind unzertrennlich geworden, und Martin, der dritte im Bunde, kann nichts als stillschweigend zusehen und mit seinem brummigen Lächeln ja und amen zu ihren Streichen sagen.

Eine Lust ist es zu sehen, wie die beiden beim Haschen über den Hof hinjagen, als hätten sie Flügel an den Sohlen. Trude saust dahin, daß ihre Füße kaum den Boden berühren, aber Johannes ist trotzdem der Schnellere. Ob es auch lange dauert, eingefangen wird sie doch. Sobald sie merkt, daß ein Entrinnen nicht mehr möglich ist, kauert sie sich zusammen wie ein verschüchtertes Küchlein. Wenn dann seine Arme sie triumphierend umschlingen, erbebt ihr schlanker Leib, als werde er in seinen Grundfesten erschüttert durch seine Berührung.

David, der alte Knecht, sieht dem Treiben von der Luke des Speichers aus, wo er seinen Stammplatz hat, mit großer Aufmerksamkeit zu; dann kratzt er sich wohl den grauen Kopf und murmelt allerhand unverständliches Zeug in sich hinein.

Trude bemerkt ihn einmal und zeigt ihn lachend Johannes.

„Dem alten Schleicher müssen wir einen Schabernack spielen", raunt sie ihm zu.

Johannes erzählt ihr die lustige Geschichte, wie er vor Jahren einmal das Nest entdeckt habe, in welchem der Alte das stibitzte Mehl aufzubewahren pflegte. „Wenn uns heute dasselbe gelänge?" lacht er.

„Wir müssen eben suchen", meint Trude.

Gesagt, getan. Am nächsten Sonntag, da die Mühle steht und die Dienstboten samt den Gesellen ausgeflogen sind,

nimmt Johannes den Schlüsselbund von der Wand und winkt Truden, ihm zu folgen.

„Wo wollt ihr hin?" fragt Martin, von dem Buche aufschauend, in dem er gelesen hat.

„Eine von den Hennen verlegt ihre Eier", sagt Trude rasch. „Wir wollen das Nest aufsuchen." Und sie errötet nicht einmal.

Nun durchstöbern sie eifrig Stallung und Scheune, Speicher und Heuschuppen und vor allem die Mühle, jagen treppauf, treppab, klettern steile Leitern hinan und kramen in dem Schutt der Rumpelkammern.

Wohl zwei Stunden fruchtlosen Suchens sind verflossen, da verkündet Trude, die es sich nicht hat verdrießen lassen, in den entlegensten Winkel des Vorratsraumes zu kriechen, daß sie gefunden habe, was sie suchte. Unter morschen Wellen und ausrangierten Kammrädern, bedeckt von den Trümmern der letzten Jahrzehnte, stehen ein paar große Scheffelsäcke mit Mehl und Graupen gefüllt; auch allerhand nützliche Kleinigkeiten, wie Hämmer, Kneifzangen, Bürsten und Tischmesser, liegen daneben. Laut jubelnd, mit blitzenden Augen, Staub im Gesichte und Spinngewebe in den Haaren, kommt sie aus der Höhle hervor, und nachdem Johannes sich überzeugt hat, daß sie recht gesehen, wird Kriegsrat gehalten. Soll Martin mit ins Geheimnis gezogen werden? Nein, er würde sich ärgern und ihnen am Ende den Spaß verderben. Johannes findet das Richtige. Er schüttet den Inhalt der Säcke in die entsprechenden Behälter und füllt sie statt dessen mit Sand und Erde, zu oberst aber breitet er eine Schicht von Kienruß, wie er vom Kutscher zum Schwärzen des Lederzeugs verwendet wird. Nachdem er noch im Vorübergehen die Werkzeuge rasch in die Teertonne getaucht und alles in der vorigen Ordnung zurechtgestellt hat, hält er sein Werk für vollendet. Beide verlassen innig vergnügt die Mühle, waschen sich an der Pumpe Gesicht und Hände, helfen einander die Kleider säubern und befleißigen sich, beim Eintritt ins Zimmer ein möglichst harmloses Gesicht zu machen. Aber Martin bemerkt sofort das verräterische Zucken, das um ihre Mundwinkel spielt; er droht lächelnd mit dem Finger, fragt aber nicht weiter...

Zwei, drei Tage vergehen in brennender Ungeduld, da

kommt eines Morgens Johannes atemlos zu Truden in den Garten gestürzt, hochrot im Gesichte von zurückgehaltenem Gelächter. Sie wirft sofort die Hacke hin und eilt spornstreichs ihm nach auf den Hof.

Vor der Pumpe steht ratlos und wütend der alte David, zur Hälfte weiß, zur Hälfte in einen Schornsteinfeger verwandelt. Gesicht und Hände sind kohlrabenschwarz und auf den Kleidern prangen mächtige Teerflecken. An den Fenstern der Mühle gucken die lachenden Gesichter der Müllergesellen, und Martin geht in heftiger Erregung vor dem Wohnhause auf und ab.

Das Bild ist von überwältigender Komik, und Johannes und Trude wollen sich ausschütten vor Lachen. David, der wohl ahnt, wo er seine Feinde zu suchen hat, wirft den beiden einen bitterbösen Blick zu und versucht aufs neue, sich zu reinigen. Aber das verräterische Schwarz haftet mit dem Teer zusammen, als sei es festgewachsen. Endlich erbarmt sich Martin des armen Teufels, läßt ihn in die Gesindestube treten und befiehlt Truden, die helle Lachtränen weint, daß sie ihm einen abgetragenen Arbeitsanzug hervorsuche.

Beim Mittagstisch erzählen ihm die beiden ihren gelungenen Streich. Er schüttelt mißbilligend den Kopf und meint, es wäre besser gewesen, wenn man ihm von dem Fund Anzeige gemacht hätte. Dann brummt er etwas von „achtundzwanzig Dienstjahren“ und „Kleinkinderstreichen“ und steht vom Tische auf.

Trude und Johannes wechseln einen verständnisinnigen Blick, der da sagt: „Spielverderber“. Der Vorfall bietet ihnen noch drei Tage lang Stoff zu heimlichem Vergnügen.

Am nächsten Sonntag macht Martin eine Fahrt über Land, um alte Schulden einzutreiben. Er wird vor Abend kaum zurückkehren können. Die Gesellen sind in die Schenke gegangen. Die Mühle steht leer.

„Jetzt schick' ich noch die Mägde fort“, sagt Trude zu Johannes, „dann sind wir mutterseelenallein auf dem Hof und können wieder was unternehmen.“

„Aber was?“

„Das wird sich finden“, lacht sie und geht in die Küche hinaus.

Nach einer halben Stunde kommt sie wieder und sagt: „So, jetzt sind sie fort, jetzt kann's losgehen."

Dann setzen sie sich einander gegenüber und überlegen.

„So 'nen Jux, wie letzten Sonntag, finden wir niemals wieder", meint Trude seufzend, und dann nach einer Weile: „Du, Johannes!"

„Was?"

„Du bist doch 'ne rechte Gottesgabe für mich!"

„Inwiefern?"

„Seit ich dich hier hab', bin ich dreimal so vergnügt. Sieh — er ist ja seelengut, und du weißt — ich hab' ihn lieb, sehr lieb, aber — er ist immer so ernst, so von oben herab, als ob ich ein dummes, unvernünftiges Ding wär' — und bin ich nicht fleißig und halt' die Wirtschaft zusammen wie 'ne Alte? Daß mich der liebe Gott so kreuzfidel geschaffen hat, dafür kann ich doch nichts, und 's ist am End' auch kein Verbrechen — aber unter seinem Aug', wenn er einen so ernst und strafend ansieht, vergeht einem alle Lust zum Unsinnmachen... Und wenn man dann still sitzt, dann ist's manchmal so langweilig und so..."

Sie stockt und besinnt sich. Sie will ihm klagen, weiß aber nicht recht, was?

„Mit dir ist es ganz was andres", fährt sie fort, „du bist ein guter Kerl und sagst zu nichts ‚nein'. Mit dir kann man machen, was man will!... Bei dir braucht man auch nicht das böse Schmunzeln zu fürchten, das er an sich hat, wenn man ihm was erzählt, womit er sagen will: ‚Ich hör' dir wohl zu, aber Dummheiten schwatzest du doch.' Dann bleiben einem die Worte gleich in der Kehle stecken — während du — — — ja, dir kann man alles anvertrauen, was einem durch den Kopf fährt."

Sie stützt nachdenklich das Gesicht in beide Hände und läßt die Ellbogen auf den Knien hin und her gleiten.

„Und was fährt dir jetzt durch den Kopf?" fragt er.

Sie wird rot und springt auf. „Hasch mich!" ruft sie und verschanzt sich hinter dem Tisch; doch als er sie verfolgen will, geht sie ihm ruhig entgegen und sagt: „Laß nur! Wir wollten ja was unternehmen. — Halt für alle Fälle die Schlüssel parat ... vielleicht fällt uns unterwegs was ein."

Er holt den großen Schlüsselbund vom Haken und folgt ihr auf den Hof hinaus, auf dem die heiße Nachmittagsonne brütet.

„Schließ die Mühle auf", sagt sie, „da ist es kühl." Er tut, wie ihm geheißen, und sie springt mit einem wilden Satze die Stufen hinab in den halbdunkeln Raum, der in sonntäglichem Schweigen vor ihnen liegt.

„Hier hätt' ich Angst allein", sagt sie, sich nach ihm umschauend, dann weist sie nach der Tür des Kontors, deren helles Holz geheimnisvoll durch das Halbdunkel leuchtet, spreizt die Finger und schüttelt sich.

„Hat er dir noch immer nichts gesagt?" flüstert sie nach einer kleinen Weile, sich zu seinem Ohr hinneigend.

Er schüttelt den Kopf. Ihm wird ein wenig beklommen zumute in dem dumpfen, dämmerigen Raum, er atmet tief, er sehnt sich nach Luft und Licht. — Aber Trude fühlt sich um so wohler in dieser dunstgeschwängerten Atmosphäre, in diesem rätselhaften Zwielicht, wo durch die geschlossenen Luken vereinzelte Sonnenstrahlen wie goldene Bänder schräg zum Boden hinuntergleiten als Tummelplatz für Myriaden tanzender Stäubchen. — Das Grauen, das sie überkommt, ist ihr ein angenehmer Kitzel, sie duckt sich, schauert zusammen und schleicht vorsichtig die Treppe hinauf, als wolle sie Jagd auf Gespenster machen. Oben auf der Galerie schreit sie laut auf, und als Johannes sie voll Besorgnis fragt, was ihr fehle, sagt sie, sie habe sich nur Luft machen wollen.

Sie klettert zu einem Rumpf empor, steigt über die Balustrade und gleitet auf dem Treppengeländer wieder hinunter. Dann verschwindet sie in dem Dunkel des Triebwerkes, dort, wo die mächtigen Räder sich in gigantischen Massen aufeinandertürmen. Johannes läßt sie gewähren; heute hat's keine Gefahr, heute steht alles still.

Ein paar Sekunden später taucht sie wieder auf. Sie nestelt sich dicht an Johannes' Seite, schaut mit scheuen Blicken rings umher und zieht dann einen kleinen Schlüssel aus der Tasche, der an einem schwarzen Bande hängt. „Was ist das?" fragt sie leise.

Johannes wirft einen raschen Blick nach der Kontortür hinüber und sieht sie fragend an.

Sie nickt.

„Leg ihn zurück!“ ruft er erschrocken.

Sie wiegt den Schlüssel in der Hand und liebäugelt mit dem blanken Metall. — „Ich hab' einmal zufällig gesehen, wie er ihn dort verbarg“, flüstert sie.

„Leg ihn zurück!“ ruft er noch einmal.

Sie runzelt die Brauen, dann meint sie mit einem leisen Auflachen: „Das wär' was zum unternehmen.“

Dabei wirft sie einen ängstlichen Seitenblick in sein Gesicht, der seine Stimmung auskundschaften soll.

Das Herz pocht ihm hörbar. In seiner Seele dämmert die Ahnung hereinbrechender Schuld.

„Es würde ja ganz unter uns bleiben, Hans“, sagt sie schmeichelnd.

Er schließt die Augen. Wie schön wär' es, mit ihr ein Geheimnis zu haben!

„Und schließlich, was ist dabei?“ fährt sie fort. „Warum ist er so geheimniskrämerig, und dazu gegen uns beide, die wir ihm am nächsten stehen auf der Welt?“

„Eben darum sollten wir ihn nicht betrügen!“ entgegnet er.

Sie stampft mit dem Absatz auf den Boden. „Betrügen! Pfui, was du für Ausdrücke hast!“ — Dann sagt sie schmollend: „Also dann nicht!“ und macht sich bereit, den Schlüssel in sein Versteck zurückzutragen. Doch dreht sie ihn noch zwei-, dreimal zwischen ihren Fingern, und schließlich meint sie hellauflachend: „Am End' ist's gar nicht der richtige.“

Sie geht zur Tür und vergleicht kopfschüttelnd das Schlüsselloch mit der Form des Bartes — dann, mit einem plötzlichen Ruck, stößt sie den Schlüssel ins Schloß.

„Er paßt doch!“ sagt sie und guckt, scheinbar enttäuscht, über die Schulter hinweg nach Johannes, der hinter ihr steht und angstvoll den Bewegungen ihrer Hände folgt.

„Dreh um!“ sagt sie im Scherze und tritt von der Tür zurück.

Ein Schauer durchrieselt seinen Leib. O Eva, Verführerin!

„Dreh um und laß mich den Kopf hineinstecken“, lacht sie, „du selber brauchst nichts zu sehen.“

Da packt ihn eine plötzliche Wut, er läßt mit einem Ruck den Schlüssel zurückschnappen und stößt die Tür weit auf,

so daß der helle Lichtschein vom Fenster her ihnen entgegenflutet.

Trude macht eine Miene der Enttäuschung. Ein einfacher, geschäftsmäßig ausgestatteter Raum mit kahlgeweißten Holzwänden liegt vor ihnen. In der Mitte steht ein großer, rohgestrichener Arbeitstisch mit Getreideproben und Geschäftsbüchern darauf, an der einen Wand hängt ein Bündel alter Kleider, und an der gegenüberliegenden ein Holzgestell mit blauen Heften und unscheinbar gebundenen Büchern darin. — Johannes wirft ein paar scheue Blicke in die Runde, dann tritt er an das Büchergestell und beginnt die Titelblätter aufzuschlagen. Welch unheimliche Bibliothek! Da sind medizinische Werke über Gehirnkrankheiten, Schädelbrüche und dergleichen, philosophische Abhandlungen über die Erblichkeit der Leidenschaften, eine „Geschichte des Jähzorns und seiner schrecklichen Folgen", eine „Anleitung zur Selbstbeherrschung" und von Kant „Die Kunst, durch den bloßen Willen seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden". — Auch literarische Werke sind vorhanden, aber sie drehen sich fast sämtlich um das Thema des Brudermordes. Neben Schauerromanen wie dem „Tragischen Untergang einer ganzen Familie zu Elsterwerda" findet sich Schillers „Braut von Messina" und Leisewitzens „Julius von Tarent". Selbst die Theologie ist vertreten mit einer Anzahl von Traktätlein über die Todsünden und ihre Vergebung. Daneben in den blauen Heften sorgfältige Auszüge und Ausarbeitungen, untermischt mit trübsinnigen Reflexionen über Erlebtes und Gedachtes.

Johannes läßt die Hände sinken. „Der arme, arme Bruder", murmelt er mit gepreßtem Aufseufzen. Da legt sich Trudens Hand auf seine Schulter. Sie zeigt nach einer Tafel, die über der Tür hängt, und fragt leise und beklommen: „Was bedeutet das?"

Dort stehen mit großen goldenen Buchstaben die Worte geschrieben:

„Denk an Fritz!"

Johannes antwortet nicht. Er wirft sich in einen Stuhl, schlägt die Hände vors Gesicht und weint bitterlich.

Trude zittert an allen Gliedern. Sie ruft ihn beim Namen, sie schlingt den Arm um seinen Hals, sie versucht seine

Hände vom Angesichte zu lösen, und da alles nichts fruchtet, bricht sie selbst in Tränen aus.

Als er sie schluchzen hört, erhebt er sich langsam und schaut mit irrem Auge um sich. Sein Blick fällt auf die Kleider, die an der Wand hängen, Knabenkleider aus längst vergangenen Zeiten. Er kennt sie wohl. Mutter bewahrte sie als Reliquien auf dem Grunde ihres Spinds und zeigte sie ihm einmal mit den Worten: „Die hat dein totes Brüderchen getragen." Seit sie starb, sind die Kleider verschwunden gewesen. Er hat auch nicht mehr daran gedacht.

Ein Frösteln überläuft ihn.

„Komm", sagt er zu Truden, die noch immer vor sich hin weint, und beide verlassen das Kontor.

Trude will sofort zur Mühle hinaus.

„Trag erst den Schlüssel zurück", sagt er.

Zusammen steigen sie die Stufen hinab, die zum Triebwerke führen, und als der Schlüssel an seiner alten Stelle liegt, da stürzen sie beide ins Freie hinaus, als seien die Furien hinter ihnen her.

*

In dieser Stunde hat ihr Verkehr die alte Harmlosigkeit verloren.

Sie sind Mitschuldige geworden.

Zentnerschwer lastet die Schuld auf ihren jugendlichen Gemütern. Sie haben Mitleid miteinander, jeder liest in des andern gedrücktem Schweigen, in seinem heimlichen Aufseufzen und seiner kaum zu verbergenden Zerstreutheit die Geschichte des eigenen Gewissens, aber keiner kann dem andern helfen.

Wie gern hätten sie Martin den Fehltritt gebeichtet; aber zusammen vor ihn treten und ihm sagen: „Verzeih uns, wir haben gesündigt!" das geht nicht an, das würde gar zu theatralisch aussehen, und wer auf seinen eigenen Kopf das Geständnis unternimmt, der ist nicht wenig im Vorteil gegenüber dem Genossen. Sie stehen ja Martin gleich nah, und wer zuerst das Schweigen bricht, der muß ihm notwendigerweise als der Aufrichtigere, der Minderschuldige erscheinen. Zudem haben sie einander unverbrüchliches Schweigen gelobt und wollen das Wort um so weniger brechen, als sie sich scheuen, über die Sache offen miteinander zu reden.

So geraten sie immer tiefer in die Heimlichtuerei hinein. Jedes harmlose Wort, das bei Tische gesprochen wird, hat eine eigene, tiefere Bedeutung für sie, jeder Blick, den sie wechseln, gilt ihnen als Zeichen geheimen Einverständnisses.

Martin merkt nichts von alledem; nur ein und das andre Mal fällt ihm auf, daß „seine beiden Kinder" viel von der alten Heiterkeit verloren haben, auch daß die Lieder nicht mehr so lustig aus den Kehlen hervorquellen. Er sagt aber nichts, denn er denkt, sie mögen sich gezankt haben und schmollen noch miteinander.

In der nächsten Woche, als Martin sich wieder einmal in seinem Kontor eingeschlossen hat, faßt sich Trude ein Herz und sagt: „Du, Hans, es ist Unsinn, daß wir uns grämen. Wir wollen die dumme Geschichte ruhen lassen."

Er macht ein melancholisches Gesicht und meint: „Wenn's nur so ginge!"

Sie lacht hellauf, und er lacht mit; „es geht“ wirklich, aber die Lust an Heimlichkeiten, die sie großgezogen haben, läßt sich nicht mehr abgewöhnen. Jeder müßige Scherz erhält einen prickelnden Reiz dadurch, daß Martin „beileibe“ nichts erfahren darf, und wenn sie einmal zischelnd die Köpfe zusammenstecken, so fahren sie bei jeglichem Geräusch scheu auseinander, als schmiedeten sie frevlerische Pläne.

Noch ist kein Wort gesprochen, kein Blick gewechselt, kaum ein Gedanke erwacht, der das Licht des Tages zu scheuen hätte, aber der Blumenstaub der Unschuld ist abgestreift von ihren Gemütern.

So ist der Johannisabend herangekommen.

Schwül weht der Wind. Die Erde liegt wie trunken da, begraben unter Blüten, schwelgend in dem Rausch der Düfte. Die Jasmin- und Schneeballsträuche sind wie bedeckt von weißem Schaum, die Frührosen öffnen ihre Kelche, und in den Linden knospt es schon.

Trude sitzt in der Veranda, hat das Stickzeug in den Schoß sinken lassen und träumt vor sich hin. Blumenduft und Sonnenglut haben ihr den Kopf wüst gemacht, aber das schadet nichts. Blumenduft und Sonnenglut sind ihr Element. Sie möchte die Glieder in dem heißen Hauche baden, sie möchte alle Kelche austrinken — wenn nur was drinnen wäre, was sich trinken ließe.

In der Mühle machen sie Feierabend, zeitiger als sonst, denn die Gesellen wollen zum Johannisfest nach dem Dorfe. Man will tanzen und Teertonnen abbrennen und sich austollen nach Leibeskräften.

Trude seufzt. Wer doch da auch hin könnte! Martin darf schon zu Hause bleiben, aber Johannes, Johannes müßte natürlich mit.

Da steht er im Eingange und nickt ihr zu. Dann wirft er sich ihr gegenüber auf die Bank ... er ist müde und erhitzt. Er hat schwer gearbeitet.

Ein paar Minuten später springt er wieder auf. „Hier bleib' ich nicht“, sagt er. „Hier ist es heiß zum Ersticken.“

„Wo willst du sonst hin?“

„Zum Fluß hinunter. Kommst du mit?“

„Ja.“

Und sie wirft die Handarbeit fort und hängt sich an seinen Arm.

„Heut wollen sie tanzen drunten im Dorf", sagt sie.

„Da möchtest du wohl mit, Katze?"

Sie ringt ächzend ihre Hände, um so recht malerisch ihr Verlangen an den Tag zu legen.

„Weil's aber nit kann sein, bleib' i zu Haus", trällert er.

„'s ist ein Skandal", murrt sie, „daß ich noch nie in meinem Leben mit dir getanzt hab'. — Und ich möcht's gar zu gern. Du tanzst schön — sehr schön!"

„Woher weißt du das?"

„Er fragt noch!" sagt sie mit geheucheltem Unwillen. „Denk an jenes Schützenfest vor vier Jahren. — Die Mädel wußten Wunderdinge zu erzählen, wie — nett du wärst und wie schön du sie beim Tanze hieltest — nicht zu los und nicht zu fest; und daß du schlank und hübsch warst, das sah ich selber, aber was half mir das alles? Du blicktest so geringschätzig über mich hinweg, als wär' ich nichts wie leere Luft."

„Wie alt warst du damals?"

Sie zögert eine Weile und sagt dann kleinlaut: „Vierzehneinhalb."

„Na, drum!" lacht er.

„Aber groß und — und — ausgewachsen war ich schon damals", erwidert sie eifrig. „Du hättest dir nichts vergeben, hättest du mich ein paarmal im Saale 'rumgeschwenkt."

„Nun, wir können's ja in vierzehn Tagen beim Schützenfest nachholen."

„Ja, können wir?" fragt sie mit leuchtenden Augen.

„Martin gehört zu den Vorstehern der Schützengilde. Er darf schon deswegen nicht fehlen."

Trude jubelt laut auf, dann sagt sie plötzlich betroffen: „Ich hab' aber keine Tanzschuh'."

„Laß dir welche machen."

„Ach, unser Dorfschuster arbeitet so klumpig."

„So werd' ich dir ein Paar aus der Stadt verschreiben. Du brauchst mir bloß dein Maß zu geben."

„Ja, willst du? Lieber, guter Hans — du." — Und dann plötzlich entzieht sie ihm ihren Arm, springt ein paar Schritte nach vorne, ruft „Hasch mich!" und wirbelt von dannen. —

Johannes hinter ihr drein. — Aber er ist müde — er kann sie nicht einholen. — Über die Zugbrücke des Wehrs hin geht die Jagd auf die weite Grasebene hinaus, die erst am Rande des fernen Fichtenwaldes endet. — Trude macht eine geschickte Wendung — läuft an ihm vorüber — und ehe er ihr folgen kann, ist sie wieder diesseits des Flusses. — Atemlos hascht sie nach der Kette, durch die vom Ufer aus die Zugbrücke gelenkt wird — reißt daran mit aller Macht — das Holzwerk dreht sich knirschend in seinen Angeln — und klappt in die Höhe — in demselben Augenblicke, in dem Johannes auf den Steg springt. Er stutzt — er schreit auf — und sich an den Kernbalken klammernd, erzwingt er's, den Lauf noch am Rande des Loches zu hemmen.

Trude ist totenblaß geworden — sie starrt ihn fassungslos an, wie er, nach Atem ringend, in die dunkle Tiefe hinabschaut.

„Ich hab's — nicht bedacht, Hans", stammelt sie mit einem Blicke, der flehentlich um Vergebung bittet.

Er lacht hellauf. — Eine wilde, todesmutige Freudigkeit ist über ihn gekommen.

„O du — du!" ruft er, die Arme ausbreitend, „dich hol' ich doch." — Und mit tollkühnem Satze springt er auf den schmalen Kernbalken, der in zwei abschüssigen, dachförmigen Seiten den Fluß überbrückt.

„Hans — um Jesu willen — Hans!"

Er hört nicht — unter sich den wirbelnden Abgrund — unablässig bemüht, Gleichgewicht zu behalten — schreitet er vorwärts — er zittert — er wankt — noch drei — noch zwei Schritte — noch ein einziger kecker Sprung — er ist drüben.

„Nun lauf!" schreit er mit wildem Jauchzen.

Aber Trude rührt sich nicht. Gelähmt von Schrecken starrt sie ihm entgegen. — Wie ein Tiger springt er auf sie zu — er umfängt sie mit seinen Armen — er preßt sie an sich — sie schließt die Augen und atmet schwer — dann neigt er sich nieder und legt seinen Mund heiß und durstig auf ihre zuckenden Lippen. — Sie stöhnt laut — ihr Leib zittert fiebrisch in seinen Armen. Da läßt er sie hinsinken — sein Blick fährt scheu in die Runde — hat's niemand gesehen? — Nein, niemand. — Und wenn? Was tut's? Darf Martins Bruder

Martins Weib nicht küssen? — Hat er's doch selber einst verlangt!

Sie schlägt die Augen auf, wie erwachend aus tiefstem Traum. Ihr Blick weicht dem seinen aus.

„Das war nicht hübsch von dir, Hans", sagt sie leise, „das darfst du nicht wieder mit mir tun!"

Er antwortet nichts und bückt sich, die Rose aufzuheben, die ihrem Busen entfallen ist.

„Ich will nach Hause", sagt sie, einen ängstlichen Blick in die Runde werfend.

Schweigend gehen sie eine Weile nebeneinander her; sie blickt in die Weite, er riecht eifrig an der gefundenen Rose.

„Sie duftet schön", bemerkt er, einen harmlosen Ton anschlagend.

Sie nickt.

„Liebst du Rosen?" fragt er weiter. Sie sieht ihn an. „Als ob du das nicht wüßtest?" spricht ihr Blick.

„Hör mal", fährt er in gezwungener Keckheit fort, „warum stellst du mir eigentlich keine Blumen mehr ans Bett?"

Sie schweigt.

„Bin ich dir vielleicht der Mühe nicht mehr wert?"

„Er hat's verboten", stammelt sie.

„Das ist was andres", erwidert er bestürzt. Sodann kommt das Gespräch gänzlich ins Stocken.

In der Veranda empfängt sie Martin mit gutmütigen Scheltworten. Er habe Riesenhunger, und das Abendbrot sei noch nicht aufgetragen.

Trude eilt nach der Küche, um selbst Hand anzulegen. — Schweigend wird das Mahl verzehrt. Die beiden erheben keinen Blick von ihren Tellern.

Eine unerträgliche Schwüle lastet auf der Erde. Der heiße Wind wirbelt kleine Staubwölkchen vor sich her, und blaugraue Dunstschleier senken sich langsam hernieder.

Johannes lehnt den Kopf gegen das Glas des Verandafensters, aber das ist warm, als hätt's tagsüber im Glühofen gesteckt.

Dann springt Trude plötzlich auf.

„Wo willst du hin?" fragt Martin.

„In den Garten", erwidert sie und geht.

Nach einer Weile werden ihre Schritte drinnen auf der Treppe hörbar, die zum Giebelzimmer führt. — Wie sie durch die Haustür heraustritt, wirft sie einen kurzen, scheuen Blick auf Johannes, dann setzt sie sich mit niedergeschlagenen Augen auf ihren Platz.

Vom Anger des Dorfes her tönt Jauchzen und Kreischen, dazwischen das Gequäke einer Fiedel und das Brummen des Basses.

„Möchtet wohl gern hin, Kinder?"

Sie sind beide still, und er nimmt ihr Schweigen für Bejahung.

„Na, dann kommt", sagt er aufstehend.

Trude reckt die Arme in heimlicher Beklemmung, wirft einen zagenden Blick zu Johannes hinüber, dann sagt sie kopfschüttelnd: „Mag nicht!"

„Was ist los?" ruft Martin ganz verblüfft. „Seit wann gehst du der Tanzmusik aus dem Wege? Habt euch wohl beide wieder gekabbelt, he?"

Johannes lacht kurz auf, und Trude wendet sich ab. Plötzlich steht sie auf, sagt kurz „Gute Nacht" und verschwindet.

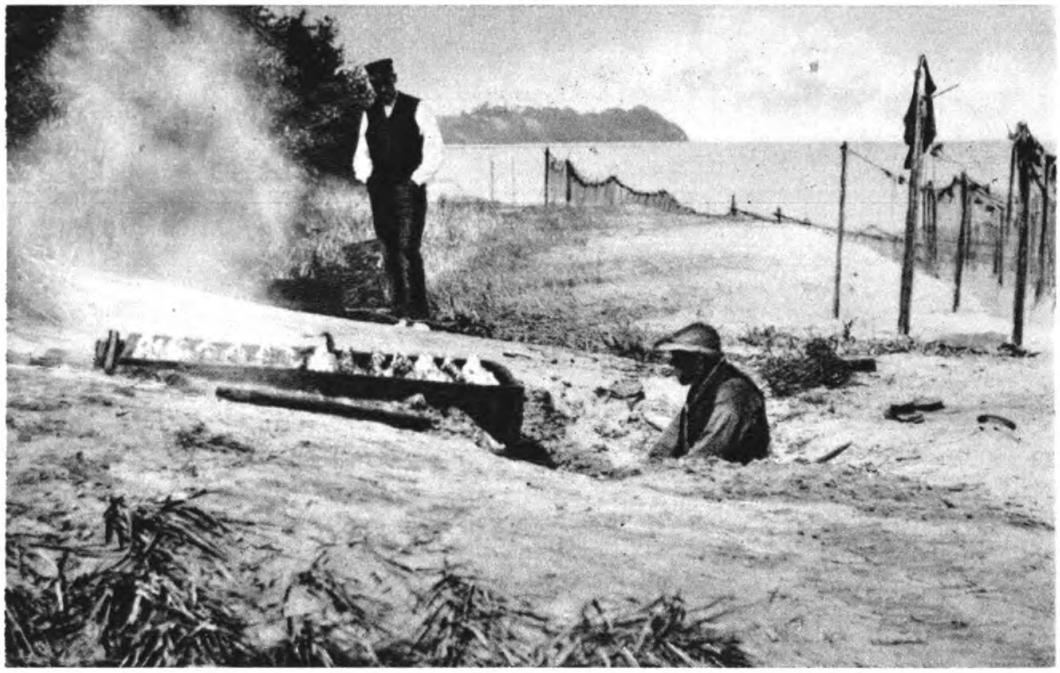
Eine Weile später trennen sich auch die Brüder.

Mit schweren Schritten steigt Johannes die Treppe hinan — er öffnet die Tür seines Zimmers — ein beklemmender Blumenduft wogt ihm entgegen. Er atmet hoch auf und stößt einen Seufzer der Befriedigung aus. Deshalb also mußte sie so spät noch zum Garten! Neben seinem Kopfkissen steht ein mächtiger Blumenstrauß von Rosen und Jasmin. Er wirft sich ins Bett, als wolle er sich in dem Blumenschwall begraben. Eine Weile träumt er still vor sich hin, aber das Atmen wird ihm schwerer und schwerer, seine Sinne umnebeln sich — ein stechender Schmerz zuckt ihm bei jedem Pulsschlag durch die Schläfe, ihm ist, als solle er ersticken unter der Last dieser Wohlgerüche.

(Schluß Seite 249)

LEBEN UND TREIBEN — DAHEIM UND DRAUSSEN

Heimarbeit eines Fischers auf der Kurischen Nehrung



Fischräucherei an der Küste von Neukuhren (Samland)

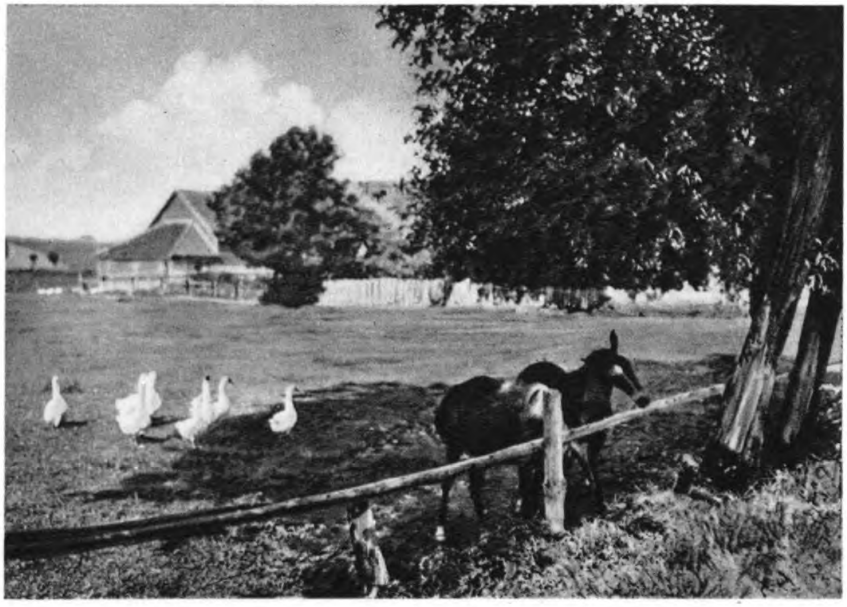
Fischerei im ostpreußischen Binnenland

Heukahn bei Schwarzort (Kurische Nehrung)

Einbringen der Ernte

Feldbestellung in Masuren

Mutterherde — Vollblutstuten — im Gestüt Trakehnen



Pferdekamp bei einem oberländischen Gehöft

Ein Haus im Philipponendorf bei Rudczanny, auf dem Tisch die unentbehrliche russische Teemaschine (Samowar)

Die Philipponen sind eine russisch-orthodoxe Sekte

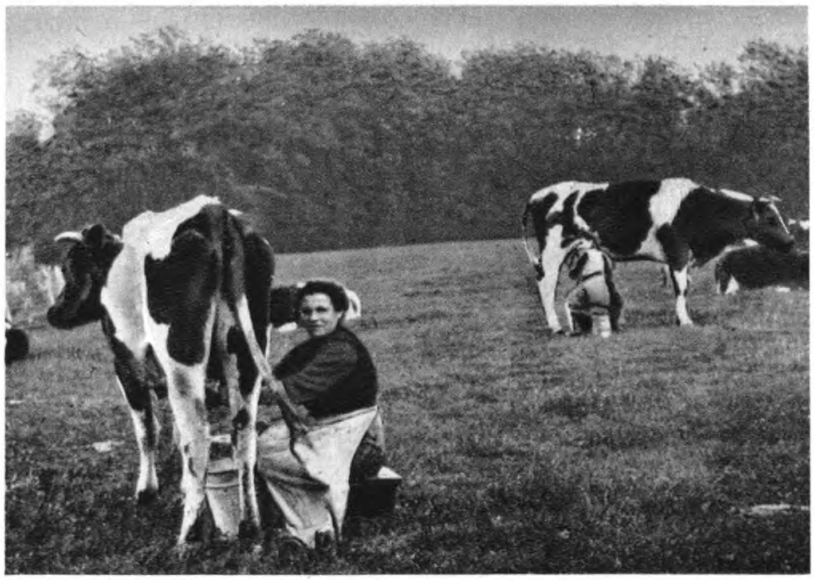
Gutsarbeiterinnen gehen zur Feldarbeit

Schweineherde auf der Landstraße

Ostpreußen besitzt eine ausgedehnte Schweinezucht, besonders in der Memelniederung

Die „Martini"-Gänse sind eine Besonderheit der ostpreußischen Geflügelzucht

Am Teich eines Dorfangers bei Neidenburg



Im Samland. Melken der Kühe

Weidende Schafe und Kühe bei Darkehmen (Masuren)

Litauerinnen der Memelgegend zu Pferde

Masurische Kinder vor dem Hause

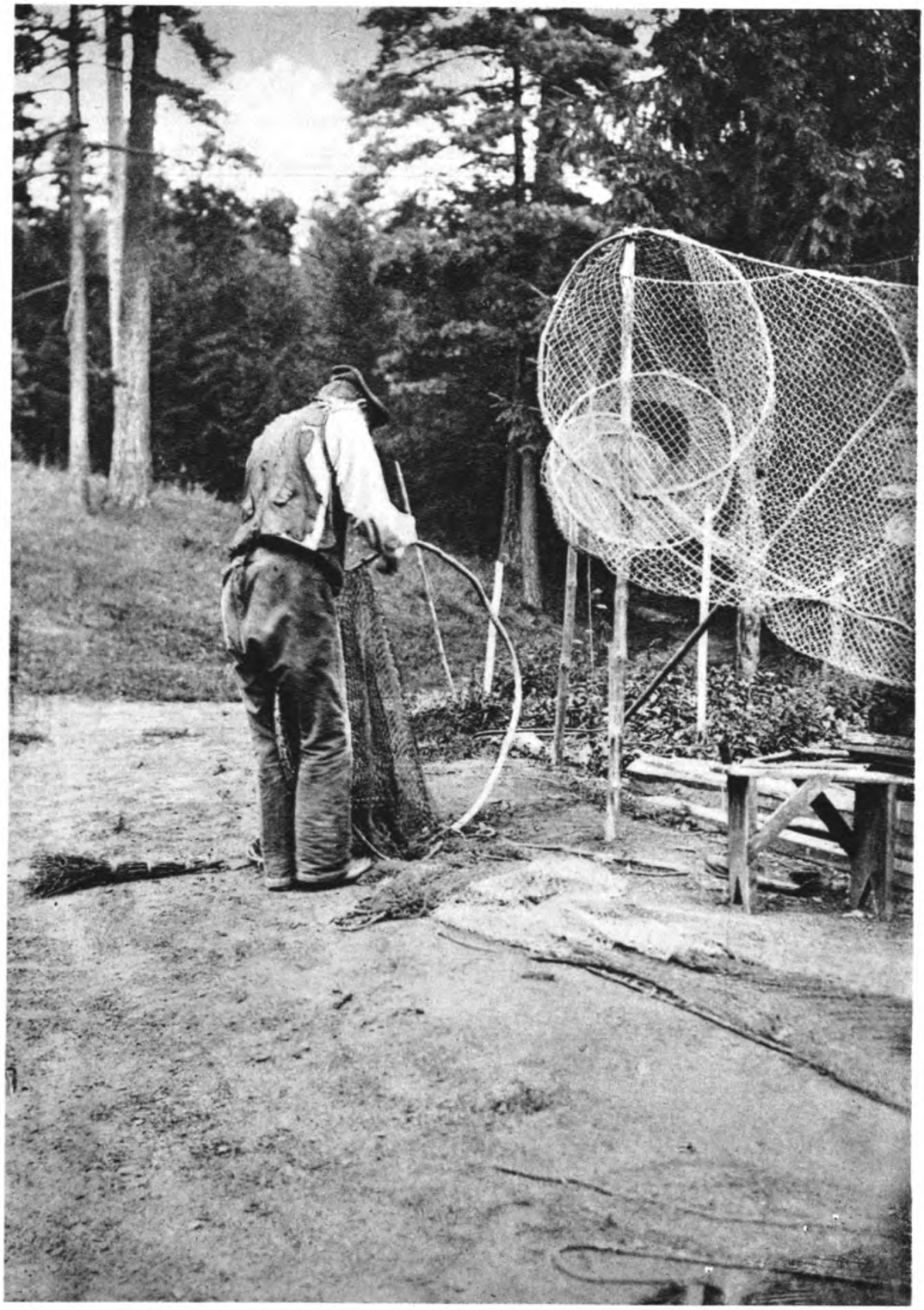
Junge Masurin

Landarbeiter beim Schärfen (Dengeln) seiner Sense

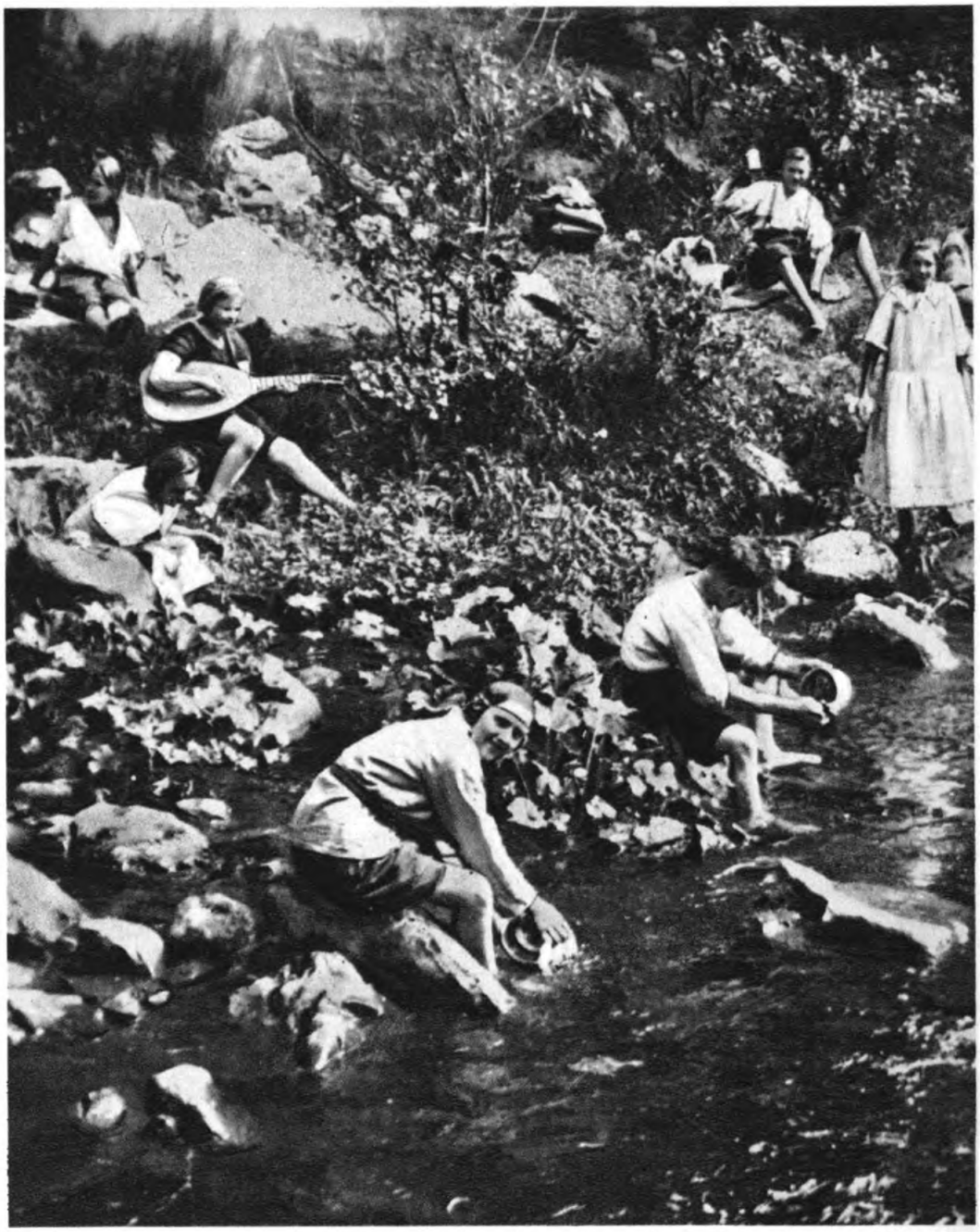
Rückkehr aus der Kirche (Kurische Nehrung)

Fischer beim Einziehen der Netze in Heubude (bei Danzig)

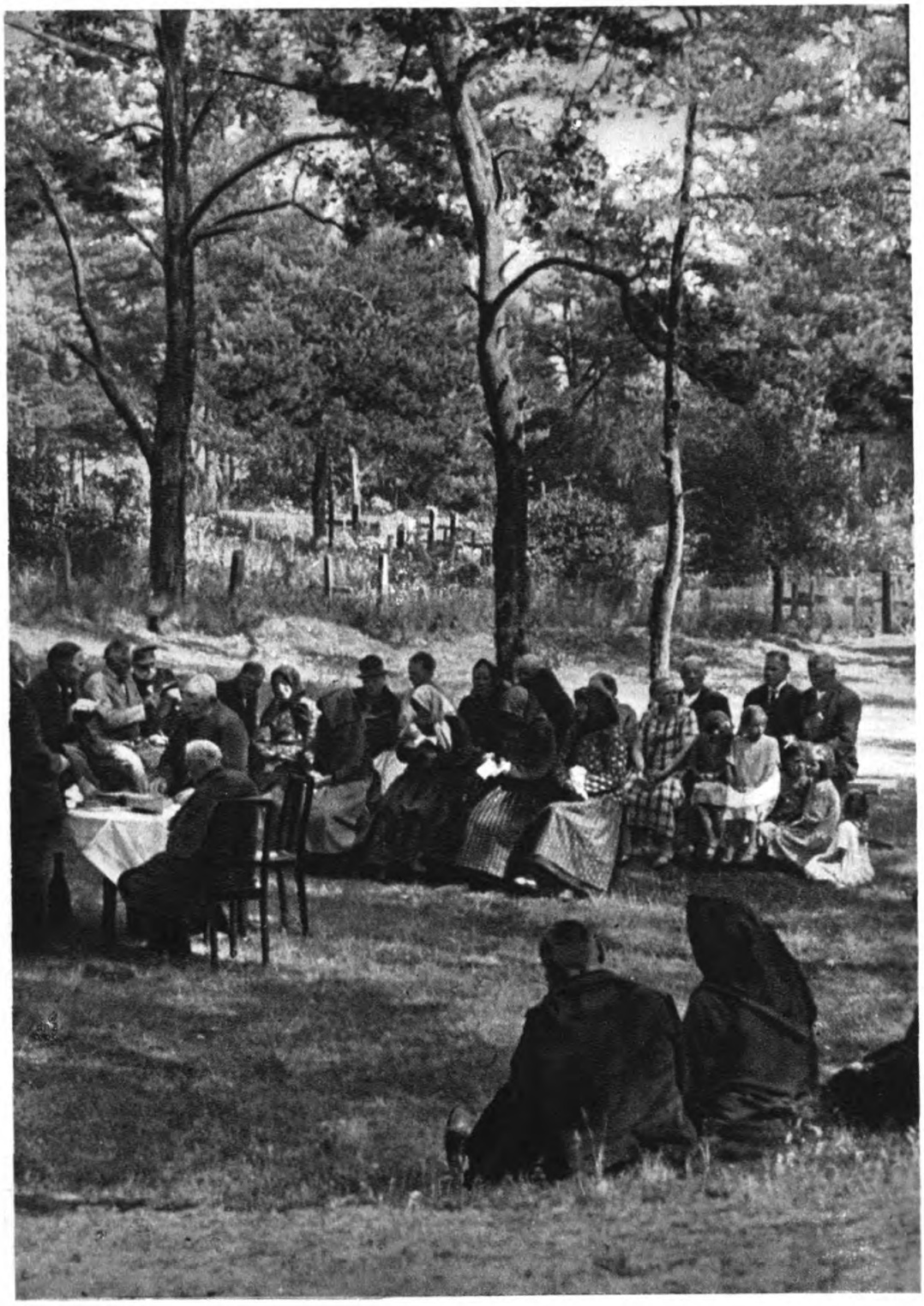
Aufbruch zur Entenjagd auf einem masurischen See



Ausbessern des Netzes



Waldlust in den Trunzer Höhen bei Elbing

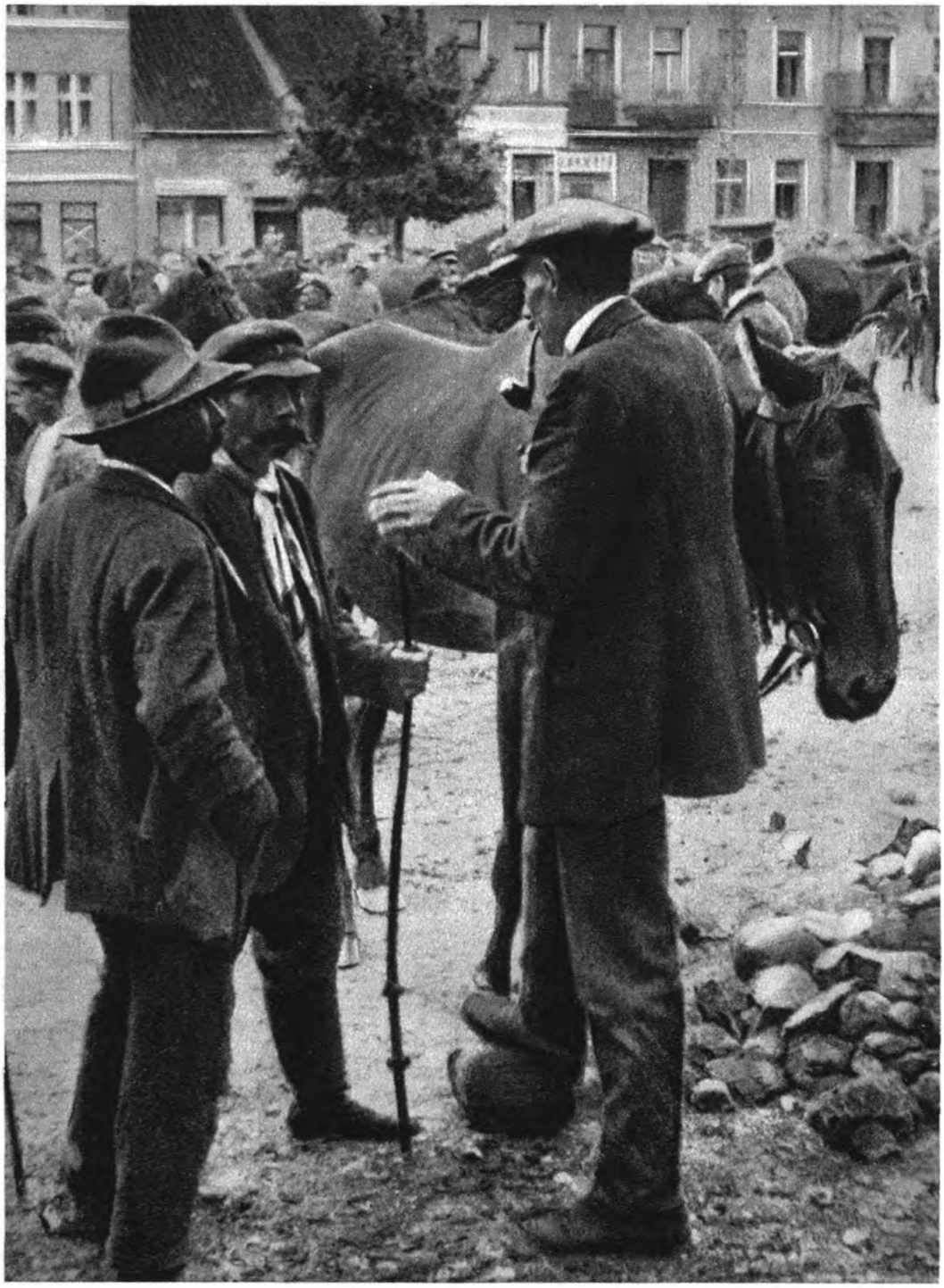


Waldandacht auf der Kurischen Nehrung

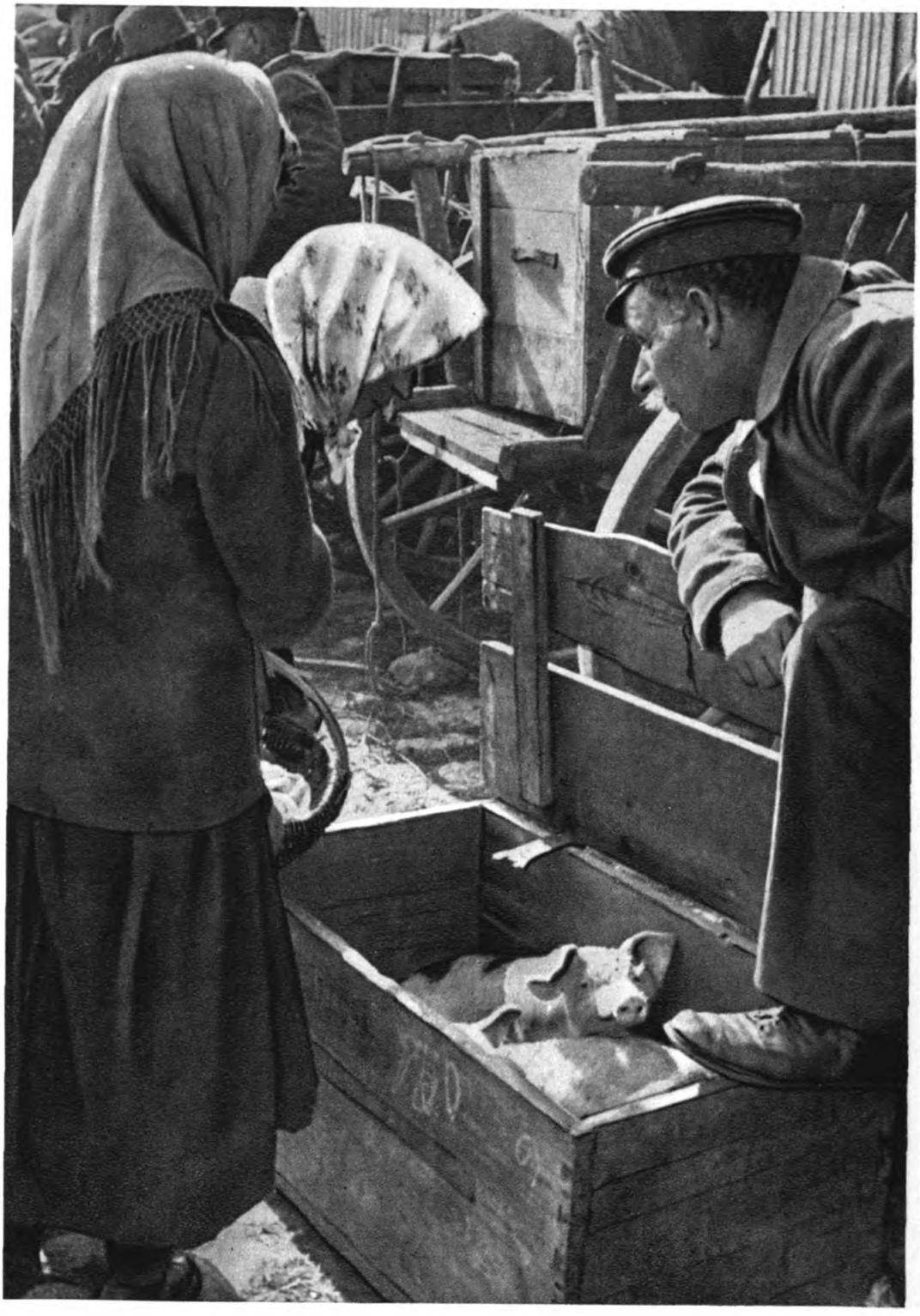
MARKT · HANDEL

Bauer und Händler besiegeln einen Kauf durch Handschlag

Am Sattlerstand. Der Handel geht um einen Pferdebauchgurt



Auf dem Pferdemarkt



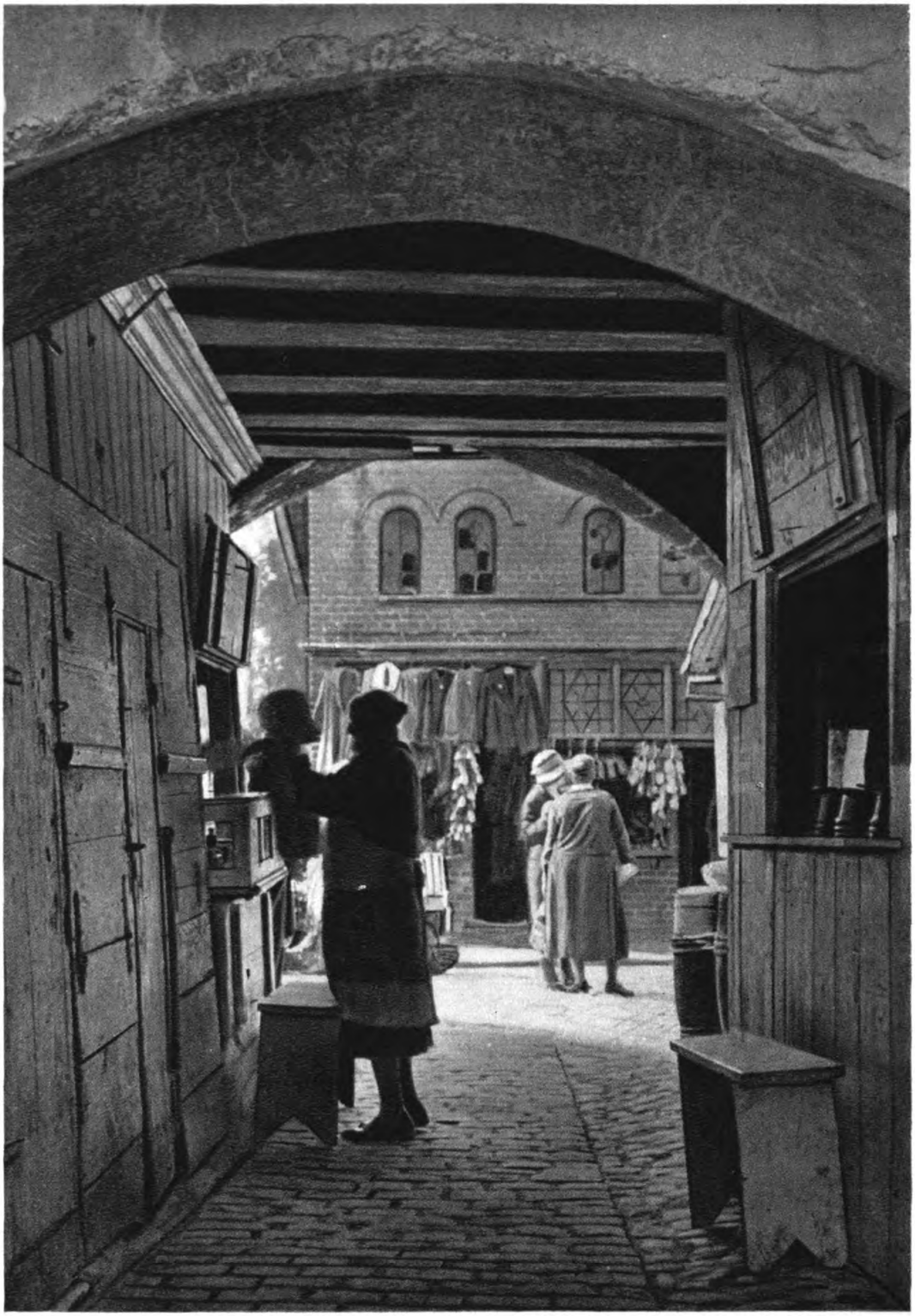
Schweinemarkt. Besichtigung durch Käuferinnen

Auf dem Gemüsemarkt
Diese Aufnahme in ihrer malerischen Anordnung wirkt wie ein Bild von Leibl

Strickende Bäuerinnen

Schäkerndes Marktvolk

Vor einer Trödelbude in Königsberg



Kleinhandel in einem alten Torweg in Königsberg

(Schluß der Erzählung: Die Geschichte der stillen Mühle)

All seine Kraft anspannend, rafft er sich empor und stößt einen Fensterflügel auf. Aber auch hier keine Ruhe, keine Kühlung. Ein wahrer Reigen von Düften wogt aus dem Garten zu ihm herauf, heiß weht der Wind ihn an, laue, kitzelnde Regentropfen schlagen gegen seine Wangen. Vom Dorfe her zucken die Feuer der Teertonnen trübe durch die nebligen Dunstmassen, welche die Ferne verschleiern.

Johannes schaut hinunter. Er wartet. Das Herz pocht ihm gegen die Rippen. Sein Begehren scheint ihm allmächtig, er will damit das Fenster unten zwingen, sich zu öffnen und — — — horch! Leise klirrt der Haspen, der eine der Flügel schlägt zurück, und weit hinaus, von dem gelösten Haar umflattert, neigt sich Trudens Angesicht, in stummer Sehnsucht zu ihm emporgewandt.

Ein Moment — dann ist es verschwunden.

Er weiß nicht — soll er jauchzen, soll er weinen? — Nun mag er untergehen in süßer Betäubung. — Was kann der Duft ihm nun noch anhaben?

Er entkleidet sich und geht zu Bette; doch bevor er sich zum Einschlafen rüstet, richtet er sich noch einmal auf, tastet mit zitternder Hand nach der Vase und begräbt sein Gesicht in den Blumen.

Wie ähnlich alles jenem ersten Abend, und doch wie anders! Damals friedlich und fröhlich, und — — —

Eine plötzlich erwachende Erinnerung läßt ihn erstarren — seine Finger klammern sich fester um den Griff der Vase — er lauscht und lauscht — ihm ist, als müsse das ausgelassene Lachen, das damals durch den Fußboden leise zu ihm emporgeklungen war, in diesem Augenblicke wieder an sein Ohr schlagen — er lauscht in steigender Angst, bis es in seinem Kopfe summt und brummt und kichert: ein häßliches Gefühl voll Haß und Neid steigt jählings in ihm auf, und in ein wildes Gelächter ausbrechend, schleudert er die Vase weit fort, bis in die Mitte des Zimmers, wo sie klirrend zerschellt.

Am andern Morgen schämt sich Johannes. Ihm erscheint alles wie ein wüster Traum. Er sammelt die Scherben der

Vase auf, paßt sie aneinander und beschließt, sich Wasserglas aus der Apotheke zu holen, um sie zu leimen. Soviel er auch nachsinnt, er vermag sich über die Empfindung nicht klarzuwerden, aus der die vermeintliche Dummejungentat entsprungen war; nur so viel weiß er, daß es etwas sehr Böses, Verabscheuungswertes gewesen ist.

Er drückt die Hand des Bruders herzlicher denn sonst und schaut ihm stumm ins Auge, als hätte er ihm eine große Schuld abzubitten.

Trude sieht blaß und übernächtig aus. Ihr Blick weicht dem seinen aus, und die Kaffeetasse, die sie ihm reicht, klirrt in ihrer zitternden Hand.

Da er nichts Besseres weiß, beginnt er von den Tanzschuhen zu reden, will auch gleichzeitig Martin auf den Zahn fühlen. Der ist durchaus einverstanden; Trude soll sich auf der Stelle Maß nehmen lassen, und als sie sich weigert, in Johannes' Gegenwart den Schuh vom Fuße zu streifen, nennt er sie unwirsch eine „Zierliese".

Sie ist beleidigt, fängt zu weinen an und geht zur Tür hinaus. Gegen Abend kommt sie dann verschämt mit dem Maße zum Vorschein, und Johannes kann den Brief absenden.

Die zerbrochene Vase liegt ihm noch schwer auf dem Herzen. Wie er mit ihr allein ist, gesteht er beklommen: „Du, ich hab' 'ne Ungeschicklichkeit begangen."

„Was denn?"

„Ich hab' deine Vase zerschlagen."

„So — war das nur Ungeschicklichkeit?"

„Was denn sonst?"

„Ich glaubte, du hättest es mit Willen getan", sagt sie scheinbar ganz gleichgültig.

Er antwortet nichts, und sie nickt ein paarmal still vor sich hin, als wollte sie sagen: „Habe doch wohl recht gehabt!"

Die Tage vergehen. Johannes und Trude stehen kühler zueinander als bisher. Sie gehen sich nicht aus dem Wege, sie reden auch mitsammen, aber der alte frisch-frei-fröhliche Ton will nicht mehr in Fluß kommen.

„Sie hat dir den Kuß übelgenommen", denkt Johannes; aber daß auch er sein Benehmen geändert hat, das fällt ihm nicht ein.

„Kinder, was ist's mit euch?" sagt Martin murrend eines Abends. „Sind euch die Kehlen eingerostet, daß ihr nie mehr singt?"

Ein paar Sekunden lang schweigen beide still, dann sagt Trude halb zu Johannes hingewandt: „Willst du?" Er nickt; da sie ihn aber nicht angesehen hat, glaubt sie sich ohne Antwort und sagt zu Martin gewandt: „Du siehst, er will nicht!"

„Ob ich will!" lacht Johannes.

„Warum sagst du es denn nicht gleich?" erwidert sie, mit dem schüchternen Versuch, auf seinen heiteren Ton einzugehen.

Darauf setzt sie sich in Positur, faltet die Hände im Schoße, wie sie's beim Singen gewohnt ist, und faßt den Taubenschlag drüben ins Auge.

„Was wollen wir singen?" fragte sie.

„Ach, wie ist's möglich dann!" schlägt er vor.

Sie schüttelt den Kopf. „Nichts von Liebe", sagt sie ein wenig spitz, „das ist alles so dumm!"

Er sieht sie groß an, und nach etlichem Nachsinnen stimmt sie eine Jägerweise an. Kräftig fällt er ein, die beiden Stimmen schlagen zusammen wie zwei Wogen im Meer. Überrascht durch den Wohlklang lächeln sie einander zu; so schön haben sie noch nie gesungen.

Aber sie sind gar bald zu Ende. Wir Deutschen haben nicht viele Volkslieder, die nicht zugleich auch Liebeslieder wären.

Und endlich gibt sie sich darein.

Rosenstock, Holderblüt',
Wenn i mein Schätzle sieh,

beginnt sie, einen Juchzer daranhängend.

Er sieht sie befriedigt an, sie wird rot und wendet sich ab. Sie hat sich nun selber gefangen.

In den beiden Stimmen beginnt ein wundersames Leben, als wenn's der Schlag des Herzens wäre, der in den Tönen pulsiert. Sie schwellen himmelan, wie von Blutwellen getrieben,

sie senken sich, als stocke der Quell des Lebens in tiefgeheimem Weh.

Und weil es nicht ist auszusagen,
Weil's Lieben ganz unendlich ist,
So magst du meine Augen fragen,
Wie lieb du mir im Herzen bist. —

Was kreuzen sich plötzlich die Blicke? Was haben die beiden zu zittern, als sei ein elektrischer Schlag durch ihre Glieder gezuckt?...

Es vergeht kein' Stund' in der Nacht,
Da nicht mein Herz erwacht
Und an dich denkt,
Daß du mir viel tausendmal dein Herz geschenkt!

Welch trunkene Sehnsucht fiebert in den Tönen!

Wie suchen die Stimmen einander, als wollten sie sich umarmen!

Auf den Bachstrom hängen Weiden,
In den Tälern liegt der Schnee,
Trautes Kind, nun muß ich scheiden,
Muß ins Feld, den Tod erleiden,
Scheiden, Liebchen, das tut weh!

Die Stimmen verhallen in bebendem Geflüster. Aus ist's... Sehnsucht und Hoffnung, Trennungsweh und Todesqual, alles erklang in diesen verräterisch quellenden Tönen.

Um Trudens Lippen zuckt's wie von verhaltenem Weinen, aber ihre Augen leuchten, und sich plötzlich hochaufrichtend beginnt sie das alte, traurige Müllerlied von dem goldenen Hause, das „droben auf dem Berge" steht.

Johannes fährt zusammen, und zitternd fällt seine Stimme ein. Sie singen den ersten Vers zu Ende und beginnen den zweiten:

Da drunten in jenem Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad,
Das mahlet nichts wie Liebe
Bei Tag wohl wie bei Nacht.
Das Mühlrad ist zerbrochen — —

Da — ein Schrei — ein Fall — Trude ist vor der Bank zusammengesunken und schluchzt, die Stirn gegen die Holzwand gepreßt, gottsjämmerlich in den Winkel hinein.

Die beiden Brüder springen auf. — Martin nimmt ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und stammelt ganz fassungslos abgebrochene, wirre Worte — aber sie schluchzt nur um so heftiger. — Er stampft in Verzweiflung mit dem Fuße auf den Boden, und zu dem totenblassen Johannes gewandt ruft er: „Was hat das Kind?“

Da schlingt Trude ihre beiden Arme um seinen Hals, zieht sich an ihm empor und birgt das tränenüberströmte Angesicht wie schutzsuchend an seinem Halse. Er streichelt liebkosend ihr wirres Haar und sucht sie zu beruhigen, aber er versteht das Trösten nicht, der arme Martin; jedes seiner halblaut gebrummten Worte klingt wie unterdrücktes Wettern.

Sie läßt den Kopf nach der Blätterwand zurücksinken, ihre Lippen regen sich, und als wolle sie das Lied weiter singen, murmelt sie, noch halb erstickt vom Schluchzen: „Das — Mühlrad — ist — zerbr — ochen.“

„Nein, mein Kind, es ist nicht zerbrochen“, sagt Martin, dem das Wasser in die Augen steigt, „es wird nicht zerbrechen — unseres nicht — es wird sich weiter drehen — solange wir leben.“

Sie schüttelt heftig den Kopf und schließt die Augen, als ob sie Visionen sehe.

„Und wie kommst du nur darauf?“ fährt er fort. „Ist nicht alles besser geworden als wir dachten? Ist Johannes nicht auch bei uns? — Leben wir nicht alle glücklich und zufrieden? — und arbeiten spät und früh? — Und wo soll das Unglück herkommen? — Und warum sollte es kommen? — Und — und — geht's den Deinen nicht auch gut? Und sorgen wir nicht dafür, daß dein Vater sein gutes Auskommen hat, und —“

Er stöhnt und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er weiß nichts weiter — und wendet sich nun an Johannes, der abgewandt, den Kopf gegen den Pfosten stützend, im Eingang der Veranda steht.

„Warum singt ihr auch so traurige Lieder?“ fährt er ihn an. „Mir wurde selber ganz — ich weiß nicht wie? — als ihr damit anfingt, und sie — sie ist ein schwaches Frauenzimmer.“

Trude schüttelt den Kopf, wie wenn sie sagen wollte: „Schilt nicht!“ Dann richtet sie sich auf, murmelt, ohne aufzuschauen, ein leises „Gute Nacht“ und geht ins Haus.

Martin folgt ihr.

Johannes vergräbt den Kopf in seinen Armen und träumt vor sich hin. Noch sieht er sie vor sich, wie sie mit leuchtenden Augen sich hoch aufrichtete und dann plötzlich, wie vom Blitze getroffen, zusammensank. Dann schilt er sich, daß er nicht früher hinzugesprungen ist, um sie vor dem Niedersinken zu behüten, er war ihr ja der nächste, und nicht bloß dem Orte nach!

Nicht bloß dem Orte nach! Wie ein Feuerschein, unheimlich, blutigrot, loht es plötzlich durch sein Gehirn. Jetzt versteht er, was in jener Johannisnacht in ihm vorgegangen ist, warum er die Vase auf den Boden warf — er macht eine Bewegung, als wollte er sie hier zum zweitenmal zertrümmern! Ein Moment nur ist's, ein Moment der Höllenqual — dann ist der Feuerschein plötzlich erloschen, Nacht wird's um ihn, düstere, schmerzerfüllte Nacht. Er streicht sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Glut aufs neue anfachen, aber dunkel bleibt alles, dunkel und geheimnisvoll bleibt ihm, was er soeben empfunden hat. Ihm ist, als sollte er aufschreien, als sollte er der Nacht die rätselvolle Not vertrauen, in der er ringt. Er wirft sich auf das Knie, genau an demselben Platze, an welchem Trude niedergesunken war, stützt die Stirn gegen die Kante der Bank und stöhnt leise vor sich hin.

Da plötzlich klappt drinnen eine Tür. Des Bruders Schritte hallen in der Hausflur.

Er springt in die Höhe und setzt sich auf die Bank.

Martins Gestalt, dunkel abgegrenzt, erscheint in der Veranda.

„Bruder, Bruder!" ruft Johannes ihm entgegen.

„Bist du noch da, mein Junge?" sagt der und wirft sich mit einem tiefen Seufzer auf die Bank. „Na, es geht ja schon wieder, sie hat sich in Schlaf geweint, und nun liegt sie ganz friedlich, und auch ihr Atem geht tief und ruhig! Ich hab' noch 'ne Weile an ihrem Bett gestanden und sie angeschaut. Ich komme mir ganz ratlos vor! Ihre Kinderseele hat sonst wie 'n Spiegel klar vor mir gelegen — und nun plötzlich! — Was mag's nur sein? Wie ich auch sinn', ich komme nirgends auf die rechte Spur. Am Ende grämt sie sich, daß sie noch immer keine — keine — Hoffnung hat. Ja, das wird's wohl

sein! Aber ich hab' doch meine Sehnsucht ganz still für mich behalten — wollt' sie nicht kränken — denn sie kann ja nichts dafür. Und wenn man's recht bedenkt, ist sie ja noch ein Kind und viel zu unreif, um Mutterpflichten zu erfüllen. Na, man muß eben Geduld haben!"

So redet er sich seinen geheimen Kummer von der Seele. Johannes schweigt. Ihm ist das Herz so voll, so voll. Er will dem Bruder ein Liebes erweisen, er weiß nur nicht, was? Er will sich auch sein eigenes Weh hinwegtrösten, und Martins Hand ergreifend sagt er, so recht aus tiefster Seele: „Oh, es wird noch alles, alles wieder gut werden!"

„Gewiß — warum sollt' es nicht?" stammelt Martin bestürzt. Er schüttelt den Kopf, blickt eine Weile sinnend vor sich nieder, dann sagt er mit einem beklommenen Lachen: „Geh schlafen, Johannes. — Dir spukt das zerbrochene Mühlrad durch den Kopf!..."

*

Am nächsten Tage liegt Trude krank im Bette. Sie will niemand sehen, auch Martin so wenig wie möglich. Johannes schleicht untätig umher, die Mahlzeiten verlaufen trüb und einsilbig — dichter und dichter lagern sich die Schatten rings um die Felshammermühle.

Aber noch einmal bricht die Sonne hervor. Am vierten Tage ist Trude wieder halbwegs gesund, Johannes darf zu ihr hinein und mit ihr reden.

Er findet sie, ein weißes Kleid auf dem Schoße, am Fenster sitzen. Sie ist blaß und angegriffen, aber ihre Züge verklärt der wehmütige Friede, der Genesenden eigen ist.

Lächelnd streckt sie Johannes die Hand entgegen.

„Wie geht's?" fragt er leise.

„Gut — wie du siehst", erwidert sie, auf das weiße Kleid hinweisend. „Ich trage mich schon mit Ballgedanken."

„Zu welchem Balle?" fragte er erstaunt.

„Hast du ein schlechtes Gedächtnis!" sagt sie mit einem Versuch, zu scherzen. „Nächsten Sonntag ist ja Schützenfest."

„Ja, richtig."

„Freust dich wohl gar nicht mehr, mit mir zu tanzen?"

„Doch!"

„Sehr? — Sag: sehr?"

„Sehr!"

Ein kindlich leichtsinniges Lächeln zieht über ihr bleiches, mattes Gesicht; sie wühlt in den Spitzen und Tüllrüschen und freut sich über das weiße, luftige Gewoge.

Die körperliche Erschöpfung scheint ihrem Geiste die alte kindliche Harmlosigkeit wiedergegeben zu haben, und wie sie sich nun mit einer gewissen ängstlichen Sorge nach den Tanzschuhen zu erkundigen beginnt, da ist sie scheinbar wieder ganz und gar jenes mädchenhaft gedankenlose Wesen, das Johannes einst treuherzig und unbefangen die Hand zur ersten Begrüßung entgegenstreckte.

Er setzt sich ihr gegenüber auf den Stuhl, läßt das Gewebe des Ballkleides durch seine Finger gleiten und hört still lächelnd ihrem Geplauder zu.

Und was sie zu erzählen weiß, ist eitel Sonnenschein und

Lebensfreude. Dieses Kleid hier sei ihr Brautkleid gewesen, sie habe es selber genäht und garniert, denn schneidern könne sie wie keine. — Gern hätte sie Seide angezogen, wie es sich für des reichen Felshammer Braut wohl auch geziemte, aber sie habe das nötige Geld nicht zusammenkratzen können, und sich von ihrem Verlobten das Brautkleid schenken zu lassen — das habe ihr Stolz nicht zugelassen. Heut tue es ihr fast leid, die Nähte trennen zu müssen, denn wie viele törichte Pläne und Träume seien da nicht mit hineingenäht. — Aber was solle sie machen? sie sei eben als Frau gar zu stark geworden.

Dann schweift das Gespräch auf das bevorstehende Schützenfest hinüber, berührt die neuen Bekannten im Dorfe und wandert gelegentlich auch in die Stadt nach der Schusterwerkstatt; aber immer wieder und wieder kehrt es zu ihrer Brautzeit zurück und weilt bei den Stimmungen und Erlebnissen jener glückseligen Tage.

Sie scheint sich wieder ganz als Mädchen zu fühlen. Das Lächeln, das träumerisch und ahnungsvoll ihre Lippen umspielt, hat etwas Bräutliches, als ob das Fest, dem sie entgegengeht, ihre Hochzeit wäre.

Alle ihre Gedanken gehören fortan dem Balle. Während sie vollends gesundet, während ihre Augen sich klären, auf ihren Wangen das alte Rot aufs neue erblüht, sinnt sie Tag und Nacht, wie sie sich schmücken solle, träumt sie von der Wonne, die als etwas Neues, ganz Unfaßbares in jenen Stunden über sie hereinbrechen werde.

*

Trompeten schmettern, Klarinetten gellen, die Pauke dröhnt mit dumpfen Schlägen darein.

Mit Kling und Klang, mit Tripp und Trapp schreitet die Gilde in feierlichem Aufzuge die Straße entlang. Vorauf zwei Herolde zu Pferde — Franz Maas und Johannes Felshammer, die beiden Gardeulanen. Sie haben es sich nicht nehmen lassen, und wäre die Gilde darüber in Stücke gegangen.

Franzens Angesicht strahlt, aber Johannes schaut ernst, fast gleichgültig darein. Was kümmern ihn die Menschen, die ihm derweilen alle fremd geworden? — Keinen grüßt er, auf keinem ruht sein Blick, aber er späht, er durchmustert die Reihen, und nun leuchtet er stolz und glücklich auf — er neigt sich, er senkt zum Gruße den Degen: — — drüben an der Straßenecke mit hochroten Wangen, mit leuchtenden Augen, das Taschentuch schwenkend, steht, die er sucht, seines Bruders Weib.

Sie lacht, sie winkt — sie zieht sich am Zaune empor, sie springt auf den Prellstein — — sie will ihm nachschauen, bis er im wirbelnden Staube verschwindet. Beinahe, beinahe vergißt sie Martin darüber, der neben der Fahne herschreitet. Warum geht er auch so still und steif seines Weges, warum steckt er den Kopf so tief in den Kragen? — Aus der Ferne aber winkt Johannes noch einmal mit dem Degen herüber...

Der Schützenplatz, das Ziel des Zuges, liegt dicht am Rande des Föhrenwaldes, der, von dem Wehr aus gesehen, die Wiesenlandschaft umrahmt, und ist geradeswegs kaum tausend Schritt von der Felshammermühle entfernt, die über das Erlengebüsch des Flusses herüberwinkt. Wenn das dumme Schützenvolk keinen so betäubenden Lärm machen würde, man müßte das Rauschen der Wasser deutlich hören...

Wäre der Firlefanz nur schon zu Ende! denkt Johannes und

wirft einen sehnsüchtigen Blick nach dem „Tanzsaale“ hin, einem mächtigen, viereckigen Zeltbau, dessen Leinwanddach sich hoch über das Gewimmel der rings im Kreise errichteten Buden und Zelte erhebt. Erst am Nachmittag, wenn der König feierlich proklamiert ist, dürfen die Angehörigen der Mitglieder den Festplatz betreten.

Die Stunden vergehen, eintönig knallen die Schüsse am Waldsaum entlang. Um Mittagszeit kommt Johannes an die Reihe. Er schießt — ins Blaue. Trotz der Blumen, die Trude ihm in die Büchse gesteckt hat. — „Glücksblumen“ hat sie gesagt, und Martin hat dabeigestanden und gelächelt, wie man wohl zu Kinderspielen lächelt...

Sobald seine Schützenpflicht erfüllt ist, kehrt er dem Stande den Rücken und schreitet in den Wald hinein, wo von dem Johlen und Schwatzen nichts zu hören ist, wo nur das Echo der Schüsse leise in den Lüften verrollt. — Er wirft sich ins Moos und starrt zu den Föhrenzweigen empor, deren schlanke Nadeln im Scheine der Mittagssonne schimmern und blitzen gleich blank geschliffenen Messerchen.

Dann schließt er die Augen und träumt. Wie fremd ist ihm die ganze Welt geworden! Und wie weit liegt alles hinter ihm, was er vordem erlebt! Viel ist's ja nicht gewesen; das Weib und die Not haben noch keine Rolle darin gespielt; und doch wie reich, wie farbenglühend ist es ihm sonst erschienen! Nun hat ein Abgrund alles verschlungen, und über dem Abgrund wallen rosenfarbene Nebel...

Zwei Stunden mögen verflossen sein, da hört er, wie fernes Trompetengeschmetter die Wahl des neuen Königs verkündet. Er springt empor. — Noch eine halbe Stunde, und Trude muß da sein.

Auf dem Schützenplatze erfährt er, daß seinem Freunde Franz Maas die Königswürde zugefallen ist. Er hört es wie im Traume — was geht's ihn an? Seine Blicke wandern unablässig nach der Landstraße hin, wo in Staub und Sonnenbrand Scharen hellgekleideter Frauengestalten zu Fuß und zu Wagen dahergezogen kommen.

„Schaust du nach Truden aus?“ fragt plötzlich Martins Stimme hinter ihm.

Erschrocken fährt er aus seinem Sinnen hoch.

„Schockschwerenot, Junge, was ist mit dir los?“ fragt Martin lachend. „Hast du dir deinen Fehlschuß zu Herzen genommen, oder schläfst du am hellen Mittag?“

Martin hat seinen guten Tag heute. Der Verkehr mit den vielen Menschen — er ist einer der Hauptwürdenträger in der Gilde — hat ihn aus seinem Brüten aufgestört, seine Augen glänzen, und um den breiten Mund spielt ein behagliches Lächeln. — Wenn er nur in seinem Feststaat nicht gar so ungeschickt aussehen möchte! Der Hut sitzt ihm tief in der Stirn und läßt am Hinterkopfe freien Spielraum für ein Büschel struppiger Haare, das neugierig über die Krempe guckt, und darunter schlängeln sich die breiten, weißen Bänder des Vorhemdchens, die aus dem Rockkragen hervorgekrochen sind.

„Dort kommt sie, dort kommt sie!“ ruft er plötzlich, den Hut schwenkend.

Die blitzende Chaise mit den zwei prächtigen litauischen Braunen davor, das ist die Felshammersche Staatskarosse, die sich Martin zur Hochzeit hat bauen lassen. In ihrem Fond — die weiße Gestalt, die sich so stolz nachlässig in einen Winkel zurückgelehnt hat und mit steifem Ernst um sich blickt — das ist sie, „die reiche Felshammerin“, wie die Leute ringsumher sich zuflüstern.

„Schau — Trude fühlt sich!“ sagt Martin leise, Johannes am Ärmel zupfend.

In demselben Augenblick hat sie die Brüder entdeckt, und die gezierte Haltung zu allen Teufeln schickend springt sie im Wagen in die Höhe, schwenkt den Sonnenschirm in der einen, das Taschentuch in der andern Hand und lacht und jubelt und prickelt mit der Spitze des Schirmes den Kutscher im Nacken, damit er schneller fahre.

Und als der Wagen hält, nimmt sie sich keine Zeit zu warten, bis der Schlag geöffnet ist, sondern springt auf die Leiste und von dort herab Martin geradeswegs in die Arme.

Sie ist in flatternder Aufregung, ihr Atem geht heiß, ihre Lippen regen sich zum Sprechen, aber die Stimme versagt ihr.

„Ruhe, Kind, Ruhe!“ sagt Martin und streichelt ihr das Haar, das heute in einem Walde von Ringellocken auf den entblößten Nacken fällt.

Johannes steht regungslos, in ihren Anblick versunken.

Wie ist sie schön!

In luftigen Schleiern weht das weiße, klare Kleid um ihre weichen Formen. — Und der schneeige Hals! — Und die Grübchen da, wo der Busen ansetzt! — Und die vollen herrlichen Arme, auf denen ein leichter Flaum silbern flimmert! — Und die hochgewölbte Büste, die sich hebt und senkt in marmornen Wogen! — — Sie erscheint unnahbar schön, ganz Weib und ganz Majestät; fließen doch die beiden Begriffe „Weib" und „Majestät" in seiner unberührten Seele zusammen, zusammen in ein ungewisses Etwas, das ihn mit Wonne und Grauen erfüllt. Sein Auge hat sich plötzlich aufgetan und zuckt noch geblendet im Anschauen der königlichen Weibesherrlichkeit, an der er sein junges Leben lang als ein Blinder vorbeigegangen.

Wie ist sie schön! Wie ist das Weib so schön!

Und nun entringt sich ein Strom von wirren Worten ihren entfesselten Lippen. — Fast sei sie gestorben vor Ungeduld — und die dumme Wanduhr — und das einsame Mittagessen — und die dummen Tanzschuhe, die nicht haben passen wollen! „Zu enge sind sie — drücken tun sie sehr —, aber schön sehen sie aus; nicht wahr?"

Und sie hebt ein wenig den Saum ihres Kleides, um die Wunderwerke zu zeigen, himmelblaue hochgestelzte Pantöffelchen, über dem Spann mit blauseidenen Schleifen gebunden.

„Sie scheinen zu kurz!" meint Martin mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Sind sie auch", lacht sie, „die Zehen brennen, als stäken sie in Feuer! — Aber desto besser wird sich's tanzen — was, Johannes?" Und sie schließt für einen Moment die Augen, als wolle sie versunkene Träume aufs neue zum Leben erwecken. Darauf hängt sie sich an Martins Arm und wünscht zu ihrem Zelte geführt zu werden. Die vornehmsten Familien des Ortes haben sich hier ihre eigenen Wohnungen hergerichtet, leichte Hütten oder Leinwandzelte, die ihnen in der Nacht einen Unterschlupf gewähren, denn das Fest zieht sich gewöhnlich bis in den hellen Morgen hinein. Trude ist gestern selber auf dem Festplatz gewesen, um den Bau ihres Zeltes zu beaufsichtigen; sie hat auch Möbel herschaffen lassen und

die Pforte reich mit Laubgirlanden bekränzt. Sie darf stolz sein auf ihr Werk, denn das Felshammerzelt ist das schönste in der ganzen Runde.

Während Martin sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen sucht, kehrt sie sich zu Johannes um und sagt rasch und leise: „Bist du zufrieden, Hans? Gefall' ich dir?"

Er nickt.

„Sehr? — Sag: sehr!"

„Sehr!"

Sie atmet tief auf und lacht dann still befriedigt vor sich hin.

Die schöne Müllerin macht Aufsehen in der Menge. Die fremden Gutsbesitzer stehen und starren sie an — die Bürgerfrauen stoßen sich heimlich mit den Ellbogen — die jungen Bursche aus dem Dorfe ziehen linkisch den Hut — ein Zischeln, ein Murmeln durchfliegt die Reihen, wo sie erscheint. Ernst und mit einer kleinen gezierten Würde geht sie an Martins Arm daher, von Zeit zu Zeit die Locken zurückschüttelnd, die ihr über die Schultern fluten, und wenn sie dabei den Kopf in den Nacken zurückwirft, sieht sie aus wie eine Königin, nein, wie ein übermütiges Kind, das in einem Märchen die Königin spielen soll und dem wenig behaglich dabei zumute ist.

Als eine Stunde später die ersten Geigenstriche tönen, ruft sie hell aufjubelnd: „Hans, jetzt gehör' ich dir."

Martin warnt vor Erkältung und sonstigen Übeln, aber mitten in seinen Reden fliegen sie auf und davon. Da gibt er sich drein, schenkt sich ein Glas mit gutem Oberungar voll und streckt sich aufs Sofa, um der Ruhe zu pflegen.

Allerhand vergnügliche Gedanken ziehen ihm durch den Kopf. Hat sich nicht alles gut und schön gestaltet, seit Johannes auf der Mühle lebt? Sind die trüben Stunden voll Unglücksahnung und Gespensterfurcht nicht seltener und seltener geworden? Lebt er nicht zusehends auf, angesteckt von der harmlosen Lustigkeit jener beiden? Gibt nicht der heutige Tag den besten Beweis dafür, daß seine Scheu vor fremden Menschen verschwunden ist, daß er gelernt hat, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen? Und Trude — wie glücklich sie an seiner Seite ist! Jener Abend freilich! — Ach was! Weiber sind ein schwaches Volk, sind tausenderlei Launen unter-

worfen! Und wie schnell ist nicht alles wieder gut geworden! Das Wort, das Johannes an jenem Abend gesprochen hat, fällt ihm ein; er klingt mit seinem vollen Glase an die beiden leeren, welche die Kinder zurückgelassen haben: „Prosit, ihr da! Auf vergnügte Dreieinigkeit bis an des Lebens Ende!“ —

Trude und Johannes haben sich derweilen durch die aufgestaute Menge bis zu den Pforten des Tanzsaales durchgedrängt. In klingenden Wogen strömt die Musik ihnen entgegen; wie der heiße Odem einer Menschenbrust weht die Luft aus dem Innern sie an. In der Dämmerung des Zeltes wirbeln die Paare dichtgedrängt durcheinander und jagen gleich Schattengestalten an ihnen vorbei.

Johannes wandelt wie im Traume. Er wagt kaum den Blick auf Truden niederzusenken; denn noch immer hält die geheimnisvolle Scheu ihn gefangen und schnürt ihm mit ehernen Klammern die Brust zusammen.

„Du bist so still heut, Hans“, flüstert sie, ihr Antlitz an seinen Ärmel schmiegend.

Er schweigt.

„Hab' ich dir was nicht recht gemacht?“

„Alles, alles!“ stammelt er.

„So komm, laß uns tanzen!“

In dem Augenblicke, da er die Hand um ihren Nacken schlingt, fährt sie zusammen, dann läßt sie sich mit tiefem Aufseufzen in seine Arme sinken. Und nun fliegen sie dahin. Sie lehnt das Angesicht tiefatmend gegen seine Brust. Genau vor ihrem linken Auge flimmert die Schleife, die er als Schütze heute trägt — das weiße Seidenzeug zittert an ihren Wimpern. Sie schiebt den Kopf ein wenig zur Seite und blickt zu ihm empor.

„Weißt du, wie mir zumute ist?“ flüstert sie.

„Nun?“

„Als trügst du mich durch die Wolken!“

Und dann, als sie innehalten müssen, sagt sie: „Komm rasch hinaus, damit ich mit keinem andern zu tanzen brauch'!“

Sie umklammert seine Hand, während er ihr in der Menschenmenge Bahn bricht. Stolz und glücklich, mit hochroten Wangen und leuchtenden Augen, geht sie draußen an seinem Arme dahin. Sie lacht, sie plaudert, sie spottet, und er tut

ihr nach Kräften gleich. — Im Feuer des Tanzes ist seine Scheu vollständig dahingeschmolzen. — Eine wilde Freudigkeit fiebert durch seine Adern. Heute gehört sie ihm an mit ihrem Sinnen und Denken, ihm ganz allein, das fühlt er an dem Beben ihres Armes, der in süß geheimem Drucke den seinen fester preßt; das liest er in dem feucht verklärten Schimmer ihrer Blicke, die sich zu seinem Antlitz emporstehlen.

Nach einer Weile sagt sie ein wenig beklommen: „Du, wir müssen nachsehen, was Martin macht."

„Ja, du hast recht", erwidert er eifrig.

Aber bei dem guten Vorsatz bleibt es. Jedesmal, wenn sie am Zelte vorüberwandern, ereignet sich irgend etwas Merkwürdiges auf der entgegengesetzten Seite, das ihnen Gelegenheit gibt, ihren Entschluß zu vergessen.

Da kommt ihnen plötzlich Martin selber entgegen, strahlend vor Vergnügen, inmitten einer Schar von Bürgern des Dorfes, die er mit sich genommen hat, um sie freizuhalten.

„Holla, Kinder!" sagt er, „jetzt verleg' ich mein Generalhauptquartier zur Butike des Kronenwirts; wenn ihr trinken wollt, kommt mit uns."

Trude und Johannes tauschen einen raschen Blick des Einverständnisses und danken dann einmütig.

„Adjes denn, Kinder, und amüsiert euch gut!" Damit geht er von hinnen.

„So lustig hab' ich ihn noch nie gesehen!" meint Trude lachend.

„Zu gönnen ist's ihm!" sagt Johannes mit weicher Stimme, dem Bruder liebevoll nachblickend. Er will das Nagen totmachen, das bei Martins Anblick in ihm lebendig wurde. — —

Es ist Abend geworden. Das Festgewühl ist in purpurnen Schein getaucht. Rotdämmernd liegen Wald und Flur.

In einem einsamen Winkel am Wiesenrand bleibt Trude stehen und schaut trunkenen Blickes in die mattglühende Sonne.

„Ach, wenn sie uns heut nicht unterginge!" ruft sie, die Arme ausbreitend.

„Befiehl's ihr doch!" sagt Johannes.

„Sonne, ich befehle dir, daß du bei uns bleibst!"

Und wie nun der rote Ball tiefer und tiefer hinabrollt, schauert sie plötzlich zusammen und sagt: „Weißt du, welch ein Gedanke mir eben kam? — Daß wir sie nie mehr aufgehen sehen werden!“ Dann lacht sie hell. „Ich weiß, es ist dumm' Zeug! Komm tanzen!“

Und sie kehren zum Saale zurück. Ein neuer Tanz hat soeben begonnen. Fiebernd vor Lust, trunken im gegenseitigen Anschauen, fliegen sie dahin und verschwinden dann in einem dunklen Winkelchen neben der Musikantentribüne, das sie sich ausgewählt haben, um den Späherblicken der andern Tänzer zu entgehen, die alle darauf lauern, mit der schönen Müllerin bekannt zu werden.

Trudens Haare haben sich gelöst und flattern frei in der Luft, in ihren Augen schimmert eine matte Glut, wie sie Berauschten eigen ist; ihr ganzes Wesen scheint aufgelöst in der Wonne des Augenblicks.

„Wenn mir nur der Fuß nicht brennen möchte wie das liebe Höllenfeuer!“ sagt sie einmal, als Johannes sie auf ihren Platz zurückführt.

„So ruh' dich doch aus!“

Sie lacht laut auf, und als in diesem Augenblicke Franz Maas herzukommt, um in seiner Würde als Schützenkönig um den Ehrentanz zu bitten, wirft sie sich in seinen Arm und wirbelt von dannen.

Johannes legt die Hand gegen die brennende Stirn und schaut dem Paare nach, aber Lichter und Menschen verschwimmen vor seinen Blicken zu einem wogenden Chaos: alles ringsum scheint sich im Reigen zu drehen — er taumelt — er muß sich an einem Pfosten festhalten, um nicht niederzusinken; und als in diesem Augenblicke Franz Maas mit Truden zurückkommt, bittet er ihn, seine Schwägerin für eine halbe Stunde in Obhut zu nehmen: er müsse hinaus, um frische Luft zu schnappen.

Aus dem heißen, dunstigen Raume, in dem zwei Kronleuchter voll Unschlittkerzen einen unerträglichen Qualm verbreiten, tritt er hinaus in die klare, kühle Nacht. Aber auch hier Lärm und Gefiedel!

In den Schießbuden klappern die Bolzen der Windbüchsen, von den Würfeltischen hallt das heisere Geschrei der an-

lockenden Besitzer, und das Karussell dreht mit Kling und Klang seinen glitzernden Flitterkram durch die Dunkelheit.

Zwischendurch wälzen sich die schwarzen Wogen des Volkes.

Hinter den Kronen des Fichtenwaldes, der düster und schweigend das Treiben überragt, flammt es in goldgelben Lichtern am Horizonte auf. Noch eine halbe Stunde, und der Mond wird seinen lächelnden Glanz über die Ebene ergießen.

Johannes geht langsam zwischen den Zelten dahin. — Vor der Butike des Kronenwirts macht er halt und schaut durchs Fenster. Aber wie er Martin mit hochgeröteten Wangen inmitten eines jubelnden Zecherhaufens sitzen sieht, schleicht er ins Dunkel zurück, als habe er Angst, ihm zu begegnen.

Aus dem danebenliegenden Lokal hallt lärmender Gesang. Er zögert einen Augenblick, dann tritt er ein, denn die Zunge klebt ihm am Gaumen. Lauter Jubel empfängt ihn. An einem langen bierüberschwemmten Tische sitzt eine Schar ehemaliger Schulkameraden, wüste Gesellen zum Teil, denen er sonst gern aus dem Wege gegangen ist.

Man umringt ihn, man trinkt ihm zu, man nötigt ihn, im Kreise niederzusitzen.

„Was machst du dich so rar, Johannes?" schreit einer vom entgegengesetzten Ende der Tafel her, „und wo steckst du die Abende über?"

„Er hängt der schönen Schwägerin am Schürzenband", spottet ein andrer.

„Laß meine Schwägerin aus dem Spiel!" ruft Johannes mit gerunzelten Brauen. — Ihn widert das Treiben an, die rohen Scherze tun ihm weh. Er stürzt ein paar Gläser kühlen Bieres hinunter und geht hinaus, mit Mühe die zudringlichen Gesellen von sich abschüttelnd.

Er schlendert zum Waldrand und starrt in die Finsternis hinein, die sich mit bleichen Mondreflexen zu beleben beginnt, dann geht er eine Strecke zwischen den Kronen dahin, die weiche, würzige Fichtenluft mit vollen Zügen einsaugend. — Er will mit Gewalt des rätselhaften Rausches Herr werden, der sein Gebein durchwühlt; aber je weiter er sich vom Festplatze entfernt, desto mehr wächst seine Unruhe. — — —

Im Begriffe, den Tanzsaal zu betreten, sieht er Franz Maas

in heller Aufregung auf sich zueilen. Eine dumpfe Unglücksahnung dämmert in ihm auf.

„Was ist geschehen?“ ruft er ihm entgegen.

„Gut, daß ich dich finde. — Deine Schwägerin ist unwohl geworden.“

„Um Gottes willen! Wo hast du sie hingebracht?“

„Martin hat sie in euer Zelt geführt.“

„Wie kam's? Wie kam's?“

„Eine Weile vorher schon bemerkte ich, daß sie blaß und still geworden war, und als ich sie fragte, was ihr fehle, sagte sie, der Fuß schmerze sie. Aber sie wollte trotzdem nicht stille sitzen, und während ich mit ihr tanzte, brach sie plötzlich mitten im Saale zusammen.“

„Und dann? Was dann?“

„Ich richtete sie auf und zog sie so schnell wie möglich zu ihrem Platze, während ich einen absandte, Martin zu holen.“

„Mensch, warum schicktest du nicht nach mir?“

„Erstens wußt' ich nicht, wo du warst, und dann gehörte sich's doch, daß man zuerst ihrem Manne —“

Johannes bricht in ein schrilles Lachen aus. „Sehr richtig; aber was dann?“

„Sie schlug die Augen auf, noch ehe Martin ankam. Ihr erstes war, die Weiber fortzuschicken, die um sie herumstanden; darauf flüsterte sie mir zu: ‚Sagen Sie ihm nichts von der Ohnmacht‘, und als er nun blaß im Gesicht herzugestürzt kam, ging sie ihm scheinbar ganz vergnügt entgegen und sagte: ‚Mich drückt der Schuh; — weiter ist es nichts.‘“

„Und dann?“

„Dann führte er sie hinaus. Aber ich sah noch, wie sie plötzlich losschluchzte und den Kopf an seiner Schulter verbarg. Da dacht' ich mir: Weiß Gott, wo die der Schuh drückt.“

Johannes hört nichts mehr. Ohne dem Freunde ein Wort des Dankes zu sagen, stürzt er von dannen.

Die Leinwand, welche den Eingang des Felshammerschen Zeltes verdeckt, ist tief herabgelassen. — Johannes lauscht einen Augenblick. — Leises Weinen, vermischt mit Martins begütigender Stimme, dringt aus dem Innern; — er will den Vorhang aufreißen, aber der gibt nicht nach; er scheint an der Leiste festgenagelt.

„Wer ist da?“ tönt Martins Stimme von drinnen.

„Ich — Johannes!“

„Bleib draußen!“

Johannes zuckt zusammen. Dieses „Bleib draußen!“ ist ihm wie ein Messerstich durch die Brust gefahren. Wenn es gilt, in ihrem Leid ihr nahe zu sein, ihr Trost und Frieden zu bringen, dann heißt es: „Bleib draußen!“

Er beißt die Zähne zusammen und starrt mit heißen Blicken den Vorhang an, durch dessen Gewebe ein mattrötlicher Schimmer bricht.

„Johannes!“ tönt die Stimme des Bruders aufs neue.

„Was soll ich?“

„Geh sehen, ob unser Wagen da ist.“

Er tut, wie ihm geheißen. Zu Botendiensten ist er ja gut genug. Er durchspäht die Reihe der Fuhrwerke, und als er nichts findet, kehrt er zum Zelte zurück.

Jetzt ist der Vorhang aufgeschlagen. Dort steht sie — ein klares Tüchlein um die Schultern geschlungen —, so bleich und so schön.

„Ich dacht's mir wohl“, sagt Martin, als er Bericht erstattet, „hab' den Wagen ja erst um Morgengrauen bestellt. — Aber was nun?“

„Will Trude fort?“ fragt er beklommen.

„Trude m u ß!“ sagt sie, ihm aus verweinten Augen einen Blick zuwerfend, der wieder lächeln will.

„Gib dich drein, mein Kind!“ erwidert Martin, ihr Haar streichelnd. „Wär's der Fuß allein, dann würd's nichts schaden. Aber dein Weinen vorhin — die Aufregung — ich glaube, deine Krankheit steckt dir noch in den Gliedern, und Ruhe wird dir gut tun. — Wenn's nur nicht so lange dauern möcht', bis der Wagen geholt wird! Ich glaub', das beste wär', du gingest die kleine Strecke über Feld zu Fuße — natürlich falls du nicht mehr Schmerzen hast. Wird's gehen?“

Trude wirft Johannes einen Blick zu und nickt dann eifrig.

„Die Luft ist warm, das Gras ist trocken“, fährt Martin fort, „und Johannes kann dich begleiten.“

Trude zuckt zusammen, und ihm steigt das Blut siedendheiß zu Kopf. Sein Auge sucht das ihre, aber das weicht ihm aus.

„Du kannst ja in einer halben Stunde wieder hier sein, lieber Junge", sagt Martin, der Johannes' Schweigen für Mißmut hält.

Er schüttelt den Kopf und meint mit einem Blick auf Truden, auch er habe nun genug.

„Also geht mit Gott, Kinder", sagt Martin, „und wenn ich meine Gesellschaft abgescharrt habe, komm' ich nach!"

Johannes sendet einen Blick in die Ferne; die Flur, die, umhüllt von den Schleiern des Mondlichts, in silbernem Dufte vor ihm liegt, erscheint ihm wie ein Abgrund, auf dem die Nebel brauen; ihm ist, als ziehe der Arm, der sich jetzt weich und liebkosend durch den seinen schiebt, ihn fort in die Tiefe.

„Gute Nacht!" murmelt er, halb vom Bruder abgewandt.

„Gibst du mir nicht einmal die Hand?" fragt Martin in scherzhaftem Vorwurf, und wie Johannes ihm zögernd die Rechte bietet, drückt er herzhaft zu.

Was so ein Händedruck wehe tun kann!

*

Der Trubel des Festes sinkt weiter und weiter in die Ferne zurück. — Der vielstimmige Lärm wird zum dumpfen Brausen, aus dem nur der Klingklang des Karussells sich schrill heraushebt, und als die Tanzmusik, die so lange geschwiegen hat, aufs neue beginnt, erdrückt sie alles übrige mit ihren schneidenden Trompetentönen.

Aber auch sie wird schwächer und schwächer, und die große Pauke, die bis dahin nur bescheiden mitgewirkt hat, erhält die Oberherrschaft; denn ihr dumpfes Dröhnen dringt am weitesten in die Ferne.

Schweigend gehen die beiden nebeneinander her; keines wagt das andre anzureden. Trudens Arm zittert in dem seinen, ihr Auge ruht auf den Nebeln, die, grün durchleuchtet, von den Wiesen emporsteigen. Tapfer schreitet sie einher, wiewohl sie ein wenig hinken muß und von Zeit zu Zeit mit leisem Ächzen zusammenzuckt.

Sie mögen wohl fünf Minuten gegangen sein, da dreht sie sich um und weist, die Hand ausstreckend, auf das Lichtergewimmel des Festplatzes, das auf der schwarzen Mauer des Föhrenwaldes funkelt. Das Karussell dreht seinen leuchtenden Kreis, und die leinene Wand des Tanzsaales schimmert wie ein aus Flammen gewobener Schleier.

„Sieh, wie schön!“ flüstert sie schüchtern.

Er nickt. — —

„Johannes!“

„Was, Trude?“

„Sei mir nicht gram!“

„Weswegen — sollt' ich — —?“

„Weswegen gingst du vom Tanze fort?“

„Weil's mir zu heiß im Saale war.“

„Nicht, weil ich mit einem andern tanzte?“

„Oh, keine Spur!“

„Sieh, Hans, als du fort warst, da fühlt' ich mich plötzlich so einsam und verlassen und mußte mit Gewalt an mich halten, um nicht loszuweinen. Er hätt's dir ja verbieten können, dacht' ich mir, denn für wen bin ich aufs Fest gegangen als für ihn? Für wen hab' ich mich geschmückt als für ihn? — Und der

Fuß brannte mir tausendmal mehr als vorhin, vor meinen Augen wurd's mir grün und gelb — und dann plötzlich — nun, du weißt ja, was geschah — —"

Er beißt die Zähne zusammen, in seinen Armen zuckt's, als müsse er sie an sich pressen. — Ihre Stirn lehnt sich leise an seine Schulter, ihr Auge glänzt hell zu ihm empor, da plötzlich schreit sie laut auf: — der schmerzende Fuß, den sie nur mühsam am Boden hinschleppt, ist gegen einen Feldstein geschlagen. — Sie versucht sich aufrecht zu halten, aber ihr Arm entgleitet dem seinen, und ermattet vor Schmerz läßt sie sich in das Gras sinken.

„Einen Augenblick möcht' ich hier liegen", sagt sie und wischt sich den kalten Schweiß von der Stirn, dann wirft sie sich mit dem Gesicht auf den Rasen und liegt eine Weile regungslos da.

Ihm wird bange bei diesem Anblick.

„Komm weiter", mahnt er, „du erkältest dich hier."

Sie streckt ihm mit abgewandtem Antlitz die rechte Hand entgegen und sagt: „Heb mich auf." Aber als sie weitergehen will, knickt sie aufs neue zusammen.

„Du siehst, es geht nicht", sagt sie mit mattem Lächeln.

„So trag' ich dich fort", ruft er, die Arme weit ausbreitend.

Ein Laut, der halb wie Jammer, halb wie Jubel klingt, entfährt ihren Lippen; im nächsten Augenblick liegt ihr Leib emporgehoben in seinen Armen.

Sie seufzt tief auf und lehnt, die Augen schließend, den Kopf an seine Wange. — Ihre Brust wogt an seiner Brust, ihr welliges Haar rieselt über seinen Hals, ihr warmer Atem streichelt sein glühendes Angesicht.

Fester schließt er den zitternden Körper an sich: — fort, fort — immer weiter — ob auch die Kräfte versagen, fort, bis ans Ende der Welt. — Sein Atem keucht, heftige Stiche bohren in seiner Seite, vor sein Auge legt sich ein rötlicher Schleier, — ihm ist, als solle er niedersinken und die Seele aushauchen, — aber weiter, weiter...

Dort winkt der Fluß, das Wehr rauscht dumpf durch die schweigende Nacht, hell blinken die spritzenden Tropfen im Mondschein.

Sie läßt den Kopf auf seinen Arm zurücksinken, ein schmerz-

lich seliges Lächeln spielt um den halbgeöffneten Mund, — und nun schlägt sie das Auge auf, in dessen dunklen Tiefen des Mondes Abbild schwimmt.

„Wo sind wir —?“ flüstert sie.

„Am Ufer“, keucht er.

„Laß mich sinken.“

„Ich muß — ich kann — nicht —“

Dicht am Rande des Flusses legt er sie nieder; dann streckt er sich lang im Rasen aus und preßt die Hand aufs Herz und ringt nach Atem. In seinen Schläfen zuckt's, die Sinne drohen ihm zu vergehen; doch mit Gewalt sich emporraffend, neigt er den Oberkörper zum Flusse nieder, schöpft eine Handvoll Wasser und badet die Stirn darin.

Das bringt ihn wieder zur Besinnung. Er wendet sich nach Truden um. — Die hat das Gesicht in die Hände vergraben und stöhnt leise vor sich hin.

„Tut's sehr weh?“ fragt er.

„Es brennt!“

„Steck' den Fuß ins Wasser. Das kühlt.“

Sie läßt die Hände sinken und sieht ihn verwundert an.

„Mir hat's gut getan“, sagt er und weist auf die Stirn, von der noch einzelne Wassertropfen niederrieseln.

Da beugt sie sich nach vorn und will den Schuh vom Fuße ziehen, aber ihre Hand zittert, ermattet hält sie inne.

„Laß mich dir helfen“, sagt er. Ein Ruck — der Schuh fliegt zur Seite, der Strumpf folgt nach, und sich bis an den äußersten Rand des Erdreichs vorschiebend, taucht sie den nackten Fuß bis zum Knöchel in die kühle Flut.

„Oh, wie das wohl tut!“ flüstert sie tief aufatmend; dann, sich nach links und rechts wendend, versucht sie dem Körper eine Stütze zu geben.

„Lehn dich an mich“, sagt er.

Da läßt sie den Kopf an seine Schulter sinken. In seinem Arme zuckt's, aber er wagt nicht, ihn um ihren Leib zu schlingen — er wagt kaum, sich zu regen; — sein Atem geht schwer, sein Auge starrt auf das Wasser nieder, durch dessen Kristall Trudens weißer Fuß schimmert gleich einer Perlmuttermuschel, die auf dem Grunde ruht.

Schweigend sitzen sie da. Vor ihnen am Wehr brausen und

wirbeln die Wasser. Der Schaum spannt eine silberne Brücke quer über den Fluß, und die Wellen verrauschen zu ihren Füßen. Von Zeit zu Zeit trägt ein Schwellen des weichen Nachtwindes gedämpfte Musik zu ihnen herüber, und in das einförmige Dröhnen der Pauke mischt sich der dumpfe Schlag der Rohrdommel.

Plötzlich fährt ein Frösteln durch ihre Glieder.

„Was ist dir?"

„Mich friert!"

„Zieh gleich den Fuß aus dem Wasser!"

Sie tut, wie ihr geheißen, dann langt sie das feine Batisttüchlein aus der Tasche, das sie zum Balle mitgenommen.

„Das nutzt wenig", sagt er und holt mit zitternder Hand sein eigenes derberes Taschentuch hervor. „Laß mich abtrocknen!"

Stumm, mit scheu flehendem Blicke gibt sie sich darein, und wie er den weichen kühlen Fuß in seinen Händen fühlt, da wirbelt's vor seinen Sinnen, ihn überkommt's wie ein flammender Wahnsinn, und sich zur Erde neigend, preßt er die fiebernde Stirn darauf.

„Was tust du?" schreit sie auf.

Er fährt empor. — Trunken ruhen ihre Blicke ineinander — ein wildes Aufjauchzen, und sie liegen sich in den Armen.

Heiß brennen seine Küsse auf ihrem Munde. Sie lacht und weint und nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände und streichelt sein Haar und lehnt ihre Wange an seine Wange und küßt seine Stirn und seine beiden Augen.

„O du, du! Wie hab' ich dich lieb!"

„Bist du mein?"

„Ja, ja!"

„Wirst du mich immer lieb haben?"

„Immer, immer! Und du — du wirst mich nie allein lassen, wie heute — daß Martin..."

Jählings hält sie inne. Schweigen lastet auf ihnen. — Welch ein Schweigen! — Die Pauke dröhnt aus der Ferne. Das Wasser rauscht —

Zwei todblasse Gesichter starren sich an.

Und nun kreischt sie auf. „Jesus, Jesus!" geht ihr Schrei durch die Nacht.

Laut ächzend schlägt er die Hände vors Gesicht. Ein tränenloses Schluchzen erschüttert seinen Körper. Vor seinen Augen flammt es, flammt es in blutiger Lohe empor, als wollte es die Welt in Brand setzen. — Nun ist plötzlich in ihm Tag geworden! Was in jener Johannisnacht unheimlich aufdämmerte, was an dem Abend, da Trude während des Singens weinend zusammenbrach, wie ein Blitz sein Gehirn durchzuckte, um im nächsten Augenblicke zu erlöschen — das ist jetzt wie ein glühender Sonnenball vor ihm aufgestiegen. Jede Flamme predigt Haß, jeder Flimmer zuckt in Neidesqual ihm durch die Seele, jeder Strahl krampft in Furcht und Schuldbewußtsein sein Herz zusammen.

Trude hat sich mit dem Antlitz auf die Erde geworfen und weint, weint bitterlich.

Mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen starrt er auf den holden Leib, der, aufgelöst in Jammer, vor ihm liegt.

„Komm heim!“ sagt er tonlos. Sie hebt das Haupt und stemmt die Arme gegen den Boden; doch wie er sie nun emporrichten will, schreit sie laut auf: „Rühr mich nicht an!“ Zweimal, dreimal versucht sie sich aufrecht zu stellen, aber immer wieder knickt sie zusammen. Da streckt sie stumm ihre Arme aus und läßt sich von ihm emporziehen. Schweigend geleitet er die Wankende auf den Mühlenhof. Ihre Tränen sind versiegt. — Die Starrheit der Verzweiflung liegt auf ihren todbleichen Zügen. — Sie hält das Antlitz abgewendet und läßt sich willenlos von ihm weiterschleppen.

Vor der Schwelle der Veranda löst sie ihren Arm aus dem seinen, und die letzte Kraft zusammenraffend, stürzt sie von ihm fort nach der Haustür hin.

Dumpf hallen die Schläge des Klopfers — einmal — zweimal, dann werden drinnen im Hausflur schlürfende Schritte laut, — der Schlüssel dreht sich, — ein dunkelgelber Lichtschein fällt in die Mondnacht hinaus.

„Um Gottes willen, Madam, wie sehen Sie aus?“ tönt die erschrockene Stimme der Dienstmagd. — Die Tür schlägt zu.

Lange starrt Johannes nach der Stelle hin, wo sie verschwunden ist. Ein Frostschauer, der seinen Leib vom Wirbel bis zur Zehe durchrieselt, läßt ihn erwachen. — Geistesabwesend schleicht er über den mondhellen Hof, streichelt die

TAYLOR INST. OXFORD

Hunde, die freudig bellend an ihren Ketten zerren, wirft einen stumpfen Blick auf das ruhende Mühlrad, unter dessen Kranze die Wasser geräuschlos, gleich blitzenden Schlänglein, vorübergleiten. Ein dumpfer Drang treibt ihn fort. Der Boden des Mühlenhofs brennt unter seinen Füßen.

Er wandert über die Wiese zum Wehr zurück nach der Stelle hin, auf der er mit Truden gesessen. — Auf dem Rasen leuchtet ihr blauseidener Schuh, und nicht weit davon liegt der lange, zarte Strumpf. Sie ist also auf dem nackten Fuße heimgehinkt und weiß es wahrscheinlich selber nicht.

Er bricht in ein gellendes Lachen aus, ergreift beides und schleudert es weit hinein in die Wellen.

Wohin nun? — Der Mühlenhof hat seine Pforten hinter ihm geschlossen für immerdar. — Wohin nun? Soll er sich unter irgendeinem Heuhaufen zur Ruhe legen? Aber schlafen kann er ja doch nicht. — Halt! Eine lustige Gesellschaft gibt es, — zwar vorhin hat er sie verschmäht, aber jetzt kommt sie ihm gerade recht!

Als Martin Felshammer sich um die zweite Morgenstunde von seinen zechenden Genossen losgemacht hat und in glückseliger Laune auf den Festplatz hinaustritt, wo der blaugraue Schimmer des erwachenden Tages das Treiben der Nachtschwärmer beleuchtet, kommt ihm eine Schar trunkener Bursche entgegen, die, Zotenlieder singend, im Gänsemarsch durch die Reihen der lustwandelnden Pärchen brechen, voran der Schlosser Garmann, ein berüchtigter Geselle, der nachts das Wilddieben betreibt, und andere Taugenichtse hinterher.

Mit dem Entschlusse, sie sofort vom Platze zu weisen, tritt er auf die Bande zu. — Da plötzlich bleibt er versteinert stehen, die Arme sinken ihm schlaff hernieder: inmitten des Haufens mit stierem Blick und trunkenen Gebärden taumelt sein Bruder Johannes.

„Johannes!“ ruft er entsetzt.

Der fährt zusammen, sein hochrotes Gesicht wird erdfarben, in seinen Augen flackert eine scheue Glut, — er zittert, er streckt den Arm abwehrend aus und taumelt zwei, drei Schritte zurück.

Martin fühlt seinen Zorn weichen. Das jammervolle Bild ruft sein ganzes Mitleid wach. Er folgt Johannes nach, und ihn am

Arm ergreifend, sagt er mit liebevoller Stimme: „Komm, Bruder; es ist spät, — wir wollen heimgehen!“

Der aber weicht zusammenschauernd vor der berührenden Hand zurück, und den Blick in Todesangst auf ihn gerichtet, sagt er mit heiserer Stimme: „Laß mich, — ich will nicht, — ich will nichts zu tun haben mit dir, — ich bin dein Bruder nicht mehr.“ —

Martin fährt hoch auf, umklammert mit beiden Händen die Platte des neben ihm stehenden Tisches und sinkt dann, wie von einem Schwertstreich gefällt, auf der nächsten Bank zusammen.

Johannes aber stürzt von hinnen. Der Wald schließt sich hinter ihm. — — —

*

Fortan gibt's traurige Tage auf der Felshammermühle.

Als Martin an jenem Morgen heimgekommen ist, — alles still im Hause, mäuschenstill — da hat er den Mühlenschlüssel von der Wand genommen und ist zu jenem Unglücksraum geschlichen, den er als Tempel seiner Schuld erbaut hat. — Dort haben ihn seine Leute um die Mittagszeit gefunden, bleich wie der Kalk an der Wand, den Kopf in die Hände gestützt, unaufhörlich vor sich hinmurmelnd: „Vergeltung für Fritz, Vergeltung für Fritz!" Das Gespenst, das alte fürchterliche, das er gebannt wähnte für immerdar, sitzt ihm wieder im Nacken und schlägt die Krallen würgend um seinen Hals.

Die Leute haben ihn fast mit Gewalt aus seiner Höhle hervorziehen müssen. — Mit müden, schweren Schritten ist er zur Mühle hinausgewankt. — Sein Weib hat er mit eingefallenen Wangen und scheuen, verstörten Augen in einem Winkel hockend gefunden. Da hat er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände genommen, hat die Zitternde eine Weile mit finsteren Blicken angeschaut und dann den trüben Spruch gemurmelt: „Vergeltung für Fritz! Vergeltung für Fritz!"

Und wie sie die unheimlichen Worte gehört hat, da ist ihr ein Schauder kalt über den Nacken gefahren.

„Weiß er? ... Weiß er nicht? ... Hat Johannes ihm gestanden? ... Ist er durch Zufall dahintergekommen? ... Ahnt er vielleicht nur?..."

Seitdem verzehrt sich ihre Seele, verzehrt sich ihr Leib in Furcht vor diesem Manne, in Sehnsucht nach jenem andern, den die Liebe zu ihr in die Ferne trieb. Sie wird bleich und magert ab, ihre Wangen welken... Sie schleicht daher wie eine Nachtwandlerin... Um ihre Augen ziehen sich bläuliche Furchen, die breiter und breiter werden, und um den Mund gräbt sich ein Fältchen, das immer zuckt und immer spielt wie ein tanzender Irrwisch.

Martin sieht nichts von alledem. Sein ganzes Wesen ist untergegangen in der Sorge um den verlorenen Bruder. In den ersten Tagen hat er von Stunde zu Stunde gehofft, ihn wiederkehren zu sehen, gänzlich ahnungslos vielleicht über das, was

er im Wahnsinn der Trunkenheit gesprochen hat. Und er — er wahrlich wird der letzte sein, der ihn daran erinnert!

Aber als ein Tag nach dem andern vergeht, ohne daß Johannes sich einfindet, wird die Angst immer mächtiger in ihm; er beginnt dem Verschwundenen nachzuforschen; anfangs mit wenig Erfolg, denn der Verkehr zwischen Dorf und Dorf ist nur gering. Doch allgemach dringt eine Kunde nach der andern auf den Mühlenhof; heut ist er hier und gestern dort gesehen worden, unstet von einem Ort zum andern irrend, aber stets von lustiger Gesellschaft umringt. Den „tollen Hannes" nennen ihn die Leute, und wo er erscheint, da füllt sich die Schenke, da knallen die Pfropfen und klirren die Gläser und, wenn die Lust hoch geht, wohl auch die Fensterscheiben, durch deren Glas die Flaschen hinaus auf die Straße fliegen. Immer zu! — — Der „tolle Hannes" bezahlt den ganzen Rummel. Was ihm in die Quere kommt, das hält er frei, und Schelmenlieder und lustige Geschichtlein gibt er noch obendrein, daß einem das Zwerchfell platzen möcht' vor lauter Lachen. Ja, das ist ein wackerer Saufkumpan, der tolle Hannes!

Bald erscheinen auch allerhand zweideutige Persönlichkeiten vor der Tür der Felshammermühle, Leute, mit denen man nicht gern zu tun hat, wie der Kornwucherer Löb Levi aus Beelitzhof und der Gutsschlächter Hoffmann aus Grünheide; die präsentieren gelbe, fettige Papierchen, auf denen die Hand des Bruders Schuldanweisungen ausgestellt hat mit soundso viel Prozenten auf soundso viel Tage.

Lange starrt Martin die unsicheren Schriftzüge an, die durcheinander taumeln, als wären sie betrunken, dann geht er zum Geldschrank und bezahlt, ohne ein Wort zu sagen, die Schuld samt den wucherischen Zinsen. Wie gern würde er sein halbes Vermögen dahingeben, wenn des Bruders Rückkunft damit zu erkaufen wäre!

Endlich läßt er den Wagen anspannen und begibt sich selber auf die Suche. Meilenweit fährt er herum, ganze Nächte ist er unterwegs, aber nie gelingt's ihm, des Bruders habhaft zu werden. Die Kunde, die er von den Wirten erhält, ist dürftig und verworren; die einen antworten mit verlegenem Ausweichen, die andern mit verschmitzter Geheimtuerei, sie scheinen sämtlich zu ahnen, daß der reichliche Verdienst ihnen

zum Teufel gehen würde, sobald sich der Mann der Felshammermühle des sausewindigen Bruders wieder bemächtigt.

Als Martin einzusehen beginnt, daß man ihn hintergehe, packt ihn die Mutlosigkeit. Er läßt den Wagen in den Schuppen bringen und verschließt sich ein paar Tage lang in seinem „Kontor". Währenddessen brütet er darüber, ob es geraten sei, den Marienfelder Gendarm für sich zu gewinnen. Dem würde es, kraft seiner amtlichen Vollmacht, ein leichtes sein, die Wahrheit aus den Leuten herauszuholen. — Aber nein!... den Bruder durch die Polizei aufsuchen zu lassen, das erlaubt die Ehre des Felshammerschen Hauses nicht... der alte Vater müßte sich ja im Grabe umdrehen.

Eine Erkältung, die er sich bei seinen nächtlichen Fahrten zugezogen hat, wirft ihn aufs Krankenlager. Trude sitzt bei Tag und bei Nacht neben seinem Kopfkissen, zwei fürchterliche Wochen lang, gefoltert durch seine Fieberphantasien, in denen die beiden Brüder, der Tote und der Lebendige, bald zu zweien, bald in ein einziges, doppelköpfig gespensterhaftes Wesen verwandelt, ihn umschwirren.

Sobald er halbwegs genesen ist, läßt er den Wagen vorfahren. Einmal muß er ihn doch finden!

Und er findet ihn...

Eines Spätabends zu Anfang September führt ihn der Weg durch Bretz, ein Dorf, zwei Meilen nördlich von Marienfelde gelegen. Durch die geschlossenen Läden der Schenke dringt wüster Lärm ihm entgegen — Füßestampfen, Zetern und trunkenes Gesinge.

Schwerfällig steigt er vom Wagen und bindet das Pferd an die Pforte der Einfahrt. Die Laterne flackert trübe im Nachtwind, — schwere Regentropfen klatschen hernieder.

Die Klinke der Schanktür klirrt in seiner Hand — ein Stoß — weit fliegt sie auf... Dicker, blaugelber Tabaksqualm schlägt ihm ins Gesicht, vermischt mit den Dünsten schalen Bieres und übelriechenden Fusels...

Und dort zuoberst an der langen, rohgezimmerten Tafel, die Backen aufgedunsen, — das Auge rot und dickgerändert, mit jenem glasigen Schimmer, wie er Trunkenbolden eigen ist, — mit wirrem, ungeströhltem Haar, schmutzigem Hemdkragen und lotterigem Rocke, an dem gelbe Heuhalme, vielleicht die

Überbleibsel des letzten Nachtlagers, hängen — dort, jenes Bild raschgereiften Lasters und hoffnungsloser Verkommenheit, das ist's, was ihm von seinem Liebling, seinem ein und alles, noch geblieben ist...

„Johannes!" schreit er, und die Fuhrmannspeitsche, die er in der Hand hält, fällt polternd zur Erde.

Totenstill wird's in dem menschengefüllten Raum, mit geöffneten Mäulern starren die Zecher dem Störenfried ins Gesicht.

Der Elende ist von der Bank emporgefahren, sein Antlitz versteinert sich in namenloser Angst, seiner Brust entringt sich ein hohles Keuchen, mit einem verzweifelten Satze springt er auf den Tisch, mit einem zweiten sucht er über die Köpfe der Nächstsitzenden hinweg das Weite zu gewinnen.

Umsonst! ... Die eiserne Faust des Bruders sitzt ihm auf der Brust.

„Du bleibst!" tönt es ihm dumpf grollend ins Ohr; drauf fühlt er sich mit übermächtiger Kraft in den Ofenwinkel niedergedrückt, wo er gebrochen zusammensinkt.

Martin aber öffnet die Tür so weit, als die Angeln reichen, und mit dem Peitschenstiel in das Dunkel des Hausflurs weisend, pflanzt er sich in der Mitte des Schankzimmers auf.

„Raus!" ruft er mit einer Stimme, welche die Gläser auf dem Tische erzittern macht.

Die Zecher, meist blutjunge Bursche, greifen eiligst nach ihren Mützen; nur hie und da ertönt ein dumpfes Murren in der Menge.

„Raus!" schreit er noch einmal und macht eine Bewegung, als wolle er dem nächsten der Murrenden an die Kehle springen.

Zwei Minuten später ist die Schenke ausgefegt... Nur noch der Wirt steht wie versteinert vor Schrecken hinter dem Schanktische. Jetzt, da Martin den finsteren Blick auf ihn richtet, beginnt er sich in weinerlichem Tone über die Geschäftsstörung zu beklagen.

Martin greift in die Hosentasche, wirft ihm eine Handvoll harter Talerstücke hin und sagt: „Ich will mit ihm allein bleiben!"

Als er die Tür hinter dem dienernden Wirte verriegelt hat,

geht er mit langsamen Schritten auf Johannes zu, der reglos, das Gesicht in den Händen vergraben, in seinem Winkel kauert. — Er legt die Hand auf seine Schulter und sagt mit einer Stimme, in der grenzenlose Liebe und grenzenloser Schmerz erzittern: „Richt' dich auf, mein Junge — laß uns reden miteinander!"

Johannes rührt sich nicht.

„Willst du mir nicht sagen, was du gegen mich hast? Sich aussprechen tut gut, mein Junge!... Erleichtere dein Herz, mein Junge!"

Johannes läßt die Arme sinken und stößt ein heiseres Lachen aus. „Mein Herz erleichtern? Hahaha!"

Die innere Angst, die vorhin wie ein Krampf seine Züge verzerrte, hat sich in dumpfen, verbissenen Trotz verwandelt.

Schwankend zwischen Grauen und Mitleid, schaut Martin auf dieses Angesicht, in dessen tiefen Furchen von dem einst so offenen, weichherzigen Johannes nichts mehr geschrieben steht. Alle verworfenen Leidenschaften müssen darin gewühlt haben, um es in sechs kurzen Wochen so jammervoll zu entstellen.

Jetzt richtet er sich auf und wirft einen spähenden Blick nach der Tür.

„Du hast mich wohl eingeschlossen?" sagt er mit einem neuen Auflachen, das Martin durch Mark und Bein geht.

„Ja."

„Willst mich wohl wie einen Verbrecher mit dir schleppen?"

„Johannes!"

„Nur zu — du bist ja der Stärkere! — Aber das sag' ich dir: so elend bin ich doch noch nicht, daß ich mich nicht wehren würde. Eher würd' ich mich vom Wagen wälzen und mir den Kopf am Prellstein zerschmettern, als daß ich mit dir käme!"

„Erbarmen, himmlischer Gott!" ruft Martin. „Junge, Junge, was haben sie mir aus dir gemacht!"

Johannes geht mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab und klappt im Vorbeistreifen mit den Deckeln der Bierkrüge.

„Mach' es kurz", sagt er dann, stehenbleibend. „Was willst du von mir, daß du mich hier einsperrst?"

Martin geht schweigend zur Tür und läßt den Riegel zurückschnappen; dann stellt er sich dicht vor den Bruder hin. Seine Brust arbeitet schwer, als wolle er die Worte, die zu sprechen ihm obliegt, aus den tiefsten Tiefen seiner Seele emporheben. — Aber was hilft's? — In der Kehle stecken sie fest. — Beredt ist er nie gewesen, und wie nun plötzlich mit Flammenzungen reden, um diesem Wahnwitzigen seinen Wahn zu nehmen? — Alles, was er hervorbringen kann, sind die Worte: „Was hab' ich dir getan? — Was hab' ich dir getan?"

Er spricht sie zweimal, dreimal und immer wieder. — Was wüßte er Besseres zu sagen? — All seine Liebe, all sein Jammer liegt ja darin.

Johannes antwortet nichts. Er hat sich auf die Bank gesetzt und wühlt sich mit beiden Händen in den verwahrlosten Haaren. Um seinen Mund spielt ein Lächeln, ein fürchterliches Lächeln ohne Trost und ohne Hoffnung.

Endlich unterbricht er den hilflosen Bruder, der immerfort seine Formel spricht, als wollte er damit zaubern. „Laß genug sein", sagt er, „du weißt mir nichts zu sagen und kannst mir auch nichts sagen. — Ich bin fertig mit mir, mit dir, mit der ganzen Welt. — Was ich durchgemacht habe in diesen letzten sechs Wochen — seit ich von der Mühle weg bin, hab' ich unter keinem Dache mehr geschlafen — denn ich hatt' den Glauben, es würd' auf mich niederstürzen — —"

„Aber um Jesu willen, was — —?"

„Frag' mich nicht... Du kriegst es doch nicht zu wissen. Von mir nicht... Laß alles Reden, es nutzt nichts — und wenn du mich beim Andenken der Eltern beschwören wolltest — —"

„Ja, die Eltern!" stammelt Martin freudig. Warum hat er nicht früher daran gedacht?

„Laß sie ruhig in ihrem Grabe!" sagt Johannes mit seinem häßlichen Auflachen. „Auch das verfängt nicht bei mir. Sie können's nicht hindern, daß ich zugrunde gehen muß, auch nicht, daß ich — dich hasse!"

Martin stöhnt laut auf und sinkt, als hätte er einen Schlag erhalten, auf die Bank zurück.

„Aber weil ich immerfort an sie gedacht hab', weil ich mir immer wieder und wieder ins Gedächtnis zurückrief, daß Martin Felshammer mein Bruder ist, darum ist es so und nicht

anders gekommen. Es hat mich ein schweres Opfer gekostet — das kannst du mir glauben! — Drum beklag' dich nicht über mich — — glaub' mir — ich hab' ganz recht an dir gehandelt — hähähä! Bruder — ganz recht!"

Martin forscht nicht mehr. Die Lösung dieses Rätsels steht klar vor seinen Augen. — Alte Blutschuld ist Sühne fordernd aus dem Grabe gestiegen. — — — Er faltet die Hände und murmelt leise: „Vergeltung für Fritz!"

„Aber in einem hast du recht", fährt Johannes fort, „wenn du mich an die Eltern erinnerst: ich darf ihrem Namen, dem Namen Felshammer keine Schande machen! — Das hat mich schon lange gewurmt — — — wenn ich's auch nicht ändern konnte; denn etwas muß der Mensch doch haben zu seinem Vergnügen — — — hähähä! — Es ist mir eigentlich ganz angenehm, daß ich dich treffe, wir können's in Ruhe besprechen — — — ich will nach Amerika!"

Martin schaut ihm eine Weile in das glühende, aufgedunsene Gesicht, dann sagt er leise: „Geh mit Gott!" und läßt die Stirn schwer auf die Tischplatte niedersinken.

„Und zwar bald", fährt Johannes fort. „Ich hab' mich schon erkundigt. Am 1. Oktober fährt das Schiff von Bremen — — — in nächster Woche muß ich von hier fort — du weißt, was mir von unserem Erbe zusteht ... ein gut Teil muß ich übrigens schon verputzt haben — gib mir davon, soviel du gerade bar zur Hand hast, und schick' es an Franz Maas — — — von dem werd' ich es mir abholen."

„Und willst du nicht noch einmal zur — zur —"

„Zur Mühle? — Nie!" schreit Johannes, emporfahrend, während eine unstete Flamme voll Angst und voll Sehnsucht in seinem Auge aufflackert.

„Und du willst wohl — ich soll hier Abschied von dir nehmen — hier in diesem ekelhaften Loch — — — Abschied fürs ganze Leben — — Mensch! — Abschied fürs ganze Leben?"

„'s wird wohl so sein!" sagt Johannes, den Kopf neigend.

Da sinkt Martin wieder in sich zusammen und murmelt: „Vergeltung für Fritz!"

Johannes starrt mit erloschenen Augen den Bruder an, der wie gebrochen an Leib und Seele vor ihm kauert... Er ist fest

entschlossen, ihn nie mehr wiederzusehen ... aber die Hand muß er ihm doch reichen — zum Abschied!

„Leb wohl, Bruder", sagt er, sich dem reglos Dasitzenden nähernd. „Leb glücklich und bleib gesund!" Da plötzlich fühlt er, wie es ihn überrieselt, warm und weich... In seinem Hirne wirbelt's. Tausend Bilder jagen gleichzeitig daran vorbei... Er sieht sich als Kind von dem älteren Bruder gehegt und verzärtelt, er sieht sich als Jüngling stolz an seinem Arme daherwandern, er sieht sich mit ihm zusammen an der Eltern Totenbette stehen, er sieht sich Hand in Hand mit ihm in jenem großen Augenblick, da sie einander versprachen, sich nimmer zu trennen und nimmer einen Dritten zwischen sich treten zu lassen. Und nun! — Und nun!

„Bruder!" schreit er auf — und laut schluchzend sinkt er ihm zu Füßen.

„Mein Junge — mein lieber Junge!" Er weint und jauchzt und umklammert ihn mit beiden Händen und preßt ihn an sich, als wolle er ihn nimmer von sich lassen. „Jetzt hab' ich dich ... o Gott ... jetzt hab' ich dich! — Jetzt wird alles wieder gut ... nicht wahr?... Sag, es war alles bloß Spuk und Wahnsinn! Du weißt nicht, was du tatst — he? Du erinnerst dich an nichts mehr — he? Ich will wetten, du hast keine Ahnung davon — he? Bist aufgewacht — nicht wahr — — — bist aufgewacht?"

Johannes preßt die Zähne zusammen und lehnt das Gesicht an seine Brust. Da plötzlich kommt ein Gedanke über ihn und legt sich ihm schwer aufs Herz und schwirrt ihm in den Ohren, ein Gedanke gleich einem Vampir, kalt und feucht und mit Fledermausflügeln um sich schlagend: in diesen Armen hat heute noch Trude gelegen...

Jählings springt er auf.

Fort aus diesem Raume, fort aus dieser Luft — sonst packt der Wahnsinn ihn wirklich! — — —

Er springt nach der Tür — ein Knirschen der Angeln, ein Klirren des Schlosses — er ist verschwunden.

Martin schaut ihm eine Weile starr vor Bestürzung nach, dann sagt er, wie um sich die aufsteigende Angst auszureden: „Er ist zu erregt ... er muß frische Luft schöpfen — er wird wiederkommen."

Sein Blick fällt auf die hölzernen Garderobehaken drüben an der Wand; er lächelt gänzlich beruhigt und sagt: „Er hat die Mütze hier gelassen ... draußen regnet's — der Wind geht kalt ... er wird wiederkommen."

Darauf ruft er den Wirt, befiehlt, sein Pferd in den Stall zu führen, und läßt für den Bruder einen heißen Grog machen und ein Bett aufschlagen; „denn", sagt er mit glückseligem Lächeln, „er wird wiederkommen."

Als alles bereitet ist, setzt er sich auf die Bank und brütet vor sich hin. Von Zeit zu Zeit murmelt er, wie um den gesunkenen Mut neu zu beleben: „Er wird wiederkommen!"

Draußen peitscht der Regen an die Fensterladen, der herbstliche Wind braust um den Giebel, und jeder Tropfen, jedes Brausen predigt: „Er wird wiederkommen, er wird wiederkommen!"

Die Stunden vergehen — die Hängelampe erlischt — — — Martin ist über seinem Warten eingeschlafen und träumt von des Bruders Wiederkommen.

Am Morgen wecken ihn die Leute. Verstört und fröstelnd schaut er um sich. Sein Blick fällt auf das leere Bett, in dem der Bruder schlafen sollte. Das erste Bett seit sechs Wochen! — Traurig bleibt er davor stehen und starrt es an. — — —

Dann läßt er sein Fuhrwerk vorführen und fährt von dannen.

Es ist heuer früh Herbst geworden. — Seit acht Tagen bläst ein Nordoststurm, rauh, durch alle Knochen dringend, als wär's November. Regenschauer prasseln gegen die Scheiben, und auf dem Boden liegt schon eine Schicht gelblichbrauner, zu Gallert zerronnener Lindenblätter.

Und wie zeitig es dunkelt! In der Bäckerwerkstatt brennt schon lange vor Abendbrot die Hängelampe. Unter ihrer Kuppel sitzt Franz Maas, eifrig rechnend und zählend. Vor ihm auf dem Bäckertische, wo sonst die weißen, runden Häufchen des Semmelteigs in Reih und Glied geordnet liegen, blinken heute weiße, runde Häufchen von Silbertalern, und statt der knusprigen Brezel knistern die Blätter des Papiergeldes.

Das ist der Schatz, den Martin Felshammer ihm am vergangenen Sonntag anvertraut hat mit der Weisung, ihn Jo-

hannes zu übergeben. Auch einen Brief hat er hinterlassen, worin die Aufrechnung des Erbteils auf Heller und Pfennig niedergeschrieben ist.

An jedem Vormittag, der seitdem verflossen ist, hat er an die Tür geklopft mit der immer gleichen Frage: „Ist er dagewesen?" und hat sich auf Franzens Kopfschütteln schweigend wieder entfernt. Der Schatz drückt gewaltig auf des jungen Bäckers Gemüt. Allabendlich zählt er die Summen auf den Tisch, um sich zu vergewissern, daß nichts im Laufe des Tages verschwunden ist.

So auch heute. — Heute ist Freitag, heute muß er kommen, wenn er das Bremer Schiff noch rechtzeitig erreichen will.

Geräuschlos hat sich die Tür geöffnet. Johannes steht hinter ihm, als er gerade im Begriff ist, die Geldrollen zu verschließen.

„Das ist wohl alles für mich?" fragt er, ihm die Hand auf die Schulter legend.

„Gott sei Dank, daß du da bist!" ruft Franz, freudig erschrocken. Dann wirft er einen prüfenden Blick über des Freundes Gestalt. — Martin muß übertrieben haben, als er ihm, Tränen in den Augen, von dessen verkommener Erscheinung berichtete. Er sieht ordentlich und anständig aus, trägt einen funkelnagelneuen Regenrock, unter dessen zurückgeschlagenen Klappen ein grauer, sauberer Anzug hervorschimmert; — sein Haar fällt glatt gekämmt in den Nacken herab; — sogar rasiert ist er. Aber freilich, der trübe, unheimlich aufleuchtende Blick, die Säcke unter den Augen, das häßliche Rot auf den Wangen, das sind traurige Zeugen in dem einst so jungfrohen Angesicht.

Und dann ergreift er seine beiden Hände und sagt: „Johannes, Johannes, was ist mit dir geschehen?"

„Geduld — du sollst alles erfahren!" erwidert er, einer Menschenseele muß ich's anvertrauen, sonst drückt's mir drüben das Herz ab!"

„Also es ist dein Ernst? Du willst..."

„In dieser Nacht mit dem Postwagen geht's fort. Mein Platz ist schon bestellt. — Ehe ich zu dir kam, bin ich noch durchs Dorf gegangen. — Es war schon dunkel, drum durft' ich's wagen — und hab' von allem Abschied genommen. Am Grabe

der Eltern war ich und vor der Kirchentür, auch beim Kronenwirt, dem ich noch 'ne Kleinigkeit schuldig war."

„Und die Mühle hast du vergessen?"

Johannes beißt die Lippen zusammen und kaut seinen Schnurrbart; darauf murmelt er: „Das kommt noch!"

„Oh, das wird den Martin freuen!" ruft Franz Maas, selber ganz rot vor Freude.

„Sagt' ich denn, daß ich zu Martin will?" fragt Johannes zwischen den Zähnen durch, während seine Brust sich hebt, als wollte sie einen Berg von Beklommenheit hinunterwälzen.

„Was? Heimlich wie ein Dieb, von niemand gesehen, willst du dich auf deines Vaters Erbe herumschleichen?"

„Auch das nicht. Ich habe Abschied zu nehmen, aber nicht von Martin!"

„Von wem denn sonst? Mensch, von wem denn sonst?" ruft Franz Maas, in dem eine fürchterliche Ahnung aufdämmert.

„Riegle die Tür ab und setz dich her", sagt Johannes — „jetzt will ich dir erzählen." — — —

Die Stunden vergehen. — Der Sturm rüttelt an den Laden. — In der Lampe brodelt das Öl. — Kopf an Kopf sitzen die beiden Freunde, die Blicke ineinander versenkt. — Johannes beichtet — er verschweigt nichts — von jener ersten Begegnung mit Truden bis zu dem Augenblicke, da ihn das Grauen aus Martins Armen hinaustrieb in die regnerische Nacht.

„Was dann kam", endet er, „ist mit zwei Worten gesagt. Ich lief, ohne zu wissen, wohin — bis Frost und Nässe mich zur Besinnung brachten. Da kam gerade der Postwagen von Marienfelde daher. — Ich hielt ihn an — geriet doch wenigstens ins Trockene. — So gelangte ich in die Stadt, wo ich bis jetzt gehaust hab'. — Löb Levi hatte mir gerade hundert Taler gegeben, damit hab' ich mich neu hergerichtet, denn verwahrlost, wie ich war, mocht' ich Truden nicht unter die Augen treten."

„Unglücklicher — du willst — — —?"

„Mach' keinen Krakeel!" erwidert er unwirsch, „es ist alles schon in Ordnung. Einem Kind, das ich auf der Straße traf, hab' ich einen Zettel an sie gegeben und gewartet, bis es wiederkam. In der Küche hat sie ihn an sich genommen, ohne daß

selbst die Mägde was merkten. Um elf Uhr wird sie am Wehr sein, und ich — nu ja — ich auch!"

„Johannes, ich fleh' dich an, tu's nicht", ruft Franz in heller Angst. „Es gibt ein Unglück!"

Johannes antwortet mit einem heiseren Auflachen, und den Mund an des Freundes Ohr gelegt, zischelt er: „Glaubst du wohl, Mensch, daß ich imstande wär', in der Fremde zu leben und zu sterben — wenn ich sie nicht noch einmal gesehen hab'? — Glaubst du, ich würde den Mut haben, vier Wochen lang auf dem Meer zu fahren, ohne mich hineinzustürzen — wenn ich sie nicht noch einmal gesehen hab'? Die Luft zum Atmen müßt' mir fehlen, Speis und Trank müßt' mir im Halse steckenbleiben, ich müßt' verdorren bei lebendigem Leib — wenn ich sie nicht noch einmal gesehen hab'."

Wie Franz das hört, läßt er alles Abraten.

Johannes' unruhiger Blick schweift nach der Pendeluhr hinüber. „Es ist Zeit", sagt er und greift nach seiner Mütze. „Um Mitternacht kommt der Postwagen durch den Ort. — — — Erwart' mich an der Posthalterei und bring zwei Hunderttalerscheine mit — das reicht zur Überfahrt. — — Das übrige kannst ihm zurückgeben. Ich brauch's nicht! — Adjes solange!"

Unter der Tür wendet er sich noch einmal um und fragt: „Du, riecht mein Atem nach Branntwein?"

„Ja."

„Dann gib mir ein paar Kaffeebohnen zu kauen. — Ich will nicht, daß Trude in letzter Stunde ein Grauen vor mir kriegt."

Und als Franz seinen Wunsch erfüllt hat, verschwindet er im Dunkel.

Hochwasser ist heute.

Mit Zischen und Brausen schießen die Fluten den „Abfall" hinunter, um dann mit dumpfem Grollen in dem Schaumgrabe zu versinken, so daß der leuchtende Gischt in hochgewölbtem Bogen über ihnen zusammenschlägt.

In das Getöse der Wassermassen mischt sich das Heulen des Sturmes. — Die alten Erlen längs des Ufers neigen und beugen sich zueinander wie schattenhafte Riesen, die um die Mitternachtstunde in langer Kette den Ringelreigen tanzen.

Der Himmel ist mit dunkeln Regenwolken verhangen, alles ist schwarz ringsum, nur der schneeige Schaum verbreitet ein ungewisses Licht, in dem die Umrisse des Balkengerüstes nebelhaft verschwimmen. Darüber hin ragt das Geländer der kleinen Zugbrücke, anzuschauen wie die Schattengestalt einer Katze, die hochbeinig über ein Dach hinschleicht.

Auf der Zugbrücke treffen die beiden zusammen.

Trude, den Kopf in ein dunkles Umschlagetuch gehüllt, hat lange schon unter den Erlen gestanden, vor dem Regen Zuflucht suchend, und da sie die Umrisse seiner Gestalt jenseits des Wehrs auftauchen sah, ist sie ihm entgegengeeilt.

„Trude, bist du's?" fragt er hastig, nach ihrem Gesicht spähend.

Sie schweigt und klammert sich an das Geländer. Der Schaum tanzt in gelben und blauen Farben vor ihrem Auge.

„Trude", sagt er, indem er versucht, ihre Hand zu ergreifen, „ich bin gekommen, um von dir Abschied zu nehmen fürs ganze Leben. Willst du mich ohne ein Wort in die Fremde ziehen lassen?"

„Und ich bin gekommen um der Ruhe meiner Seele willen", sagt sie, vor seiner tastenden Hand zurückweichend, „Hans, ich hab' viel ausgehalten um dich — — ich bin um ein halbes Leben älter geworden — — schwach und krank bin ich — — darum hab Mitleid mit mir — rühr mich nicht an — — ich will nicht aufs neue schuldbefleckt in deines Bruders Haus zurückkehren!"

„Trude — bist du gekommen, um mich zu quälen?"

„Still, Hans, still — tu mir nicht weh! — — Wir wollen doch beide jetzt Frieden und Mut — mit uns nehmen für unser ganzes Leben. — Da dürfen wir nicht aufeinander wüten — in Liebe nicht und auch nicht in Groll." — Erschöpft hält sie inne — ihr Atem geht keuchend — — dann mühsam sich zusammenraffend, fährt sie fort: „Sieh — ich wußt's wohl, daß du kommen würdest — lange, eh' ich den Zettel heut bekam — und hab' mir jedes Wort tausendmal ausgedacht — was ich dir sagen wollt' — — aber freilich — du mußt mich — nicht so aus der Fassung bringen."

Seine Augen glühen durch die Finsternis, sein Atem geht heiß — und mit schrillem Auflachen sagt er: „Mach' keinen

Heiligenschein um uns herum. — Es nutzt nichts ... verdammt sind wir beide doch im Himmel und auf Erden! — Da laß uns wenigstens..." Aufhorchend bricht er ab.

„Pst!... mir war — als hört' ich — auf der Wiese —"

Er hält den Atem an und lauscht. — Nichts zu hören, nichts zu sehen. — Was es auch war, Sturm und Nacht haben es verschlungen.

„Komm hinunter zum Ufer", sagt er, „unsere Gestalten zeichnen sich hier oben ab."

Sie geht voran — er folgt. — Doch auf dem schlüpfrigen Holzwerk gleitet sie aus. — Da fängt er sie in seinen Armen auf und trägt sie zum Flusse hinab. — Wehrlos liegt sie an seinem Halse.

„Wie leicht bist du geworden seit jenem Tage", sagt er leise, indem er sie niedergleiten läßt und aufrichtet.

„Oh — du würdest mich kaum wiedererkennen, wenn du mich sähest", erwidert sie ebenso leise.

„Was gäb' ich drum, wenn ich's könnt'!" sagt er und versucht das Umschlagetuch von ihren Wangen zurückzustreichen. Ein bleiches Oval — zwei dunkle, runde Schatten darin, dort, wo die Augen sind — mehr läßt die Finsternis nicht erkennen.

„Ich komm' mir vor wie ein Blinder", sagt er, und seine zitternde Hand gleitet von ihrer Stirn bis auf die Wangen nieder, als wolle er tastend die geliebten Züge entziffern. Sie widerstrebt nicht mehr. — Ihr Kopf sinkt auf seine Schulter.

„Was hab' ich dir nicht alles sagen wollen!" flüstert sie, „und nun weiß ich nichts mehr — rein nichts mehr."

Er schlägt die Arme fester um sie. Schweigend und reglos stehen sie da, während der Sturm an ihnen zaust und der Regen auf sie niederpeitscht. — — —

Da hallen vom Dorfe her die gebrochenen Töne des Posthorns, halb verschlungen vom Unwetter.

„Unsere Zeit ist um", sagt er erschauernd, „ich muß fort."

„Jetzt — in der Nacht?" stammelt sie tonlos.

Er nickt.

„Und ich seh' dich nicht mehr?" — —

Ein wilder Aufschrei zuckt durch den Sturm. —

„Johannes — erbarm' dich — ich lass' dich nicht — ich —

kann nicht leben ohne dich!" — Ihre Finger krallen sich in seine Schultern. „Du sollst nicht — ich will nicht..."

Mit Gewalt versucht er sich loszumachen.

„Ah so! — du gehst... Oh — du — du bist schlecht!... Du weißt, daß ich sterben muß — wenn du gehst... Ich kann nicht — — — Nimm mich mit dir! Nimm mich mit dir!"

„Bist du von Sinnen, Trude?" Er schlägt die Hände vors Gesicht und stöhnt laut auf.

„So! — — Das nennst du von Sinnen sein... Wehrt sich nicht das Lamm — — wenn man's zur Schlachtbank —? ... Und du willst?... Ah, liebst du mich so?... Ist das alles?... Ist das alles?"...

„Denkst du an Martin?"

„Er ist dein Bruder! — Weiter weiß ich nichts von ihm... Aber ich weiß, daß ich sterben muß — wenn ich noch länger bei ihm bleib'... Mich friert, wenn ich an ihn denke!... Nimm mich mit dir, Mann! Nimm mich mit dir!"

Er umfaßt ihre beiden Handgelenke, und sie hin und her schüttelnd, flüstert er mit halberstickter Stimme: „Und weißt du auch, daß ich verlumpt und verlottert bin — ein Verworfener, ein Säufer — zu nichts mehr nütze auf der Welt... Wenn du mich sehen könntest, du würdest ein Grauen vor mir haben... Ordentliche Menschen gehen mir aus dem Wege... Allen Guten bin ich ein Abscheu geworden!... Und glaubst du, ich würde gut sein zu dir?... Ich werde dir nie verzeihen, daß du zwischen mich und Martin getreten bist ... nie verzeihen, was ich um deinetwillen an ihm verbrochen hab'. Er wird zwischen uns stehen, solange wir leben. Ich werde dich beschimpfen — ich werde dich ... schlagen, wenn ich betrunken bin. Du wirst die Hölle haben an meiner Seite... Nun?... Was meinst du nun?"

Sie neigt demütig das Haupt, faltet die Hände und sagt: „Nimm mich mit dir!"

Ein Schrei wilden Jubels entfährt seinen Lippen. „So komm ... aber komm rasch... Eine Viertelstunde — hält der Wagen... Niemand wird uns sehen... Franz Maas — der einzige — — der verrät uns nicht... In der Stadt kaufst du dir Kleider, und dann... Halt! Was heißt das?"

Auf der Mühle ist's lebendig geworden. Gelber Lichtschein

fällt aus der weitgeöffneten Tür in die Finsternis... Eine Laterne schwankt über den Hof, verschwindet — kommt wieder — und saust dann, weggeschleudert, in einem leuchtenden Bogen durch die Luft gleich einem Meteor. — — — — —

Martin liegt im Bette eingeschlafen. — Da pocht es an die Fensterlade.

„Wer ist da?"

„Ich ... der David!"

„Was willst du?"

„Machen Sie auf, Herr! — Ich hab' Ihnen was Nöt'ges zu sagen."

Martin springt aus dem Bette, zündet ein Licht an und wirft sich in seine Kleider. — Ein flüchtiger Blick fällt auf Trudens leeres Bett... Gewiß ist sie im Wohnzimmer über dem Nähzeug eingedruselt, denn rechtschaffener Schlaf kommt schon lange nicht mehr in ihre Augen.

„Was gibt's?" fragt er den David, der naß wie eine Katze in den Hausflur tritt.

„Herr!" sagt er, unter dem Mützenschirm hervorblinzelnd, „es ist von wegen der achtundzwanzig Jahre, die ich auf dem Hof bin — — und schon der selige Herr Vater war immer gut zu mir..."

„Und um mir das zu erzählen, holst du mich nachts aus dem Bette?"

„Ja — denn heut nacht, wie ich aufwach' und den Regen platschen hör', fällt's mir schwer auf die Seele, daß die Satzposten nicht 'rausgehoben sind... Am End' staut's Wasser zu stark, und wir können morgen nicht mahlen."

„Hab' ich euch nicht tausendmal gesagt, Kerle", schilt Martin, „daß die Satzposten bloß bei Eisgang 'rauszuheben sind? Bei Hochwasser macht's unnütze Arbeit."

„Ich hab's auch nicht getan", meint David.

„Na also!"

„Denn wie ich zum Wehr komm', seh' ich auf der Zugbrück' zwei Liebesleut' stehen!"

„Und deshalb...?"

„Und da dacht' ich mir eben, es sei Schand' und Spektakel und nicht länger — —"

„Laß sie sich doch lieben in drei Teufels Namen!"

„Und ich wär's dem Herrn schuldig, wenn der Herr Johannes und unsere Frau — —"

Er kommt nicht weiter, denn seines Herrn Faust sitzt ihm an der Kehle.

Was geht mit Martin vor, dem Unglückseligen?

Sein Gesicht wird blaurot und schwillt auf — die Stirnadern quellen hoch heraus — die Nasenflügel zucken — die Augen wollen aus ihren Höhlen treten — weißlicher Schaum steht ihm vor dem Munde.

Dann stößt er einen Laut aus, der wie das Aufheulen eines Hundes klingt — und David loslassend, reißt er sich mit einem Ruck das Hemd am Halse entzwei.

Zwei, drei tiefe Atemzüge, wie der Erstickende sie tut, und dann brüllt er laut auf in jählings entfesselter Wut: „Wo sind sie? — — — Wo sind sie? — — — Ich mach' sie kalt! — — — Auf der Stelle mach' ich sie kalt!"

Er entreißt dem entsetzten David die Laterne und stürzt hinaus. Im Radhäuschen verschwindet er — eine Sekunde später kommt er wieder zum Vorschein. Hoch über seinem Haupte blitzt eine Axt.

Dann schwenkt er die Laterne dreimal im Kreise herum und wirft sie weit von sich mitten ins Wasser hinein. — Nach dem Wehr stürmt er hin — — —

„Dort kommt einer!" flüstert Trude, sich enger an Johannes schmiegend.

„Wahrscheinlich haben sie an den Schützen zu tun", flüstert er zurück. „Rühre dich nicht und sei guten Muts."

Näher und näher jagt die dunkle Gestalt daher. Ein tierähnliches Brüllen dringt durch die Nacht, das Brausen des Sturms übertönend.

„Martin ist's!" sagt Johannes, drei Schritte zurücktaumelnd. Aber schnell rafft er sich empor, umklammert Truden und

zieht sie mit sich, dicht an das Balkenwerk des Wehrs heran, in dessen schwärzestem Schatten sie beide niederkauern.

Ganz nahe an ihren Köpfen vorbei jagt der Tobsüchtige. — Die hochgeschwungene Axt schimmert in dem Dämmerlicht des Schaumes. — — —

Jenseits des Wehrs macht er halt. Er scheint auf das weite Feld hinauszuspähen, das sich ohne Baum und Strauch in gleichmäßigem Dunkel ausbreitet.

„Halt an der Mahlschleuse Wacht, David", donnert seine Stimme nach der Mühle hin. „Sie sind auf der Wiese — da fass' ich sie!"

Ein Laut des Entsetzens entringt sich Johannes' Brust. Er hat des Bruders Absicht durchschaut: er will die Zugbrücke aufziehen, um sie beide auf der Insel zu fangen.

Und dicht hinter Trudens Nacken hängt die Kette — die Kette, an der man ziehen muß, um die Brücke zurückschlagen zu lassen.

Sein erster Gedanke ist: „Schütze das Weib!" — Er reißt sich aus Trudens Arm und springt den Abhang des Ufers hinan, um sich der Wut des Bruders zum Opfer darzubieten.

Trude stößt einen gellenden Schrei aus. Johannes in Todesgefahr — drüben der Tobende — hell blinkt die Axt — — aber hinter ihr die Kette, der eiserne Ring, der ihr den Kopf fast wund schlägt. Mit zitternden Händen greift sie danach — sie zerrt mit aller Kraft — in demselben Augenblick, in dem Martin den Balken des Stegs erklimmen will, klappt die Zugbrücke zurück.

Johannes sieht nichts davon, er sieht nur den Schatten drüben und die helle Axt. — Noch wenige Schritte, und der Tod saust auf ihn herab. — — Da, im Augenblick der höchsten Not, fällt ihm die Mutter ein und was sie einst zu dem Wütenden sprach.

„Denk an Fritz!" schreit er dem Bruder entgegen.

Und siehe da! Die Axt entfällt seiner Hand — er taumelt — er sinkt — ein Schlag — ein Spritzen — er ist verschwunden.

Johannes stürzt nach vorne — sein Fuß schlägt gegen die umgeklappte Brücke — dicht vor ihm gähnt ein schwarzes Loch.

„Bruder, Bruder!" schreit er in wahnsinniger Angst, er

denkt nichts mehr, er fühlt nichts mehr. Nur das eine: Rette den Bruder! rast durch sein Gehirn.

Mit einem Ruck wirft er den Mantel ab — ein Sprung — ein dumpfer Schlag wie gegen eine scharfe Kante — — — — —

Trude, die halb ohnmächtig die Kette umklammert hält, sieht zwischen den hellen Wassern eine längliche, dunkle Masse den schrägen Abfall hinunterschießen und in den Schaumwirbeln verschwinden... Eine Sekunde später noch eine... Wie zwei Schatten flogen sie an ihr vorbei.

Sie wendet den Blick nach dem Gerüst empor — —

Dort oben ist alles still — alles leer.

Der Sturm heult ... das Wasser rauscht. — — Besinnungslos sinkt sie am Ufer nieder.

Am andern Morgen wurden die Leichen der beiden Brüder aus dem Flusse gefischt. — Seite an Seite schaukelten sie sich in den Wellen, Seite an Seite wurden sie begraben. — Trude war wie versteinert in ihrem Schmerz. In tränenloser Stumpfheit starrte sie vor sich hin, ihre Verwandten, selbst ihren Vater wies sie von sich, nur Franz Maas durfte um sie sein. — Getreulich nahm er sich ihrer an, wehrte Fremden den Zutritt zu ihrer Schwelle und regelte den Verkehr mit den Behörden. — Viel fehlte nicht, so wäre auf Davids dunkle Andeutungen hin die gerichtliche Untersuchung gegen die Unglückliche eingeleitet worden.

Aber waren die Aussagen des alten Knechtes auch zu lückenhaft und verworren, um einen Prozeß darauf zu bauen, so genügten sie doch, um Trude Felshammer vor der Welt zur Verbrecherin zu stempeln. Je scheuer sie sich von den Menschen zurückzog, je ängstlicher sie den Mühlenhof vor jedem fremden Angesicht verschloß, desto ausschweifender wurden die Gerüchte, die über sie im Schwange waren.

„Die Müllerhexe", so benannten sie die Leute, und die Sagen, die ihre Gestalt umgaben, pflanzten sich von einem Geschlechte zum andern fort.

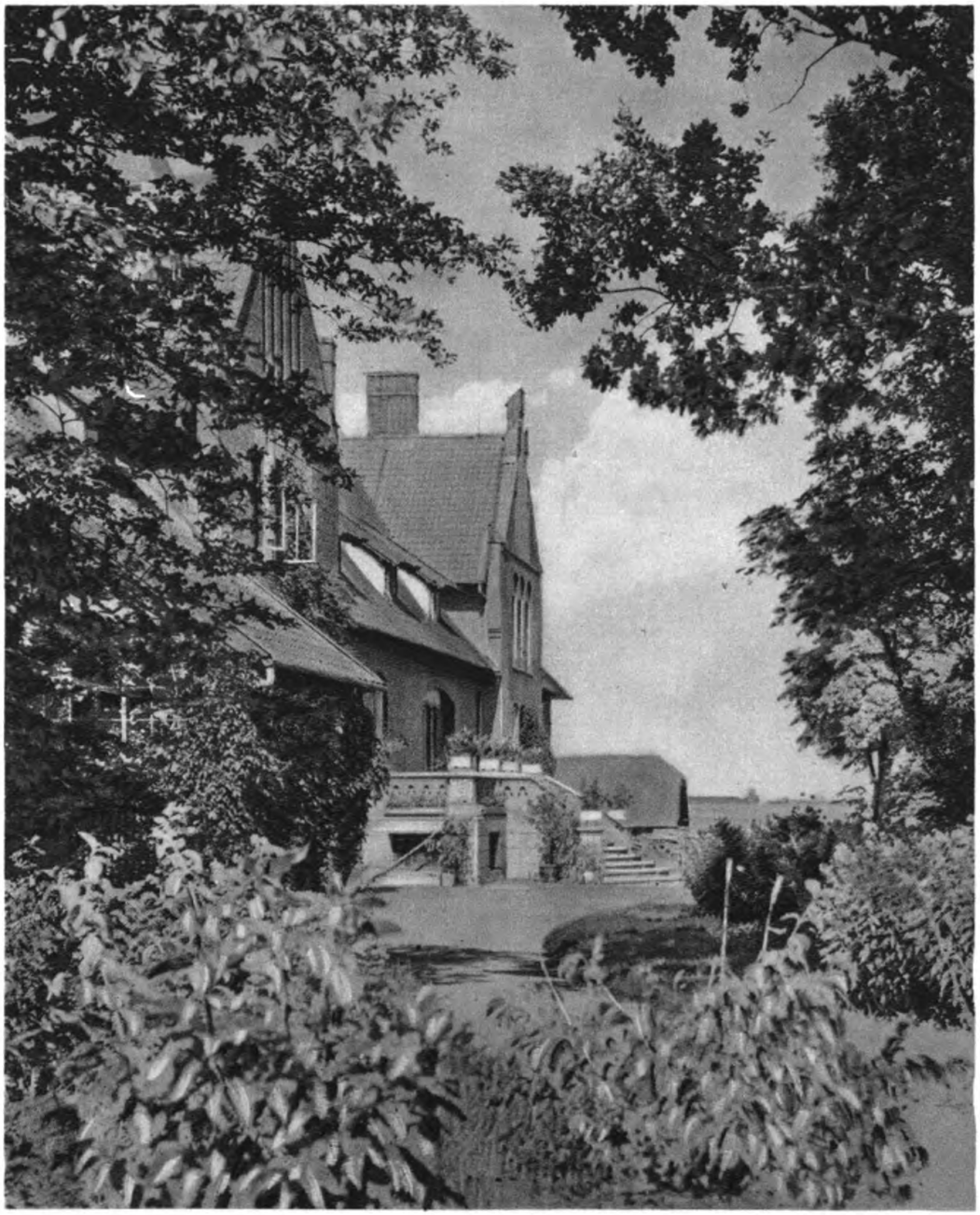
Die Mühle ward nun die „Stille Mühle", wie der Volksmund sie benannte. Die Mauern zerfielen; die Räder vermorschten; der blinkende Fluß schlämmte voll Unkraut, und als der Staat einen Kanal anlegte, der das Bett oberwärts Marienfelde zum Hauptstrom ablenkte, da wurde er vollends zum Sumpfe.

Und Trude selbst? Sie vereinsamte gänzlich. Bald wollte sie auch den Freund nicht länger um sich dulden und verschloß ihm die Tür.

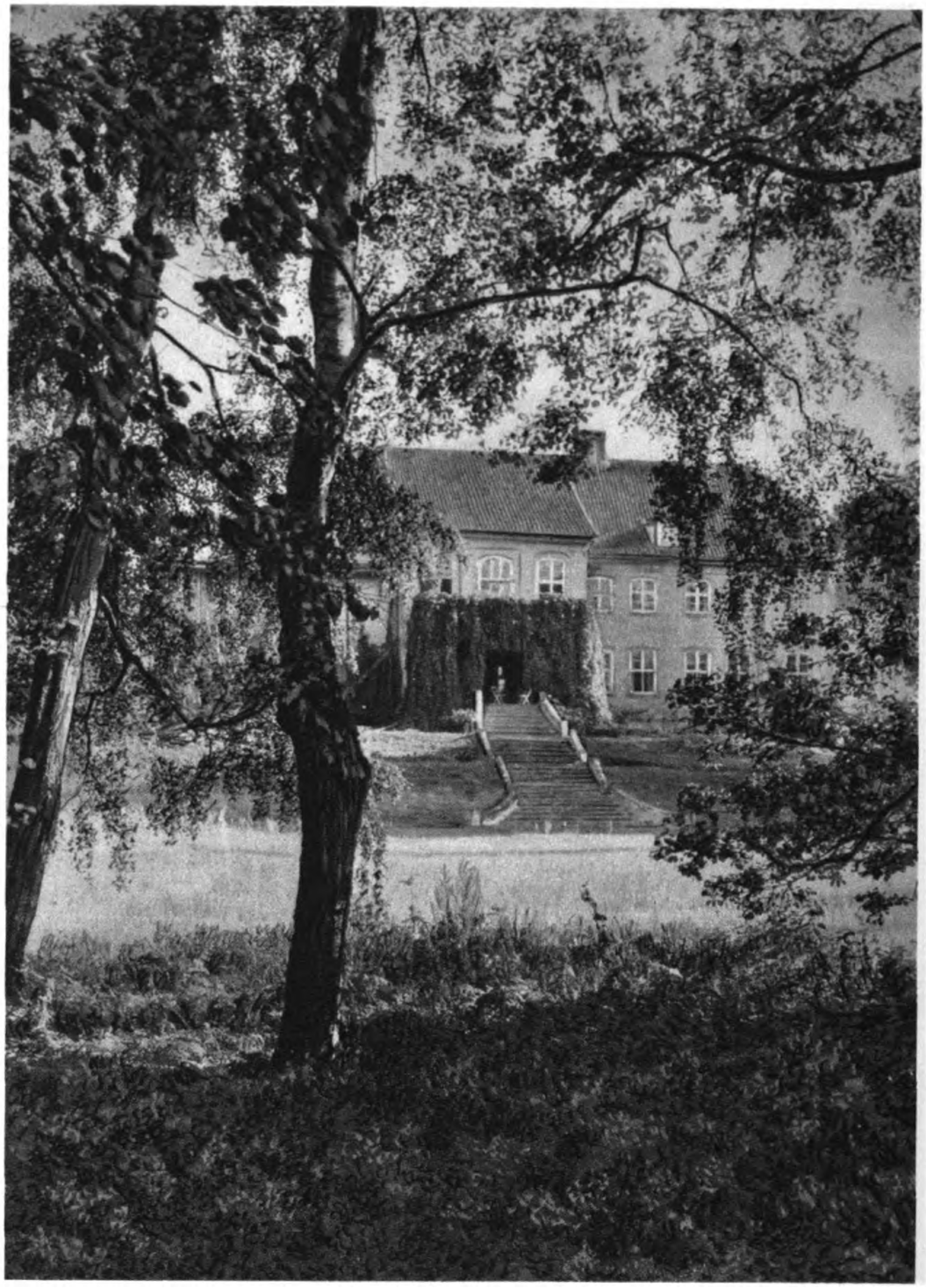
Vor ihrem Gewissen galt sie als Mörderin. Ihre Angst trieb sie einem Beichtvater, trieb sie der katholischen Kirche in die Arme. Man sah sie um Kruzifixe rutschen und vor Kirchtüren knien, in der Hand den Rosenkranz drehend, die Stirn an den Steinen blutig geschunden.

Sie sühnt das große Verbrechen, das sich „Jugend" nennt.

HAUS UND HÜTTE — GUTSHOF UND BAUERNHOF



Ostpreußischer Gutshof (Herrenhaus) Corben im Samland

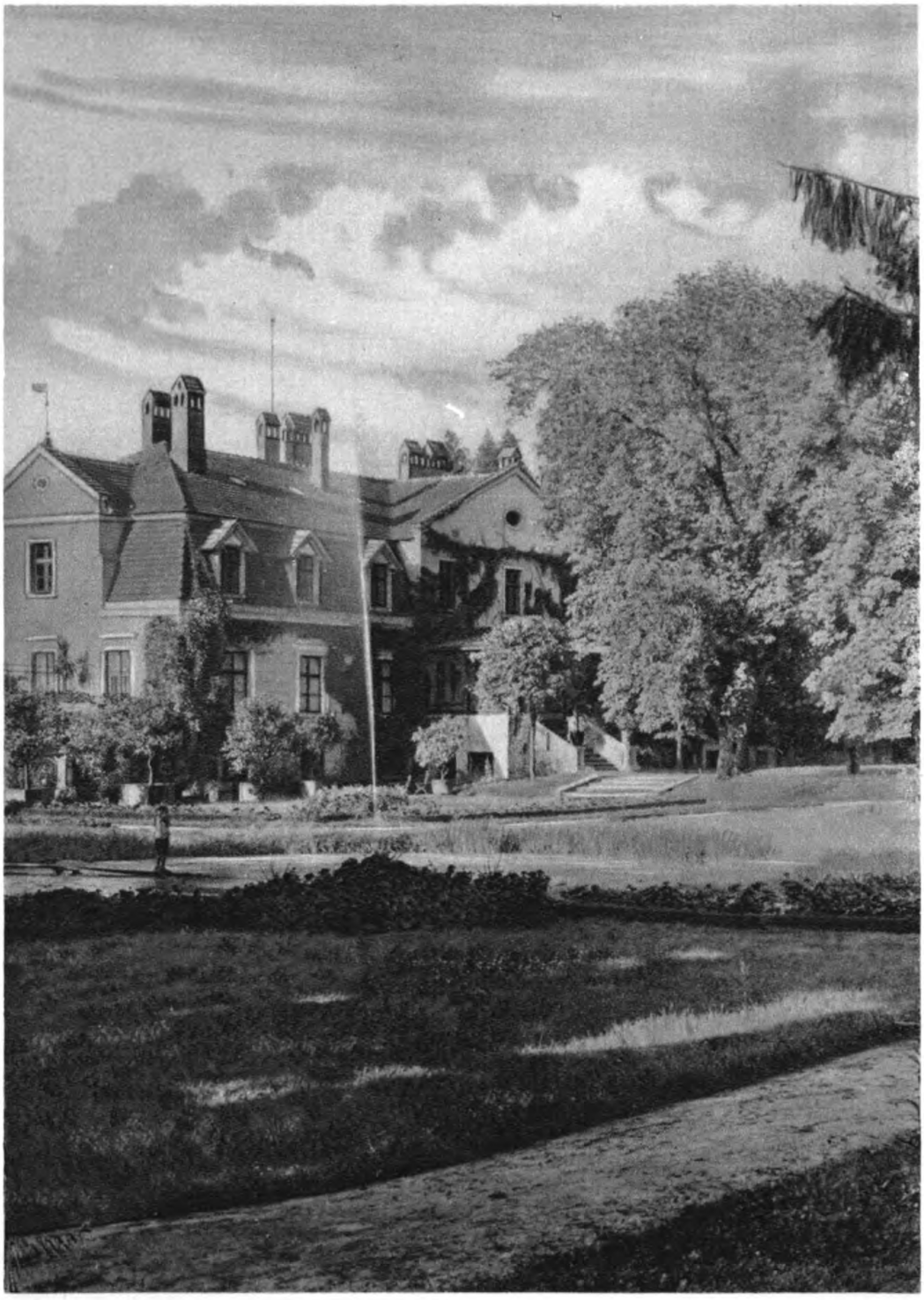


Gartenseite des Herrenhauses von Gut Metgethen bei Königsberg

Rossitten (Kurische Nehrung) Haus mit Blumen- und Gemüsegärtchen

Fischerhütte auf der Kurischen Nehrung

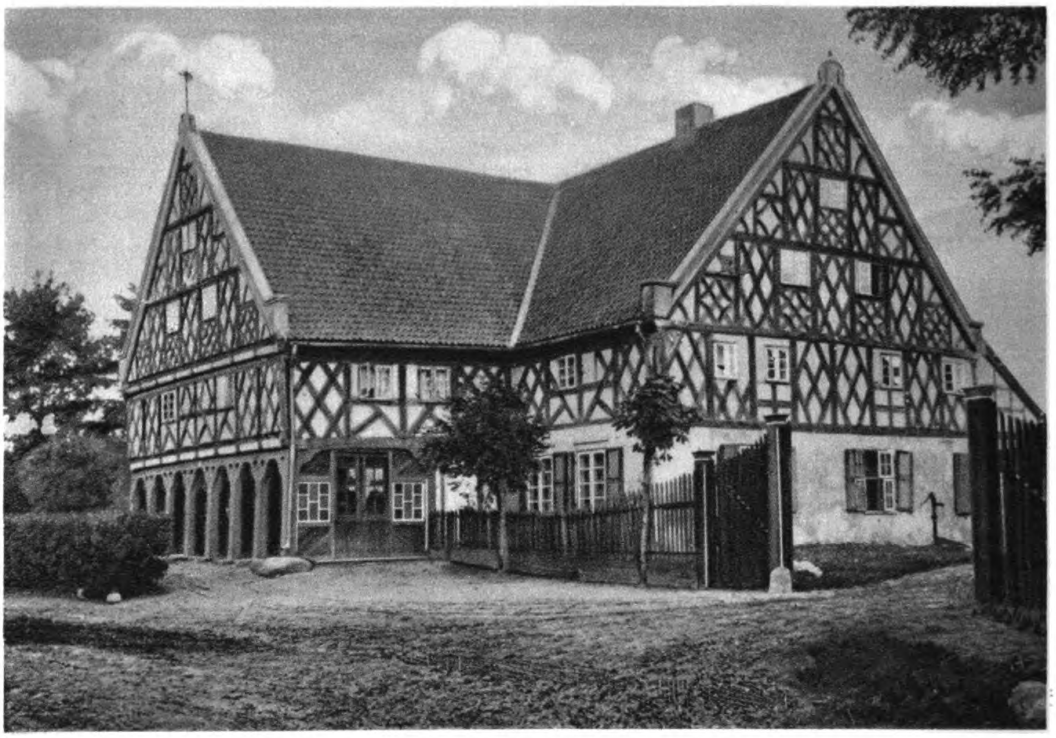
Litauisches Bauernhaus bei Ragnit (Memelniederung)



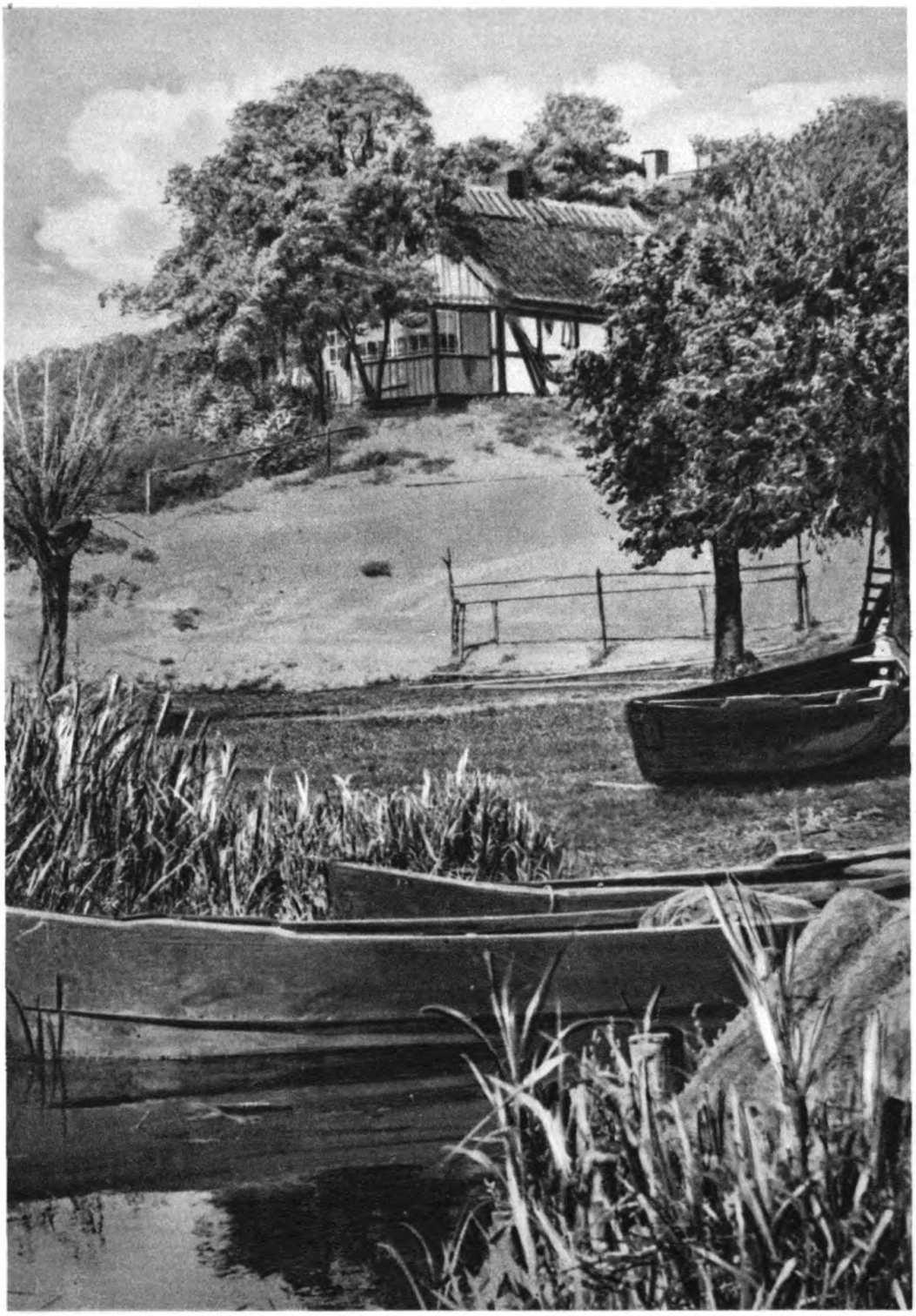
Herrenhaus des Gutes Cadinen bei Elbing (Parkseite)

Einzelgehöft bei Treuburg

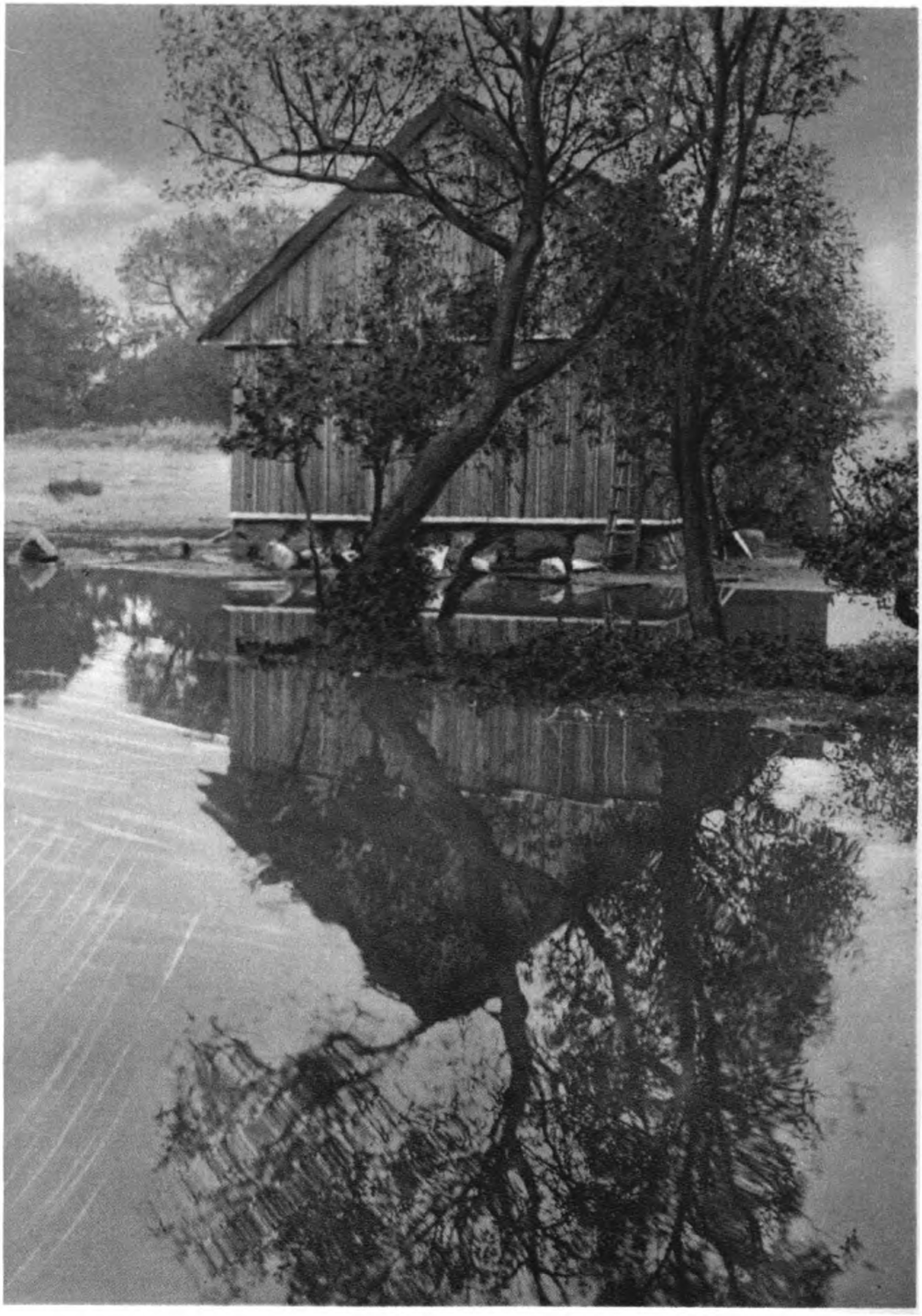
Die Form jedes der Häuser zeigt die Reihenfolge, in der sie gebaut wurden: zuerst links, das älteste Haus, primitiv aus Holz, dann ein jüngeres Haus schon mit Steinunterbau, rechts ein modernes massives Haus



Bauernhaus in der Marienburger Gegend



Fischerhaus auf der Frischen Nehrung am Haffufer zu Kahlberg
Das Haus dient zugleich zur Aufnahme von Sommergästen



Holzhaus in Neukuhren (Samland)

Bauernhaus im mittleren Ostpreußen

Einfaches Vorlaubenhaus westlich von Preußisch-Holland

Vorlaubenhaus im Oberland bei Hirschfeld

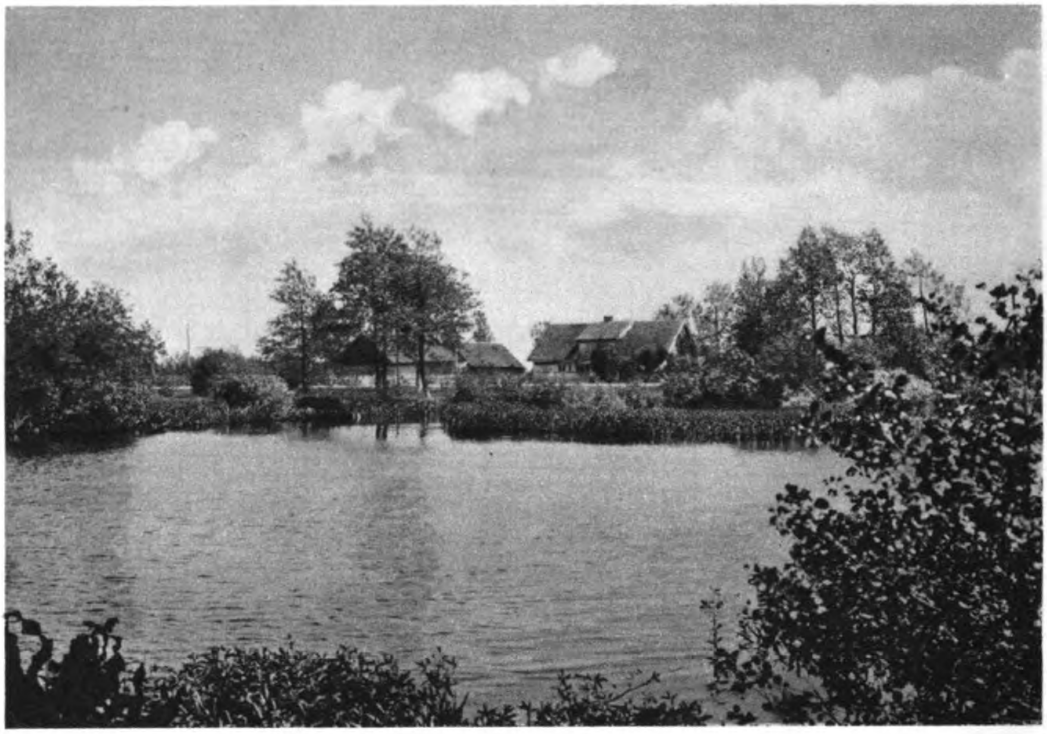
Stattliches Vorlaubenhaus in der Elbinger Niederung

Altertümliches Fachwerkhaus in Friedland

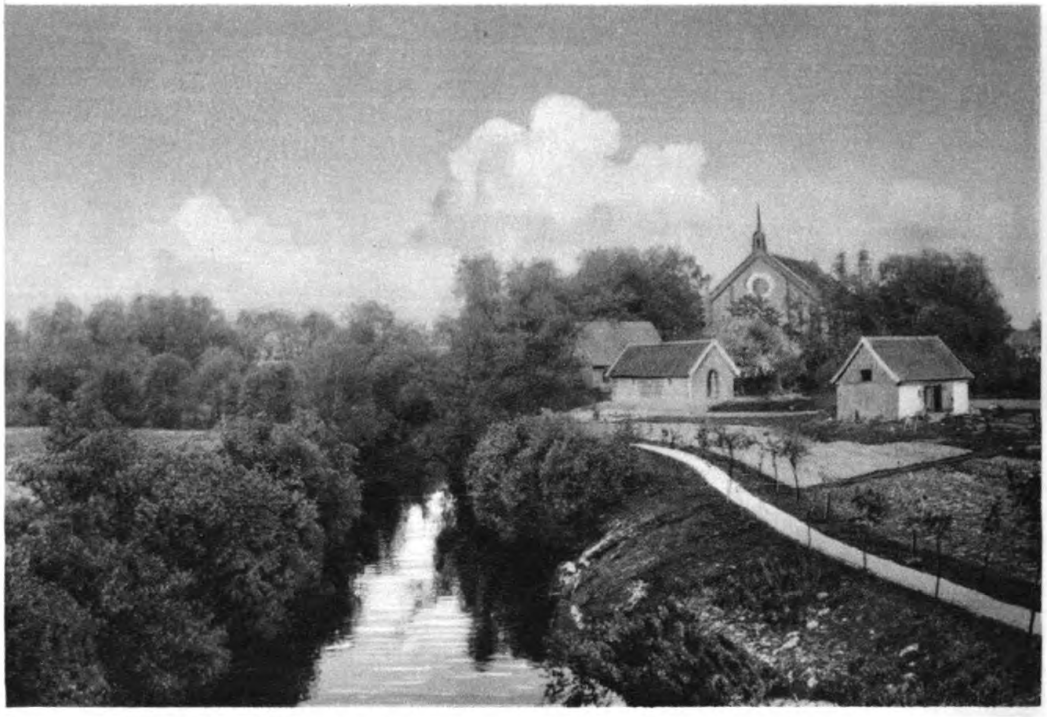
VERLORENE HEIMAT

Hermann Sudermanns Geburtsort ist der Flecken Heydekrug im Memelgebiet. Diesen heute abgetrennten, aber niemals vergessenen Zipfel Preußens an der Nordostecke des Reiches zeigen die letzten Aufnahmen des Buches. Zur Vervollständigung des Bildes des jetzt dem Wortlaut nach autonomen, an Litauen angelehnten Gebietes mit der Hauptstadt Memel sei darauf hingewiesen, daß dazu auch die nördliche Hälfte der Kurischen Nehrung und des Kurischen Haffs, vor allem die in den voraufgehenden Bildern gezeigten viel besuchten Orte Schwarzort und Nidden gehören

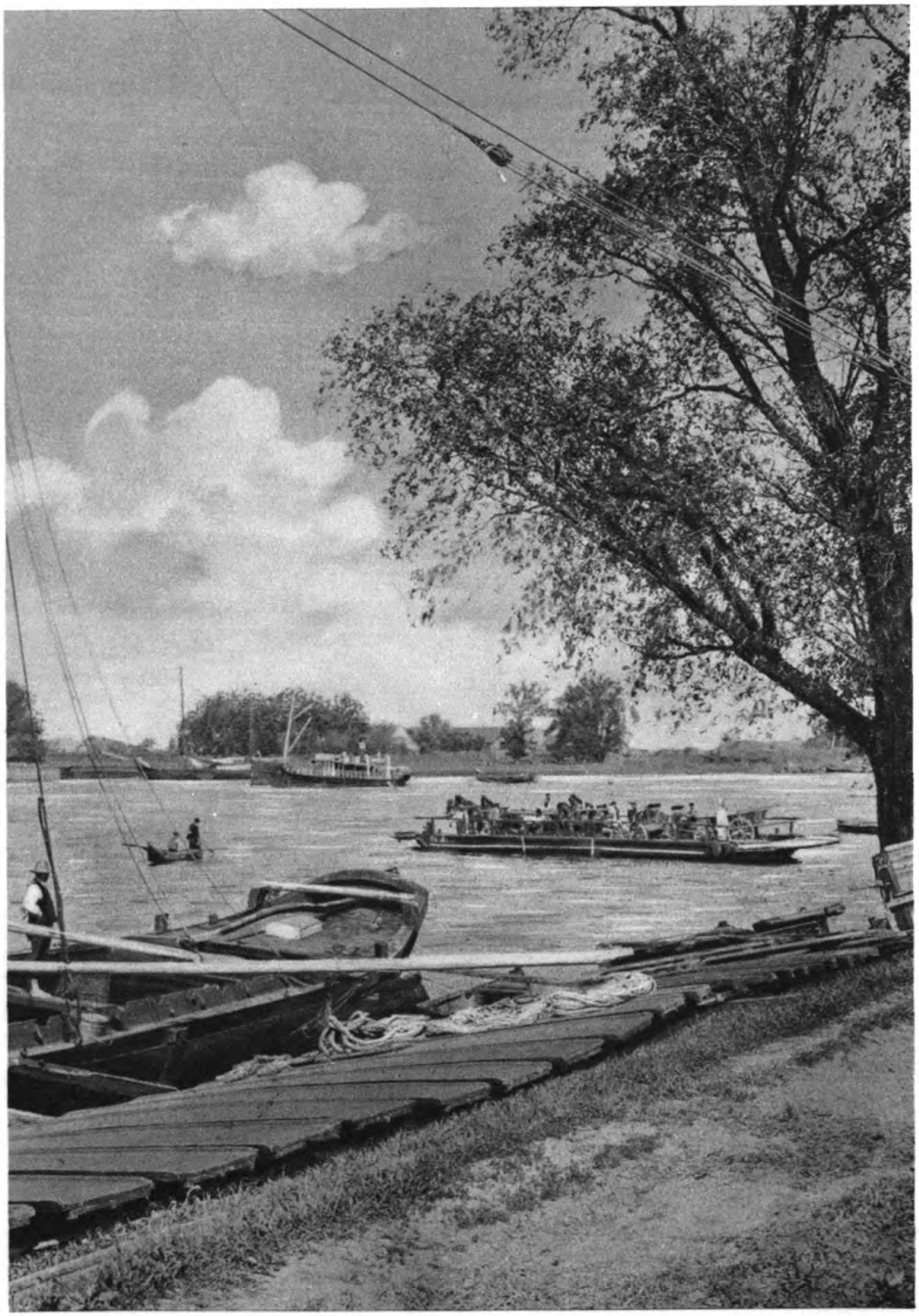
Die Hauptstraße von Heydekrug



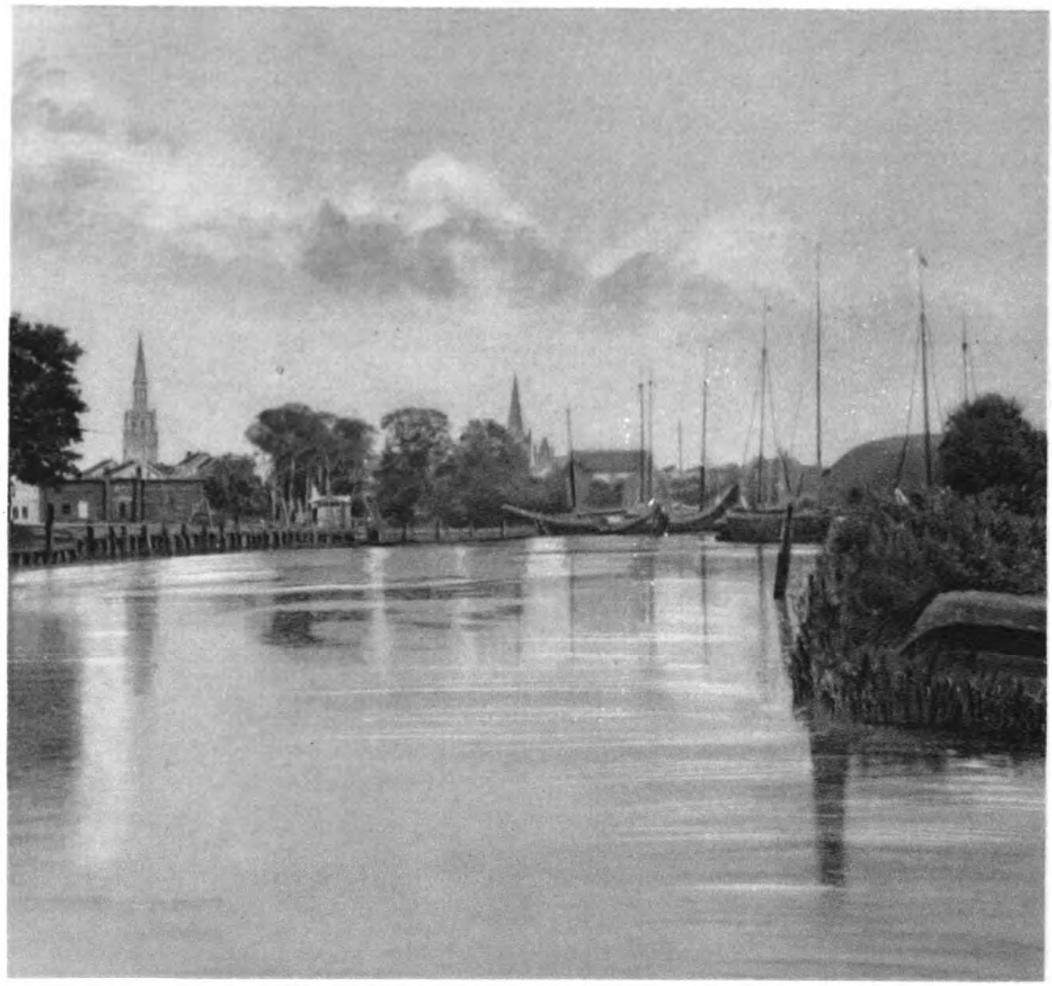
Kolonie Bismarck bei Heydekrug



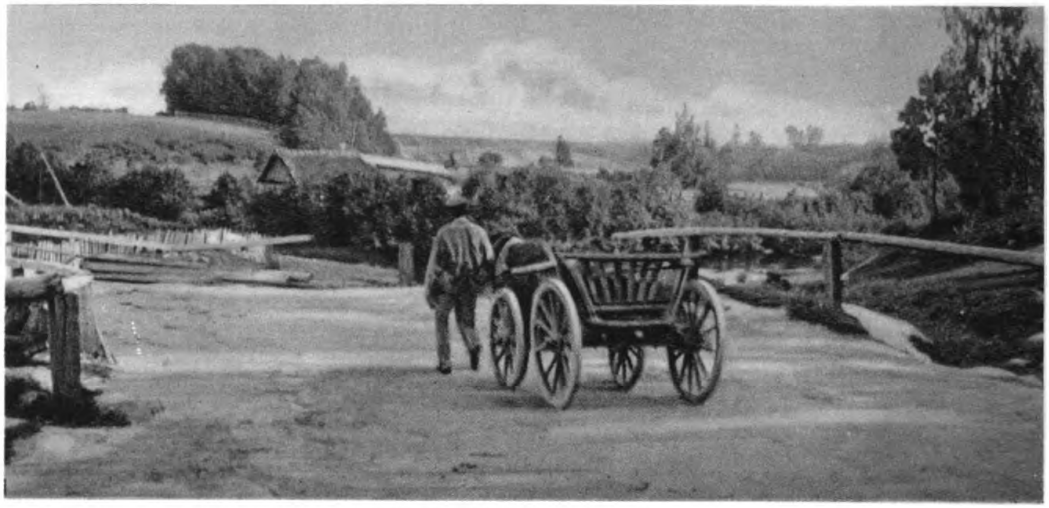
Werden bei Heydekrug mit der Evangelischen Kirche



Am Rußstrom, dem nördlichen Mündungsarm der Memel



Blick auf Memel, vom Memeler Tief aus



Jenseits der Grenze . . .

Bei der guten Tante in Elbing – Aus dem Bilderbuch meiner Jugend

Der Schritt in die Welt

Als ich das zwölfte Jahr überschritten hatte, begann die Frage des künftigen Berufs um mich herum zu spuken.

Meine „Freunderln" saßen schon längst auf den hohen Schulen von Tilsit, die mir natürlich verschlossen blieben, denn das notwendige Pensionsgeld hätte mein Vater niemals erschwingen können. Und doch wich der Gedanke, daß ich Realschule oder Gymnasium besuchen müsse, bei Tag und bei Nacht nicht mehr aus meinem Hirn.

Meine Mutter sah den stillen Jammer wohl, in dem ich vor mich hinlebte, und manchmal, wenn ich über das Buch hinweg, vor dem ich saß, gierig ins Leere starrte, schlich sie sich tröstend hinter mich, nahm meinen Kopf in beide Arme und flüsterte zu mir nieder: „Verzage nicht, mein Jungchen, es wird vielleicht gehen."

Ja, aber wie? Das blieb mir so lange ein Rätsel, bis eines Tages von der guten Tante aus Elbing ein Brief ankam. In dem stand, sie wolle es mit mir versuchen — für vier Taler monatlich könne ich bei ihr Pension und sogar noch Klavierstunden haben, die meine Kusine Marie bereit sei, mir zweimal wöchentlich zu erteilen.

Damit war mein Schicksal entschieden, und die Notbehelfe des Försters und des Volksschullehrers, die mir bisher als das verhältnismäßig Höchststehende in lockenden Farben vors Auge geführt worden waren, sanken weit zurück ins Reich der Angstträume. Ein heimlicher Bittbrief meiner Mutter, von dem selbst Vater keine Ahnung gehabt, hatte das Wunder zustande gebracht, gegen das er sich nicht mehr zu wehren vermochte, zumal Mama erklärte, daß sie ein Viertel, ja die Hälfte des Betrages durch das Milchgeld selber aufbringen wolle.

Dies „Milchgeld“ hat noch zwanzig Jahre lang in meinem Leben eine Rolle gespielt, und wenn das Messer mir ganz dicht an der Kehle saß, dann kam es als letzte Rettung dazwischen. Die eine Kuh, die uns im Stalle stand, hat alles geschafft. Was von ihrer Milch übrigblieb, wenn die Häuslichkeit versorgt war, durfte verkauft werden, und der Erlös davon floß in Mutterchens Tasche. —

Die „gute Tante“ in Elbing, Frau Agnete Neufeldt mit Namen, hatte schon immer in unserem Hause eine Rolle gespielt. Sie „lebte von ihren Zinsen“, sie besaß sogar eine „Villa“, wie die Sage ging, und hatte schon deshalb etwas Feenartiges an sich, wenngleich ein greifbares Zeugnis hierfür bis dahin sich nicht zu uns verirrt hatte. Nun aber war es da und zog mich in jene Feenländer, in denen Wohlstand und Würde, Bildung und Feinsein zu Hause sind.

Daheim begann alsbald eine fiebernde Tätigkeit, denn meine Aussteuer mußte so glanzvoll ausfallen, daß ich selbst in höheren und höchsten Kreisen nicht über die Achsel angesehen wurde.

Zwei Anzüge bekam ich, im Hoffmannschen Laden vom besten Tuche abgeschnitten, und nicht etwa im Hause gemacht wie bisher, o nein, bei einem wirklichen Schneider, Paetzel mit Namen, der sich noch weit später, als ich mit den Swells vom S. C. in Wettbewerb zu treten hatte, als Künstler von Gottes Gnaden erwies. Daß ich mit meiner Leibwäsche auf eine Hochzeitsreise hätte gehen können, brauche ich keinem zu versichern, der meine Mutter je gekannt hat. Aber sogar zwei „Schlipse“ bekam ich mit auf den Weg, von ihr selber auf kleine Pappbögen gespannt — denn „Selbstbinder“ gab es in meinem Gesichtskreis noch nicht —, der eine von braunem Brokatstoff für die Sonn- und Feiertage, der andere — nun, also den anderen hab' ich vergessen, wie man den Alltag ja meistens vergißt.

Mich selber hatte wieder einmal ein Wahnsinn gepackt, der Wahnsinn nämlich, auf die Tertia zu kommen. Damerau und Dobinsky waren mittlerweile auf der Tertia angelangt, darum also durfte ich mich nicht lumpen lassen.

Dabei sah es bei mir mit Latein und Mathematik höchst windig aus — der junge Katastergehilfe hatte sich längst dem

Suff ergeben und darum die Stunden einschlafen lassen —, mein Französisch war mäßig, mein Englisch half mir nichts, denn es wurde erst auf der Tertia begonnen, von Naturwissenschaft hatte ich keinen Schimmer, Geschichte und Geographie zählten nicht — so blieb also nur die Literatur, in der ich erhebliche Schätze gesammelt hatte.

Sogar Schillers Dramen kannte ich sämtlich, und über die Gegensätzlichkeit in den Charakteren des Karl und des Franz Moor hatte ich jüngst meinem Vater einen längeren Vortrag gehalten, der finsterem Stillschweigen begegnet war, denn alles, wovon er nichts wußte, erregte ihm bitteren Gram.

Und noch heute bin ich mir nicht darüber klar, ob der Widerwille, mit dem er meinen Bildungsaufstieg später begleitet hat, im Innersten nicht auf Groll über das eigene Schicksal beruhte.

Unter der Obhut des Herrn Hoffmann, desselben Herrn Hoffmann, bei dem die zwei Tuchanzüge gekauft waren und der sich jetzt zur Leipziger Messe begab, um neuen Vorrat zu schaffen, fuhr ich an einem sonnigen Aprilmorgen von dannen — bis Tilsit mit der Post, von dort mit dem Personenzuge weiter.

Bei Herrn Hoffmann — gesegnet sei sein Andenken! — war zwei Tage vorher große Gesellschaft gewesen, und darum hatte seine sorgliche Gattin ihm einen ganzen Freßkober mit gefüllten Blätterteigschnitten vollgepackt — Dinge, von denen man im Sudermannschen Hause gerade nur eine Ahnung bekam, wenn Mama auf „Ressource" gewesen war. Und wenn ich mit vollen Händen herausholen durfte, mehr als mein Herz begehrte, dann war es wie eine glückliche Vorbedeutung für die Üppigkeit kommender Zeiten, war fast eine Reise ins Schlaraffenland.

Die Nacht über saß ich wach in meiner harten Ecke und malte mir die Wonnen künftiger Tage.

Am meisten freute ich mich auf Onkel Heinrich.

Onkel Heinrich war der einzige rechte Bruder meines Vaters und hatte in meinem Elternhause eine Stellung von märchenhafter Wichtigkeit. Er war der Besitzer des Hotels „Zum goldenen Löwen" gewesen, das er verkauft hatte, als

seine Frau, eine sehr üppige und vornehme Frau — beider oft angestauntes Bildnis hing in unserer guten Stube —, ihm nach einer geheimnisvollen Krankheit, bei der alles zu Zucker wird, vom Tode entrissen worden war. Was er seither getan hatte, darüber war Genaues nicht mehr zu uns gedrungen. Er lebte bei den Verwandten, wie es hieß, gewiß als ein wohlhabender und lebensfroher Rentner, bereit, auch seinem dankbaren Neffen einen Anteil an den Genüssen des eigenen Daseins zu vergönnen.

Dieser Onkel Heinrich würde mich mit Fuhrwerk vom Bahnhof abholen kommen, so hatte die gute Tante in ihrem letzten Briefe geschrieben, und als ich in Elbing um fünf Uhr früh dem Zuge entstiegen war, sah ich mich herzpochend nach der Karosse und ihrem Kutscher um, die meiner warteten. Wo sie waren, da konnte auch Onkel Heinrich nicht fern sein.

Aber nichts dergleichen ließ sich bemerken. Hinter dem knallgelben Postwagen stand nur ein klappriges Brettergefährt, auf dem ein zweifelhaft aussehender Mann mit langem Fetthaar und einer roten Nase zigarrenlutschend kauerte. Als der mich in meiner Ratlosigkeit suchend dastehen sah, winkte er mir zutraulich mit seiner Peitsche und rief: „Wenn du der Hermann bist, mein Jungchen, dann komm nur! Der Gaul ist zwar noch nie im Leben durchgegangen, aber mir ist gesagt worden, ich soll ihn nicht allein lassen."

Sehr beklommen trat ich näher, und als er sich mit zwei feuchten Schmatzlippen zu mir herniederneigte, kletterte ich auf die Radnabe und küßte ihn tapfer, während ein verdächtiger Dunst, den ich von Krügen und Landstraße her wohl kannte, lähmend über mich herfiel.

Das war mein Onkel Heinrich.

Als ich meinen Koffer besorgt hatte, fuhren wir quer durch die noch schlafende Stadt, und überall glitzerten in der Morgensonne die hohlgebogenen Fensterscheiben, die ich in solcher Fülle an keinem anderen Ort der Erde gefunden habe.

Das sprach von Glanz und Glück und Lebensfülle, aber mir war das Herz sehr schwer.

„Hier ist der ‚Goldene Löwe'", sagte mein Onkel und wies mit der Peitsche nach einem hohen, kahlen und kleinfenstrigen Hause, das altmodisch eingeklemmt zwischen ähnlichen

Giebelbauten stand, und mit einem von Bitterkeit freien, fast fröhlichen Lachen fügte er hinzu: „Ja, ja, mein Jungchen, das war einmal."

Dann kam der breite Elbingfluß, von bauchigen Kähnen und schwarzen Dampfern voll — und dann ein Stadtteil, der mit seltsamen himmelhohen, schwarzweißen Fachwerkhäusern dicht besetzt war, ein Stadtteil, in dem kein Mensch sich sehen ließ, in dem keine Gardine leuchtete, in dem alles tot und erstorben schien.

„Das ist die Speicherinsel", erklärte mein Onkel.

Und dann war es plötzlich wie auf dem Lande. Noch kahle Chausseebäume säumten die Straße ein, ein Dorfgasthaus mit Einfahrt und Wolmen winkte zur Ankehr, Obstgärten rüsteten sich zum Blühen, ein Ackerfeld, frisch aufgebrochen, dunstete — —

„Hier sind wir", sagte mein Onkel, auf ein stattliches blitzblankes Haus hinweisend, dessen Fensterglas gerade so hohl geschliffen glitzerte wie in allen den gastlichen Wohnungen, die ich mit heimlichem Neide hinter mir hatte zurücksinken sehen.

Das also war eine „Villa"! Und als ich vom Wagen sprang, war das Herz mir wieder ganz leicht.

Und dann kam eine kleine, verschrumpelte Frau mit langen Zähnen und tränigen Augen mir freundlich entgegen, wischte sich die Reibeisenhände an einer blauen Küchenschürze und umhalste mich. Ein hochaufgeschossenes Jungfräulein, braunzopfig, blinkäugig und auch im übrigen leidlich wohlgetan, reichte mir die vollen Lippen zum Kusse — das war meine Kusine Marie.

In einem sonnendurchglänzten Giebelzimmer, in dem — das sah ich auf den ersten Blick — ein Pianino meiner Künstlertaten harrte, stand auf dem Sofatische die Kaffeekanne und das Butterbrot.

Ich war daheim.

Nach zwei Tagen, vollgefüllt mit den Wonnen neuen Schauens und neuen Liebhabens, machte meine Tante sich mit mir auf den Weg, mich in der Realschule anzumelden. An den Besuch des Gymnasiums hätte ich niemals zu denken gewagt. Ein späteres Studium war selbstverständlich ausgeschlossen, und

bis zum höheren Postfach und ähnlichen Berufen kam man als Realabiturient ja auch.

„Der Herr Direktor lassen bitten", sagte der Schuldiener.

In einem blaudämmerigen Raume stand ein großer, dicker Herr mit rotwallendem Barte und stechenden Brillengläsern.

Das war der Direktor Brunnemann, der Allgewaltige, der mein künftiges Schicksal zwischen den Fingern hielt.

„Was hast du für eine Vorbildung, mein Sohn?"

„Ich habe Latein gelernt, ich habe Mathematik gelernt, ich habe Literaturgeschichte gelernt, und die beiden Sprachen hab' ich auch gelernt", schnurrte ich herunter, um meiner Verzagtheit Herr zu werden.

„Halt, halt", sagte er lachend, „sonst kann ich dir schließlich nur noch eine Lehrerstelle anbieten."

Die Prüfung ergab, daß ich über die Anfangsgründe hinaus so gut wie gar nichts wußte.

„Also Quarta", entschied der Direktor.

Da verlegte ich mich aufs Bitten. „Ach, versuchen Sie es doch mit mir, Herr Direktor! Ich werde mir solche Mühe geben, ich werde so fleißig sein! Wenigstens versuchen könnten Sie es doch."

Und auch die Tante half mit. „Er kommt da von weit hinten her", sagte sie. „Aus dem Litauischen. Da sind die Leute noch nicht so weit. Aber er ist ein aufgeweckter Junge und wird sich schon machen."

„Gut", sagte der Direktor, „ich werde dich also für die Tertia notieren; aber daß du binnen vier Wochen nach der Quarta zurückversetzt werden wirst, darauf kannst du dich verlassen."

Die Drohung schreckte mich nicht. In heller Seligkeit verließ ich das Schulgebäude. Und der Vetter, Tantens Sohn, ein murkliger Junge mit grellen, kohlschwarzen Fanatikeraugen, der als Apothekerlehrling der Welt zu Leibe ging, goß uns, als wir bei ihm ansprachen, zwei heimliche Magenschnäpse ein: erstens, um das große Glück zu begießen, und zweitens, weil er gerade allein war. —

An demselben Tage lernte ich den ersten wirklichen Freund kennen, den das Leben mir bescheren sollte.

Er hieß Julius Blechschmidt, und seine Mutter, mit der

meine Tante einen matten Verkehr unterhielt, war die Witwe eines höheren Beamten, die durch Weißzeugnähen ihrer kärglichen Pension die sehr nötige Aufbesserung schuf.

Er war ein wilder Bursch, älter und kleiner als ich, mit schwarzer, schlichter Mähne und einem Paar Augen von dunkelflammender Schönheit. Da er im zweiten Jahre auf der Tertia saß, mußte er naturgemäß mein Mentor werden, und dies Geschäft hat er so gründlich besorgt, daß es in den nächsten zwei Jahren keinen dummen und wüsten Streich in der Klasse gab, in den ich nicht mit Zagen und Widerwillen verwickelt gewesen wäre.

Zwei- oder dreimal habe ich dank ihm dicht vor der Relegation gestanden, aber immer hat seine Indianernatur unsere Untaten zu verwischen gewußt. Die ärgsten darf ich auch jetzt nicht erzählen, denn sie waren schlimmer als verbrecherisch — unappetitlich waren sie.

Aber ich liebte ihn — liebte ihn mit der ganzen Hingabe des einsamen, leichtverzagten, vom Leben unsanft behandelten Knaben. Sein Denken und Handeln, wie sehr es meiner innersten Natur auch widerstreben mochte, war für mich Vorbild und unerreichbares Ideal. Vielleicht fühlte ich, daß er dem Naturwalten weit näher stand als ich, daß ungebändigte Naturtriebe in ihm wirkten, vor denen mein Sinn sich willenlos beugen mußte. Trotz seiner Kleinheit war er von unheimlicher Muskelstärke, ein Turner, ein Schwimmer, ein Schlittschuhläufer von Gottes Gnaden. Mit allem, was Tierzeug heißt, auf du und du und in der Pflanzenwelt zu Hause wie ein Botaniker von Fach. Vieles von dem, was ich ihm verdanke, lebt heute noch in mir.

Die Schulstunden nahmen ihren Anfang. Als Letztangekommener bekam ich den letzten Platz, und daß er mir auch von Wissenschafts wegen gebührte, stellte sich rasch heraus.

Unser Ordinarius hieß Kutsch, ehemaliger Volksschullehrer und nur auf Grund altbewährter Ungebundenheiten — Preußen war damals noch nicht zu einer Maschine umreglementiert — zum Dienst auf Tertia zugelassen. Ein großer, starker Mann mit scharfen, hellgrauen Herrscheraugen und einem langen Bartbesen, an dem er unaufhörlich zerrte. Jupiter

tonans, wenn er wollte; und wenn er nicht wollte, ein galoschenschlürfender Pedant, der das Klassenbuch mit Tadeln füllte und seine Gutherzigkeit im Zügel hielt, so daß sie nur bei Spaziergängen und auf dem Schulhof beseligend zum Vorschein kam. Dieser Mann hatte mich, seitdem mir in der Geometriestunde die erste blödsinnige Antwort entfallen war, auf die Plempe seines Humors gespießt, und wenn er eine Frage an mich tat, brüllte die Klasse, noch ehe ich den Mund aufgetan hatte. Bis meine deutschen Aufsätze ihm eine mürrische Achtung abnötigten. Aber das kam erst später.

Noch weit schlimmer stand es mit Latein. Als das erste Extemporale zurückgegeben wurde, zeigte das beste 0 Fehler, das schlechteste hingegen 54. Die 0 Fehler hatte Claaßen I, die 54 Sudermann — von dem nächstschlechten durch die Ziffer 31 getrennt. Ein so skandalöses Ergebnis war auf der Tertia noch nicht dagewesen, wie der alte Lateinlehrer Genrich, der mir mein Lebtag ein Schrecknis geblieben ist — ich träume noch jetzt manchmal von ihm —, mit schrillem Gelächter der Klasse verkündete.

Somit war es kein Wunder, daß eines Tages während der Mathematikstunde der Direktor bei uns erschien und ohne weitere Einleitung zu mir sagte: „Sudermann, pack deine Bücher, wir gehen jetzt nach der Quarta."

Ich schrie hellauf: „Nein, nein, nein, Herr Direktor! Nein, nein, nein!"

Und als der Direktor mich mit einem Griff seines linken Armes aus der Bank zog, ließ ich mich auf die Knie fallen, hielt mich an dem Ständer des Schultisches fest und schrie schluchzend: „Ich gehe nicht, ich gehe nicht, ich gehe nicht."

Die beiden großen Männer sahen sich an, strichen sich lächelnd die langen Bärte und wußten nicht, was beginnen.

„Ich werde ihn auf den Arm nehmen müssen", sagte Kutsch, der zugleich Turnlehrer war und über herkulische Kräfte verfügte.

Noch verzweifelter umklammerte ich meinen Pfosten; man hätte mir die Arme abhacken müssen, um mich von ihm zu lösen.

„Vielleicht sehen wir noch eine Weile zu", sagte der Direktor.

Der andere zuckte die Achseln. „Viel Zweck hat es zwar nicht", erwiderte er.

„Man kann nie wissen", sagte der Direktor, der immer noch neben mir stand. Zugleich fühlte ich ein leises Streichen über mein Haar.

Dann reichten sich die beiden Mächtigen abschiednehmend die Hände, und ich war gerettet.

Nun hebt an, ihr Zimbeln, ihr Posaunen, zu klirren und zu schmettern, denn ich will singen ein hohes Lied der jungen Liebe!

Meine Kusine war es nicht. Nach wenigen Tagen inbrünstiger Zuneigung, wie sie die körperliche Nähe eines reifenden Weibwesens zwangsgemäß mit sich brachte, glitten meine Gefühle für sie in das sanfte Bett des Geschwisterlichen, aus dem sie nie mehr hinausstrebten.

Eine andere war's, weit holder, weit herrlicher, weit geheimnisvoller — — — ein halbflügger Cherub — eine Maienkönigin.

Als meine Mutter einst junges Mädchen war, hatte sie, um dem ärmlichen Witwenhaushalt daheim einige Erleichterung zu schaffen, ihr Brot in der Fremde suchen müssen und war über Haff nach Elbing gegangen, um in das Spielwarengeschäft von Franz Hornig als Ladnerin einzutreten.

Daraus hatten sich Freundschaftsbeziehungen entwickelt, die auch nach ihrer Verheiratung durch Neujahrs- und Geburtstagsbriefe sorgsam gepflegt wurden und dahin führten, daß ich von ihr den Auftrag erhielt, mich alsbald nach meiner Ankunft bei Frau Hornig vorzustellen und dieser mütterlichen Freundin, deren Mann inzwischen gestorben war, ihre dankbaren Grüße auszurichten.

Als meine Kusine von dem bevorstehenden Besuche erfuhr, den meine Schüchternheit von einem Sonntage zum anderen hinausschob, hub ein heftiges Necken an.

„In die Klara wirst du dich auf der Stelle verknallen. Sie sitzt zwar noch auf der IIb, obgleich sie auch schon über vierzehn ist" — sie selber gereichte längst schon der Ib zur Zierde —, „aber sie ist größer als ich und hat schon Tanzstunden genommen und ist überhaupt sehr kokett und sehr eitel, und alle Primaner laufen ihr nach."

Als Abschreckungsmittel diente diese Charakteristik nicht, wenn ich auch noch zu grün war, um zu wittern, daß der Neid sie diktiert hatte. Ich brauchte mich nun nicht erst zu verknallen, ich saß in Liebe schon drin bis über die Ohren.

Bei Tage mied ich die Straße, in der das Hornigsche Haus gelegen war, obgleich mein Schulweg durch sie hindurchführte; aber wenn die Dämmerung kam, schlich ich mich leise an ihm vorüber, den schielenden Blick nach dem Fenster gewandt, an dem die Angebetete sitzen mußte.

Ich hatte sie noch nie mit meinen Augen gesehen, ich wollte sie auch gar nicht sehen, denn ich fürchtete bei ihrem Anblick zur Erde zu sinken. Zog sich mir doch das Herz bis zum Taumeln zusammen, wenn ich nur daran dachte.

Aber meine Mutter mahnte schon. In jedem Briefe stand: „Warum bist Du noch nicht bei Hornigs gewesen?" Und in dem letzten gar: „Schreibe nicht eher wieder, als bis Du mir von Deinem Besuche berichten kannst."

Nun gab es keinen Aufschub mehr, und als der nächste Sonntagnachmittag kam, rückte ich die brokatne Krawattenschleife noch etwas weltmännischer zurecht, memorierte die schöngeistigen Wendungen, die ich für ein erstes Auftreten in der großen Welt seit langem auswendig konnte — das Verhältnis von Karl zu Franz Moor spielte darin keine unerhebliche Rolle —, und trat in Gottes Namen den Weg zu meiner Hinrichtung an.

Aber es ging alles vorzüglich. Die alte Frau Hornig empfing mich mit wahrhafter Freude, ein verkümmertes blaßgelbes Mädchen, das nicht gern aufstand, weil es verwachsen war, besah mich mit heimlicher Rührung, und ich sprudelte wie ein Wasserfall, ohne daß ich mein literarisches Wissen zu strapazieren brauchte.

Wie gesagt, alles ging vorzüglich — nur Klara machte gerade eine Landpartie nach Vogelsang, was zur Folge hatte, daß meine Kusine mir vorm Schlafengehen ein Extrataschentuch überreichte.

„Zum Naßweinen", sagte die mitleidige Seele. — — —

Vierzehn Tage später erhielt ich eine Einladung zum Sonntagsbraten.

„Iß dich nur ordentlich satt", gab die gute Tante mir auf

den Weg, „damit es auch zum Abendbrot noch etwas vorhält.“ Und die Kusine griente. —

Diesmal war sie da.

Hoch, schlank, lieblächelnd, mit unwahrscheinlich blauen Augen und breiten, tiefdunklen Brauenbogen, die das langwimprig beschattete Augenblau noch unwahrscheinlicher machten, so stand sie vor mir und reichte mir unwürdigem Nichts, mir dummem, krummem Letzten der Tertia eine kameradschaftlich zugreifende Hand. Sie — mir! Sie, der schon die Primaner nachliefen! Und als mich auch die anderen begrüßt hatten, erklärte sie mir, wie sehr es ihr leid getan habe, daß sie damals nicht zu Hause gewesen war — und das nächste Mal müsse ich jedenfalls mitkommen.

Ein Rausch von Selbstgefühl übermannte mich. Ja, wenn die Dinge so lagen, daß ich von ihr nicht verachtet, nicht als kindisch und belanglos beiseitegeworfen wurde, dann würde ich der Lage schon Herr werden, dann würde ich es am Ende gar mit den Primanern aufnehmen können.

Wir setzten uns zu Tische. Ein Bruder von ihr, ein lockiger junger Herr, der wie ein Künstler aussah und der mir gleich anvertraut hatte, daß er dem Geschäfte alsbald einen neuen Aufschwung geben würde, vervollständigte die Tafelrunde.

Ich fühlte mich im Himmel. Ich hatte noch nie im Leben meinen Geist so frohbeschwingt über die Erdenschwere hingleiten sehen — da, als die heiße Suppe gelöffelt wurde, merkte ich: ich hatte mein Taschentuch vergessen.

Aus! Erledigt meine Hoffnungen und Träume! Verscherzt die ungewohnte Gönnerschaft des Glücks! Wohlgefühl, Unbefangenheit, Redefluß, alles untergegangen in der einen qualvollen Frage: „Wo nehme ich ein Taschentuch her?“

Alles kommt zu seinem Ende, auch diese Mittagsstunde ging vorbei. Stumm, linksich, blödsinnige Antworten stammelnd und nur darauf bedacht, mein Schnüffeln zu verbergen, ließ ich die Minuten verrinnen und schielte bisweilen nach der Tür in dem aussichtslosen Verlangen, das Hasenpanier zu ergreifen.

Als aber nach manch peinlicher Pause und manch erzwungenem Notgespräch das „Gesegnete Mahlzeit“ erklungen war — der gegebene Augenblick, mich mit diskreter Bitte an den

Sohn des Hauses zu wenden —, da hielt ich mich nicht länger, erklärte meinen liebenswürdigen Wirten, ich hätte daheim höchst Dringendes zu tun, und floh — von den Furien gehetzt.

Damit war meine Rolle in dem Hause der Geliebten ausgespielt. Nie wieder wagte ich, dessen Schwelle zu übertreten. Nie wieder flog eine Einladung mir zu. Aber in meinem Herzen hegte ich hoffnungslos und trotzig die Liebe zu der Schönsten, der Herrlichsten auf Erden, alle die kommenden Zeiten hindurch.

Wenn ich nachts von meinem Freunde Blechschmidt heimging, stand ich stundenlang vor ihrer Tür, wenn ich sie auf der Straße kommen sah, kehrte ich um oder lief auf die andere Seite, und wenn ich ihr doch entgegengehen mußte und ihr lächelnder Blick auf mir Grüßendem ruhte, dann hatte ich stets das Gefühl des Blindwerdens und Hinsinkens, so daß es mir hinterher als ein Wunder erschien, daß ich in leidlich vorwurfsfreier Haltung an ihr vorbeikam. Und die neu aufgepeitschte Scham wühlte dann immer noch tagelang.

Das ging so, bis nach zwei Jahren — — doch ich will lieber der Reihe nach erzählen. —

In der Schule hielt ich mich leidlich. Von einer Rückversetzung war nicht mehr die Rede gewesen. Die Lehrer duldeten mich, und wenn den Klassenarbeiten eine neue Platzordnung folgte, rückte ich meistens ein paar Sitze nach oben. Nur in Latein blieb ich schlecht, und wenn der Oberlehrer Genrich eine Frage an mich richtete, brauchte ich nur in seine höhnisch funkelnden Augengläser zu sehen, damit mir die Sprache versagte.

Um so besser gedieh mir die Naturwissenschaft. Jetzt im Sommer gab es Botanik. Im Winter sollte Zoologie ihr folgen. Nach Physik und Chemie, den Sehnsuchtsfächern der Wissensgierigen, schielte ich vermessen empor wie die Gläubigen nach der Pforte des Paradieses.

Aber an Botanik hielt ich mich schadlos. Sie machte mir das Leben zu einem großen Fest. Sie schenkte mir die ersten Freuden kameradschaftlichen Wanderns und führte mich an bedachtsamer Hand in die Vorhöfe, in die Tempelhallen, in das Allerheiligste der großen Mutter.

Die Natur meiner litauischen Heimat habe ich ein wenig

zu schildern versucht. Sie trägt ausgesprochen nordischen Charakter. Aus ihren Heiden und Mooren schaut schon das Antlitz der Sarmatischen Ebene. Hier um Elbing herum tat die Fülle der deutschen Marschen, die Lieblichkeit des deutschen Laubwaldes zum ersten Male ihre Wunder vor mir auf. Auf der Scheide zwischen Niederung und Hügelland gelegen, während Haff, Meer und Düne in wenigen Stunden zu erreichen sind, bietet diese Stadt in ihrer Umgebung einen Reichtum und eine Buntheit von Naturbildern wie kaum eine andere unseres Vaterlandes.

Freilich, ohne Führer und ohne Lernlust offenbart sich auch hier dem Auge nichts. Den Führer hatte ich in meinem Freunde, und die Lernlust, erst einmal angefacht, wuchs alsbald zur Leidenschaft.

Wenn ich am Sonnabend nach rasch geschlungenem Mittagessen mit Blechschmidt und anderen Schulgefährten zu den Wäldern hinauszog, die hinter dem Lustort Vogelsang manche Meile weit die Höhen bedecken, dann fühlte ich in meiner Brust einen Funken von der Glut der alten Konquistadoren, die ins Ungewisse hinaussteuerten, um sich die Welt und ihre Schätze zu erobern.

Was ich heimbrachte, war meist nur eine Botanisiertrommel voll halbverwelktem Unkraut, aber zwischen den schlaff hängenden Blüten schimmerten Perlen neuer Erkenntnis.

Ein ungeschriebener Ehrenkodex gebot, daß wir von jeder Pflanze, die wir fanden, den lateinischen Art- und Gattungsnamen, die Klasse des Linnéschen und die Familie des natürlichen Systems auswendig wußten, weit genauer, als es in der Klasse von uns verlangt wurde. Und ebenso mußten wir in den geschwisterlichen Arten, in den Familienmerkmalen, auch in der Frage des Standortes und der Verbreitungsbezirke zu Hause sein.

Der Nichtwissende wurde als Bönhase betrachtet und von tiefgründigen Gesprächen ferngehalten.

So blieb es nicht aus, daß meine Kenntnisse in reißendem Tempo sich vermehrten und daß ich, der ich bei meiner Ankunft einen Hahnenfuß von einer Kuhblume nicht hatte unterscheiden können, selbst im Kreise der Eingeweihten wohl gelitten war.

Um gewisser rarer und geheimnisvoller Einzelstücke habhaft zu werden, unternahmen wir große Entdeckungsfahrten, von denen wir entweder in hellem Triumph oder schwer gedemütigt nach Hause kamen. Der mörderische Sonnentau, die berühmte Linnaea borealis und etliche Orchideen, vor allem die Wunderblume, das heißumworbene Cypripedium calceolus, waren das Ziel unserer Sehnsucht, das Gaukelspiel unserer Träume und der Siegespreis manches Beutezugs.

Der Mann, der dieses segnende Feuer entzündet hatte, das aus den Seelen der Gefährten zwingend zu mir übersprang, darf nicht vergessen sein. Er war der vierte Oberlehrer und hieß Doktor Nagel. In späteren Jahren, als er die Direktorialgeschäfte versah, hat er bei Gelegenheit eines Schuljubiläums an mich geschrieben, und ich habe ihm in meiner Antwort nicht einmal gedankt.

Wie wichtig die Pflanzensuche auch erschien, so war sie doch nur der Samenkeim, aus dem die inbrünstige Liebe zur Natur in mir erwuchs. Nie gekannte Ekstasen durchfieberten das Hirn, wenn auf die Blätterdome das Abendschweigen seine dunklen Flügel niedersenkte, wenn über den safrangelben Hügeln und den rosig umnebelten Türmen der fernen Stadt die sinkende Sonne ihren Flammenbogen baute, in dem das perlmutterne Band des Flusses sich mählich erbleichend verlor.

Wie sie entstanden, aus welchen Quellen sie sich nährten, ich wüßte es nicht zu sagen. Sie waren da und verschmolzen alles je Gefühlte und Gedachte im Feuerofen ihres Hellsehertums zu einem brodelnden Gemisch von Welterlösung, Lebensgier und Gottesanbetung.

Der Frömmigkeitsdrang, der einst das Kind vor die Altäre gezwungen hatte, um dann in Not und Nüchternheit zu versinken, war wieder erstanden und strömte sich angesichts der täglich neue Wunder spendenden Natur in stummen Lobgesängen aus.

Nicht immer stumm. Der deutsche Aufsatz war ja da, der alle vier Wochen niedergeschrieben wurde. Da hinein ließ manches sich bannen, von dessen Überfülle Herz und Hirn erzitterten, und wenn das Heft von Herrn Kutsch zurückgegeben wurde, erlebte ich meistens einen verwunderten Blick, wohl auch ein leises Kopfschütteln oder ein verhaltenes Lob,

nie aber eine bessere Nummer als „im ganzen gut“ oder „befriedigend“.

Und dann sorgte auch Freund Blechschmidt dafür, daß ich ein Musterknabe nicht werden konnte. Fast jeden Tag gab es eine neue Nichtsnutzigkeit, an der ich teilzunehmen hatte, wollte ich nicht für ewig aus dem Kreise der Helden verbannt sein. Denn Helden waren sie und blieben sie für mich, er und sein Kumpan Christoph, der sommersprossige Recke, von dem die Sage ging, daß er schon „beim Mädchen“ gewesen war, und die anderen vier oder fünf, die in der Klasse eine Schreckensherrschaft führten und bei jedem Banditenstreich die Rädelsführer waren.

Wer hat vor fünfzig Jahren die Gaslaternen der Speicherinsel entzweigeschmissen? Wer hat den Katzenmord in der Junkerstraße auf dem Gewissen? Wer brach nachts in den Kasinogarten ein und bekränzte mit den Girlanden, die dem morgigen Sommerfeste dienen sollten, die Badeanstalt, in der wir gerade Freischwimmen feierten?

Oh, meine lieben Elbinger, ich könnte euch mit Enthüllungen aufwarten, daß euch die Augen übergehen!

Aber ich würde prahlen, wenn ich behaupten wollte, daß ich gerne dabei war. Ich hatte stets ein viel zu starkes Herzklopfen, und auch das Entwischen und heimliche Wiederkommen war viel zu schwer, als daß ich mit Behagen Räuber oder gar Räuberhauptmann hätte spielen können.

Und wäre jener genannte Onkel Heinrich nicht gewesen, der manche Schandtat vertuschen half, die gute Tante hätte mich wohl bald an die Luft gesetzt.

Ach ja, der Onkel Heinrich — das ist ein böses Kapitel!

„Mit dem Mann ist nichts mehr anzufangen“, sagte alltäglich die gute Tante, „er faulenzt und trinkt und läßt sich von seinen mildtätigen Verwandten erhalten, wo doch das Leben ohnehin schon so teuer ist.“

Derweilen schlief Onkel Heinrich im Keller auf einer Strohschütte und deckte sich mit seinem Mantel zu. In die Wohnräume ließen Tante und Kusine ihn ungern herein, denn auch wenn er nicht getrunken hatte, verbreitete er um sich einen eigentümlichen Dunst, den Dunst von Leuten, die nachts ihre Kleider nicht von sich tun.

Bei Tage war er meistens unterwegs. Sich eine Stelle zu besorgen, wie er sagte. Aber es wurde nicht viel daraus. Wenn er abends wiederkam, stieß er wohl mit der Zunge an und hatte feuchtglänzende Äuglein, aber dafür war er auch um eine Hoffnung ärmer geworden. So lautete die regelmäßig wiederkehrende Wendung, die das Resultat seiner Bemühungen kennzeichnete.

Trotz dieses zunehmenden Verarmens war er ein höchst fideler alter Knabe, der sich in seinem Kellerloch ganz wohl fühlte. Man darf seinen Aufenthaltsort durchaus nicht mit einer menschlichen Wohnung vergleichen, es war ein mit Ziegeln gepflasterter und in Ziegeln gemauerter Raum, dessen Boden bei Überschwemmung manchmal unter Wasser stand. Dann mußte Onkel Heinrich seinen Schlafplatz erhöhen, indem er etliche Lagen Ziegel unterpflanzte, eine alte Tür darüberlegte und die Strohschicht enger zusammenzog.

Er nannte das: „seine obere Etage beziehen".

Als ich ihn zum ersten Male so vorfand, erschrak ich heftig, und die Tränen schossen mir in die Augen. Aber er tröstete mich.

„Ich schwebe hier wie der Geist Gottes über den Wassern", sagte er, „und solange ich keinen Rheumatismus kriege, bin ich so gut wie im Himmel. Jedenfalls bitte die Tante um nichts, und vor allen Dingen: schreibe es nicht deinem Vater. Helfen kann er mir nicht und er grämt sich bloß unnütz."

Da er als ehemaliger Besitzer des „Goldenen Löwen" im Hotelgewerbe wohl bewandert war, so beschäftigte er sich häufig in dem benachbarten Wirtshause, indem er den Pferden der ankehrenden Fuhrwerke Futter gab und mit deren Herren einen Schnaps trank: waren sie doch zum großen Teil seine Schulkameraden gewesen. Ich nehme an, daß er auch seine Revenüen von ihnen bezog, die er dann sorgsam wieder in Schnaps anlegte.

Man sieht bereits: viel Staat war mit meinem Onkel nicht zu machen und ist es auch heute noch nicht, selbst wenn ich mir noch soviel Mühe gebe, ihn herauszufrisieren.

Dabei war er in Wirklichkeit ein Philosoph, der aus allen Geschehnissen seine Lehren zog und danach handelte.

Wenn er vor der Kellertreppe im warmen Sonnenschein saß,

wonach er in Anbetracht mancher feuchten Nacht ein lebhaftes Bedürfnis hatte, und ich gesellte mich zu ihm, erging er sich oft in erbaulichen Meditationen.

„Was fehlt mir eigentlich?“ sagte er einmal. „Die Tante hat mir Kaffee mit Schmalzbrot heruntergeschickt, die zwei Zigarren, die ich von gestern noch habe, sind zwar etwas abgeblättert, aber schmecken werden sie doch, und fürs übrige sorgt die liebe Sonne. Nenne mir einen Menschen, der sich rühmen kann, daß es ihm besser geht.“

Wenn etwas auf der Welt ihm Leiden bereitete, dann war es nur die Erinnerung an seine einstige Wohlhabenheit und die Umstände, denen er sie verdankt hatte.

„Eines sage ich dir, mein Sohn: heirate nie eine Reiche! Vermiete dich als Dreschknecht oder als Stiefelputzer, aber niemals als Ehemann.“

Und weiter: „Du wachst auf und denkst, du bist ein Mensch. Ja prost! Schoßhundchen bist du und trägst ein goldenes Halsband, woran eine Uhr hängt. Und wenn du unartig bist, wird dir das Taschengeld entzogen, und wenn du aus Verzweiflung mal einen gehoben hast, dann mußt du auf dem Sofa schlafen, wo du dich nicht einmal ordentlich ausstrecken kannst. Viel lieber im Wasser, viel lieber im Sarg, als noch einmal auf dem Sofa.“

„Aber ich will nichts gegen sie gesagt haben“, fuhr er fort, sich ängstlich umschauend, als könnte der Schatten derer, die er bei mir verklagt hatte, unversehens im Kellerhalse hinter ihm stehen. „Alles in allem war sie eine gute Frau und eine hübsche Frau und eine korpulente Frau und auch immer sehr zärtlich, aber meistens dann, wenn mir nicht gerade zärtlich zumute war.“

Und er schauderte leise in sich hinein, wie er wohl oft getan haben mochte, wenn er zärtlich zu sein hatte und ihm nicht zärtlich zumute war.

Über die gute Tante äußerte er sich nie. „Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'“, sagte er einmal, „und wenn mir das Brot in der Kehle steckenbleibt, dann tut es das Lied erst recht.“

Um so beredter war die gute Tante, wenn sie auf ihn zu sprechen kam. Und das tat sie, wie schon angedeutet, morgens, mittags und abends.

„Man müßte ihn nach Amerika abschieben", sagte sie eines Tages, „denn sonst bleibt er mir auf dem Halse. Wenn nur die Verwandten was zur Überfahrt beisteuern möchten! An deinen Vater denke ich nicht, lieber Hermann, denn der hat sowieso nichts, aber der Onkel Jakob und die Tante aus Robach und die Tante Annchen — die könnten schon zahlen."

Und dann erging sie sich in bitteren Klagen über die Hartherzigkeit der Verwandten und stellte fest, daß sie die einzige sei, die ein gutes Herz vom Himmel mitbekommen habe.

„Darum werde ich auch immer für dumm genommen", fuhr sie fort. „Zum Beispiel mit deinem Pensionsgeld komme ich lange nicht aus, selbst wenn ich den Taler für die Klavierstunde dazurechne, denn du bist ein starker Esser, mein Sohn. Marie hat schon erklärt, daß sie dir den Unterricht umsonst geben will, denn die hat das gute Herz von mir geerbt, geradeso wie ihr Bruder."

Mit diesem Unterricht hatte es eine eigene Bewandtnis. Er war eigentlich niemals begonnen worden und tat sich nur darin kund, daß ich allmählich, statt der mir ans Herz gelegten Fingerübungen, das Lied „Kommt ein Vogel geflogen" mit Zeige- und Mittelfinger tadellos herunterspielte. Ja, ich mochte anfangen, was ich wollte, immer wurde „Kommt ein Vogel geflogen" daraus.

Meine Kusine sagte von sich selber, daß sie die ihr vielleicht noch fehlende Technik durch Gefühlstiefe vollauf zu ersetzen imstande sei, und darin mochte sie recht haben, denn das „Gebet der Jungfrau", in dessen Wiedergabe sie sich hervortat, gedieh zwar nur selten bis zum Schlusse, aber was ich davon zu hören bekam, erfüllte mich stets mit Rührung und geheimem Sehnen. Noch schöner war ein anderes, genannt „Les Cloches du Monastère", worin der Klang der Abendglocken in herzbewegender Weise nachgeahmt wurde. Ich bewunderte es schon deshalb so sehr, weil es auf dem Titelblatt als „Salonstück" bezeichnet war. Ich sah dann immer ein goldgetäfeltes Gemach, in dem schöne Frauen und vornehm gekleidete Männer tief ergriffen diesen Tönen lauschten, und darum war es auch eigentlich viel zu schade für mich.

Mein Verhältnis zu Tante und Kusine gestaltete sich im übrigen durchaus erfreulich. Ich sah in beiden etwas wie

höhere Wesen, getragen von den Tugenden strengster Gerechtigkeit und unanfechtbaren Edelsinns. Auch mein Mitleid mit Onkel Heinrich tat diesen Gefühlen nicht den mindesten Abbruch; denn ich erfuhr es ja täglich, daß er so viel Wohltat eigentlich gar nicht verdiene und daß alle anderen, die nicht so guten und einfältigen Herzens seien, sich längst von ihm losgesagt haben würden.

Denn überhaupt die anderen! Wenn die Dämmerung niedersank und Tante sich einen vorjährigen Apfel schälte, dann erfuhren wir haarsträubende Beispiele von der Tücke und der Hartherzigkeit unserer Mitmenschen und ebenso auch von der allgemeinen Verschwendungssucht, der Vermögensverfall und Untergang als göttliche Strafe stets auf dem Fuße folgten.

Ja, es sah schlimm aus in der Welt! In der Pangritzkolonie — einem Armenviertel vor der Stadt — gab es Leute, die aus reiner Niedertracht einem die Miete nicht zahlten und denen man noch viel zu viel Güte erwies, wenn man sie bloß an die Luft setzte. Die Familie, die das Parterrestockwerk hier unten innehatte, die war ja freilich noch nichts schuldig geblieben, aber daß die Frau in Samt und Seide ging und daß der Mann an höchst unsichere Leute Darlehen vergab, das mußte sich rächen. Und wer sich aufs Prophezeien verstand, der sah schon heute klar, daß sie eines Tages mit Schimpf und Schande aus dem Hause fliegen würden.

Und die Kusine ballte die kleinen, harten Fäuste dazu, und ihre Augen blitzten, als könnte sie die Stunde dieses Triumphes kaum noch erwarten.

Kam gelegentlich der Vetter zu Besuch, dann trug auch er ein wohlgerüttelt Maß an Bitterkeit herzu. Aber all das Süße, das sich in seinen Taschen barg, milderte die Stimmung um ein Erkleckliches. Da waren Brustbonbons und Apothekerschnäpse und Magenmorsellen und kandierter Ingwer und eine gewisse Art von Brausepulver, die einen himmlischen Apfelgeschmack entwickelte. Vor allem aber waren es Fruchtsäfte, in deren Mischen er Meister war, und diese Kunst, die ihn zu den Sternen führen sollte, hat ihm später auch den Hals gebrochen.

Uns schufen die bewußten Gaben — die eigentlich un-

bewußte Abgaben waren — stets einen Feiertag, denn auf andere Weise wären wir solcher Genüsse nie teilhaftig geworden. —

Von der Sparsamkeit der guten Tante kann ich wirklich nicht Rühmens genug machen. Sie war kein Vorzug, kein Verdienst, keine mühsam errungene Selbstverleugnung, o nein, sie war schlichte und überzeugende Natur, die auch mich überzeugte.

Daß ich morgens auf den Kaffee verzichtete und das Geld für die mir zustehenden zwei Semmeln in die Tasche steckte, um es in Theaterbilletts anzulegen, fiel schließlich auf mich selber zurück, und wenn die Tante um zwei Uhr mittags den Hunger meines noch nüchternen Magens nicht immer zu stillen vermochte, so war das meine Schuld und nicht die ihre. Zudem standen meistens irgendwo in der Küche kalte Kartoffeln, an denen man sich schadlos hielt, während man vorgab, daß man sich gründlicher waschen müsse und nur darum den Riegel vorgelegt habe. Das Schlimmste, was einem passieren konnte, war, daß die spätere Abendmahlzeit überschlagen werden mußte, weil das Material für die dazugehörigen Bratkartoffeln sich in rätselhafter Weise verringert hatte. Im „Überschlagen" von Mahlzeiten war die gute Tante sowieso Meisterin. Sie wies gern auf die Vorteile hin, die die Vereinigung von Vesper und Abendbrot für die menschliche Gesundheit mit sich bringt, sie fand auch, daß kalter Kaffee schön mache und daß gewärmter mit einer guten Schnitte Feinbrot dazu ein Souper von fünf Gängen förderlich zu ersetzen imstande sei.

Und was das Hungern betraf, so hatte die gute Tante sicherlich recht, wenn sie sagte, daß ein Junge von dreizehn Jahren, der mitten im Wachstum stehe, überhaupt nicht satt zu machen sei.

Damit tröstete ich mich und gedieh vorzüglich. Es kann also so schlimm nicht gewesen sein.

Ein stiller Wahnsinn

Das Wintersemester begann, denn die Michaelisferien waren mit den großen in eins gezogen worden, und ob auch der Name inmitten dunstiger Septembergluten fast wie ein Hohn klang, der Herbst ließ nicht lange mehr auf sich warten.

Schluchten und Höhen färbten sich rot, und wenn wir gerade erst angefangen hatten, die Wälder zu durchstreifen, saß uns der Abend im Nacken. Auch kühl wurde es, und ein Lagerfeuer schien dringend vonnöten.

In der Dämmerung kauerten wir dann rings um das prasselnde Reisig und rösteten gestohlene Kartoffeln.

Je tiefer die Dunkelheit niedersank, desto betörender loderte die grellgelbe Flamme. Lederstrumpfgedanken wurden wach, Unkas und Chingagook schienen kein leerer Wahn mehr.

Wachen wurden gestellt, damit die böswilligen Bleichgesichter unsere Freuden nicht störten, die Friedenspfeife, mit Bindfaden und welken Kastanienblättern wacker gestopft, ging im Kreise herum, und selbst das Feuerwasser war manchmal zur Hand.

Nur ein gediegener Präriebrand fehlte noch immer. Woher aber ihn nehmen, da Flur und Wiese saftig grünten und selbst das Kartoffelkraut noch wenig dürr im Boden stak?

Aber schließlich war auch ein brennender Wald nicht zu verachten. Man hatte nur nötig, die Reisigbündel ein wenig zu verstreuen und das übrige dem lieben Herrgott anzuvertrauen.

Zwei oder drei von uns benahmen sich zaghaft — darunter natürlich ich, dessen Schwachseligkeit berühmt war —, schließlich aber wurden auch wir von dem hochgemuten Plane mitgerissen.

Schwierigkeiten zeigten sich nirgends. Wo immer ein kohlender Stecken hingeworfen wurde, da flackerte er lichterloh, und bald umgab uns das vorschriftsmäßige Flammenmeer.

Wer von uns es zuerst mit der Angst bekam, weiß ich nicht mehr — mich hatte sie nie ganz verlassen —, vielleicht war es Blechschmidt, der Anführer selbst, denn seine Vertrautheit

mit der Natur konnte das Unheil am ehesten bemessen, kurz, in einem bestimmten Augenblicke stürzten wir alle, von der gleichen Panik ergriffen, zum Bache hinunter, der im Grunde der Schlucht friedlich dahinlief, und schöpften die Botanisiertrommeln voll, deren Lötung freilich für Feuerwehrzwecke nicht vorgesehen war und die darum leer oben ankamen, nachdem sie uns Jacken und Hosen patschnaß gemacht hatten.

So standen wir ratlos dem drohenden Verderben gegenüber, das unter Umständen tragische Maße angenommen hätte, denn auch die unteren Buchenzweige flammten bereits, wenn nicht die gefürchteten Bleichgesichter — in Gestalt von fünf oder sechs stämmigen Holzknechten — als Retter auf dem Plane erschienen wären.

Vom Wasserschöpfen hielten sie nichts. Sie schnitten sich rasch mannslange Äste von den Bäumen und schlugen mit solcher Gewalt auf die brennende Fläche ein, daß jede Flamme sich duckte und im Nu zu rauchender Kohle erstorben war.

Noch hatte keiner von uns in seinem Schrecken an das zunächst Gebotene, die schleunige Flucht, gedacht. Da hielt einer der Männer zwei von den Unsern, darunter auch Blechschmidt, bereits am Schlafittchen.

Nun war es mit dem Fliehen für uns andere vorbei, denn im Stiche konnten wir die ergriffenen Gefährten natürlich nicht lassen. Die schrecklichen Männer drohten mit Prügeln und Polizei, und wir standen ringsum und weinten und flehten. Doch sie blieben unerbittliche Rächer, bis einer von uns, der sein Oktobertaschengeld noch nicht angegriffen hatte, auf den Gedanken kam, ihnen ein Lösegeld anzubieten. Da wurden sie weich. Jeder von uns suchte seine paar Pfennige hervor, doch es war ihnen noch immer zu wenig. Erst als ich das einzige, was ich besaß, meine silberne Uhr, hinzulegen wollte, da fingen sie an zu lachen und sagten: „Pascholl."

Wie rasch wir uns dünne machten, wird jeder sich ausmalen können, dem je das Notizbuch eines Schutzmannes bedrohlich vor den Augen tanzte.

Unser Heimweg war schweigsam, und des herbstlichen Waldbrandes wurde nie mehr gedacht. — —

Die Tertia B war nicht etwa eine Untertertia, die zu der Tertia A als einer Oberstufe sehnend emporblickte, beide standen als gleichberechtigte Coeten wetteifernd nebeneinander da, von beiden konnte man auf direktem Wege zu der hohen Würde eines Untersekundaners gelangen; aber in beiden galt ein zweijähriger Kursus, der nur ausnahmsweise und in ganz seltenen Fällen zu einem Jahre verkürzt werden konnte.

Daß ich, der ich als der Schlechteste begonnen hatte, ich, der ich nur aus Gnade und Barmherzigkeit in der Klasse hatte bleiben dürfen, eines so ungeheuren Vorzugs nie teilhaftig werden konnte, verstand sich von selbst. Ich hätte auch nie darauf zu hoffen gewagt, und wenn ich jetzt erzählte, ich sei von dem wilden Ehrgeiz gepackt worden, durch fleißiges Streben das zweite der vorgeschriebenen Jahre kühn zu überspringen, so würde ich schwindeln, und dann wäre der Gedanke, derartiges könne sich vielleicht ereignen, auch kein Wahnsinn gewesen.

Wann und wie er mir nahegebracht wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls in mir selber war er nicht entstanden. Das hätte das Bewußtsein meines Unwertes, das tief in mir festsaß, nie erlaubt. Wahrscheinlich hat mein Freund Blechschmidt, der nun das zweite Jahr bald hinter sich hatte, in einer Stunde faulenzenden Schwelgens den Wunsch geäußert, mit mir auch später zusammen zu bleiben, und weil der Mensch was zum Träumen haben muß, so hatte meine Phantasie sich dieses Gedankens bemächtigt, der sie fortan nicht mehr verließ. Wenn ich im Bette die Augen schloß, wenn der Mond mich nicht schlafen ließ, wenn die Frühmorgenhelle mich aus den Posen jagte, dann war er da. Doch er verschwand sofort, wenn die Möglichkeit des Geschehens sich ausweisen sollte. Ich brauchte ja nur meine Schulhefte durchzusehen, in denen das Prädikat „Ungenügend" noch immer eine Rolle spielte, um zu wissen, daß er nichts weiter als eben ein Wahnsinn war.

Und weil er es war, mußte er mit Gewalt erstickt werden. Der Mittel gab es manche: Romanlesen, Herbariumkleben, Schachspielen und vor allem die Schlittschuhbahn. Nicht etwa die große, die vornehme, die „Entree" kostete und auf der die

Jeunesse dorée der Stadt in wonnigen Künsten sich wiegte. Das Entree hätte ich mir allenfalls vom Frühstücksbrote absparen können — nein, daran lag es nicht, aber dort lief Klara Hornig, dort lief sie allnachmittäglich, und ihr unter die Augen zu treten, ehe man es den Matadoren gleichtun konnte, wäre eine nie zu verschmerzende Schande gewesen. Aber es gab Winkelbahnen, wo man trainieren konnte, den Bogen vorwärts, den Bogen rückwärts, den Dreier, die Schleife und was weiß ich. Stundenlang, ganze Abende lang, bis Himmel und Erde zu feurigem Reigen ineinanderflossen, bis vor Hunger die Beine schlotterten und der Heimweg kaum noch zu bewältigen war.

Und manchmal nach Tauwetter wurde die Welt eine einzige Schlittschuhbahn. Dann trat Freund Blechschmidt als Führer in seine Rechte, und dann zogen wir rudelweise hinaus, stromabwärts bis auf das Haff, stromaufwärts bis zum Drausensee, von dem der Elbingfluß herkommt. Meilen und Meilen flogen dahin, und wer Müdigkeit zeigte, der war ein Hundsfott.

Eines Sonntagvormittags, erinnere ich mich, gegen den Frühling hin, graudünstig, bei dürftigem Nachtfrost — da liefen wir beide, Blechschmidt und ich, auf unsicherem Eise zum Drausensee hin. Solange wir den Fluß unter uns hatten, ging alles vorzüglich, das Neueis lag glatt auf dem alten, Risse und Blänken wurden wohlweislich vermieden, und brach man ein, so schlüpfte man wieder hinaus.

Als aber das Röhricht des Sees rings um uns aufstieg, da wurde die Sache verdächtig. Zwischen den Halmen quoll das Wasser in kleinen Springbrunnen hoch, und was als Blankeis sich vor uns erstreckte, war, genauer besehen, nur unter dünner Glashaut schillerndes Wasser. Nichts hielt hier fest als die Schlittenbahn, die wie ein weißes Band quer über den See lief und deren Masse durch monatelanges Befahren zäh und beständig geworden war. — Sie wogte längsweg unter unseren vorgebeugten Leibern, und wenn die Spitze unseres Schlittschuhs rechts oder links um eines Zolles Breite über den Rand hinausgriff, dann hakte sie unter das Eis.

Das Herz hatte mir schon lange gezittert, und plötzlich wurde mir klar, daß der Tod als Dritter neben uns fuhr.

„Kehr um", bat ich Blechschmidt, der schweigend vor mir dahinlief.

„Geht nicht!" rief er zurück. „Wenn wir stehenbleiben, liegen wir drin."

Und als ich nochmals bat, schrie er ganz heiser: „Im Takt bleiben — sonst bricht es!"

Und so liefen wir weiter auf einer Schaukelbahn von Tisches Breite, während rechts und links bis in unabsehbare Ferne Wasser und Eis in knisterndem, gurgelndem Spiele sich miteinander vergnügten.

Ich dachte an Mutter, ich dachte an Vater, und was die gute Tante wohl sagen würde, wenn ich nie mehr nach Hause käme, und an Klara Hornig dachte ich auch.

„Stopp", sagte Blechschmidt plötzlich, „wir sind drüben."

Das Röhricht des jenseitigen Ufers lag hinter uns — ich hatte es gar nicht bemerkt — und vor uns weißfleckiger Sturzacker, zu dem der Weg in schwarzen Schollen hinanstieg.

Nirgends ein Dorf — nur einzelne Höfe in nebliger Ferne.

„Also zurück", sagte Blechschmidt zwischen zusammengebissenen Zähnen, und seine Augen brannten in den Sonnennebel hinein, der die trügerische Fläche gnädig verhüllte.

Der Mann, der über den Bodensee ritt, hat es besser gehabt. Er konnte sich des überstandenen Wagnisses in Ruhe erfreuen, wir aber mußten ihm noch einmal die Stirne bieten, denn uns in unbekannter Gegend zu verlieren, fremde Leute um Obdach und Essen anzugehen und schließlich auch noch das Bahngeld zur Rückfahrt zu erbetteln — der Gedanke war abgetan, ehe wir ihn dachten.

In ahnungslosem Leichtsinn waren wir auf die schmale Bahn hinausgeglitten, im vollen Bewußtsein der Todesgefahr kehrten wir wieder zurück. Eine halbe Stunde — dreiviertel Stunden — ich weiß nicht, wie lange sie währte. Wir sind ihr ja fraglos entronnen, aber wenn ich heute an jenem See vorüberfahre, durchschauert es mich noch immer.

Und der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn ich eines anderen Begebnisses gedenke, das in derselben Zeit sich abgespielt hat.

Mit Onkel Heinrich ging es nun wirklich nicht länger mehr. Und hätte ich es nicht selber gewußt, so erfuhr ich es von der guten Tante täglich aufs neue. Darum hatten die Elbinger Verwandten sich zusammengetan und ein Zwischendeckbillett für ihn erworben, das die Aufgabe hatte, ihn auf amerikanischem Boden dem Glücke, der Wohlfahrt und der seelischen Gesundung geradeswegs in die Arme zu führen.

Ihn selbst hatte ich lange nicht zu Gesicht bekommen, aber als ich am Abend vor seiner Wegfahrt nach der Stadt ging, fühlte ich mich in der Dunkelheit der Straße plötzlich an der Schulter gefaßt, während ein nur zu bekannter Dunst grüßend über mich herstrich.

„Du bist ein guter Junge, Hermann", hörte ich des Onkels Stimme, „und ich bin sicher, du wirst nie einen Stein auf mich werfen. Sie schieben mich nun ab, und das ist auch ganz richtig, denn was sollen sie mit mir anfangen? Ich habe auch ganz gern ‚Ja' gesagt. Verrecken kann man überall, und wenn man's tut, braucht man in der Fremde keinen um Entschuldigung zu bitten. Grüß deinen Vater von mir und sage ihm: um seinetwillen tut es mir leid, daß ich soviel Schande über die Familie gebracht habe."

„Du hast ja gar nicht, Onkel", sagte ich.

„Find'st du?" fragte er, und seine Stimme zitterte in Tränen, aber weinen tat er ja immer, das brachte der Alkohol mit sich. „Na! Für uns Mennisten ist es übergenug, denn wir sind als nüchterne Leute berühmt. Ich möchte dir gern heute abend erzählen, wie das alles gekommen ist. Aber wenn ich's recht überleg', dann weiß ich es selber nicht mehr... Das ist wohl so im menschlichen Leben ... ein kleines Steinchen baut sich aufs andere ... und immer noch eins — und noch eins, und mit einem Male fällt die ganze Pastete zusammen... So bin ich nun zusammengefallen und weiß noch nicht mal warum ... Denn der Schnaps — der ist es nicht, der kam erst hinterher, als nichts mehr zu wollen war ... ich kann dir also nicht mal sagen: nimm dir ein abschreckendes Beispiel an mir ... im Gegenteil: trink man immer hübsch einen, es ist das einzige, was einem bleibt, wenn alles andere flöten gegangen ist ... ich könnt' dir ja soviel sagen ... soviel sagen. Der ganze Dreckeimer, der sich menschliches Leben nennt, der liegt

Er starrte eine Weile lang auf den Bogen nieder, der sie enthielt, dann stieß er das hoffnungslose, das grausam verzweifelnde „Äh" hervor, in dem seine Weltanschauung sich zusammenfaßte, und schritt hinaus.

Von da an bis heute ist des verlorenen Mannes auf Erden nie mehr gedacht worden. Und somit schließ' ich die Akten über ihn.

Bald darauf geschah mir ein Unglück, dem ich das Glück meines Lebens, Bildung, Aufstieg, Dichtertum, alles verdanke. Ich wurde von einem älteren und stärkeren Mitschüler namens Hamann mit dem linken Knie gegen den unteren Haspen der Klassentür geschleudert und trug eine tiefe Wunde davon, die mich wochenlang ans Bett und dann noch ans Zimmer fesselte.

Vorläufig ahnte ich von dem künftigen Glücke noch nichts — ich will auch erst später davon erzählen. Nur das eine war mir beim Liegen klar: daß, wenn der Gedanke an die Untersekunda schon früher ein Wahnsinn gewesen war, er jetzt endgültig zu den Toten geworfen werden mußte. Denn ob auch Blechschmidt mich mit der inzwischen über uns ausgeschütteten Fülle der Erkenntnisse zu versorgen bestrebt war — viel davon hatte er nicht kapiert, und ich kapierte noch weniger. Daß ich die Zeit verwertete, um ein Bändchen Goethescher Gedichte auswendig zu lernen, und daß ich in Humboldts „Kosmos" eine neue Bibel fand, konnte mir zur Versetzung nichts helfen.

Fahrt also wohl, ihr Träume von Frühlingsglück und nahender Herrlichkeit! Fahr wohl, du stiller Wahnsinn, an dessen schweifenden Bildern meine lechzende Seele sich satt trank!

Eines Tages berichtete mir Blechschmidt, daß der Ordinarius Kutsch, als ich beim Montagsaufruf als immer noch fehlend gemeldet wurde, das Wörtchen „schade" hörbar vor sich hin gemurmelt habe.

Schade? Warum hatte er „schade" gesagt? Das tat er doch sonst nicht, wenn jemand zu Hause blieb.

Also Scharpie in das Loch gestopft — eine Barchentbinde ums Knie gewickelt und trotz Schmerzen und neuer Entzündung humpelnd zur Schule!

Ein harter Weg — und noch härter das Sitzen — stunden-

lang, ganze Vormittage lang, während die Muskeln steif wurden und das Blut vom Bein bis zur Stirne ticktackte.

Aber Kutsch lächelte befriedigt und ließ sogar den Eckplatz an meiner linken Seite leer machen, damit ich gelegentlich das Bein auf die Bank legen konnte.

Und siehe da! Der stille Wahnsinn erblühte von neuem. Und als ich einmal — frei nach dem „Kosmos" — von der Weltanschauung des Ptolemäus zu berichten gewußt hatte, da wurde er ein lauter Wahnsinn, der mir tags und nachts die Ohren vollschrie, so daß ich mich nicht bergen konnte vor dem Gram, daß es eben doch nur ein Wahnsinn war.

Der Schulschluß kam immer näher. Mutmaßliche Versetzungslisten liefen von Bank zu Bank. Mein Name befand sich auf keiner. Wie sollte er auch?

Heftig umstritten war ein anderer. „Von Dommer" lautete er. Der ihn führte, saß schon seit runden zwei Jahren auf den Bänken der Tertia B, und noch immer blieb er Antwort für Antwort schuldig. Ein harmlos gefälliges Kerlchen, bei allen beliebt, auch bei den Lehrern, obwohl sie nichts mit ihm anfangen konnten.

„Ich rate dir, lieber jetzt schon abzugehen, Dommer", hatte Kutsch einmal gesagt, „du machst deinen Eltern nur unnütze Sorgen, und das Einjährige kriegst du ja doch nie."

In ergebungsvollem Verzicht war der Gescholtene zusammengeknickt. Aber man wußte: er hatte mächtige Gönner, und seine Aussichten hoben sich wieder.

Ach, wie beneidete ich ihn! Für mich trat keiner ein. Und wäre selbst ein Fürsprech dagewesen, Genrich, der Erzfeind, hätte ihn mundtot gemacht.

Am Morgen des Schulschlusses — draußen brannte die Märzensonne, und die fallenden Eiszapfen klirrten —, da saß ich mit meinem noch steifen Knie in der Aula, eingeklemmt auf den Plätzen der Tertia, während der Herzschlag mir den Atem benahm. So arg wirtschaftete er, daß von Zeit zu Zeit mich ein Schwindelanfall nach rechts oder nach links hinsinken ließ, bis der Rippenstoß des Nachbars mich wieder in Haltung brachte.

Mit der Sexta ging es los. Aber wer von den kleinen Hosen-

scheißern nach Sexta kam — was ging uns das an? Dann folgte die Quinta, dann folgte die Quarta, und dann begann es windig zu werden. Noch eine Atempause lang war uns Erwartung gegönnt, denn erst mußten die nach den beiden Tertien Nachrückenden abgetan sein.

Nun aber wurde es ernst.

„Nach der Untersekunda werden versetzt: erstens von der Tertia B — —" so kam es wie ein eintöniger Singsang aus dem Munde des Direx. Mit Claaßen I begann es. Wie anders? Er war ja der unbestrittene Beste. Und dann ging es weiter. Und weiter und weiter. Der Name Blechschmidt erklang, und der Name Christoph erklang und viele andere.

Aber der eine Name, der eine arme, unbedeutende, gleichgültige Name, den ich so gern gehört hätte, weil er zufällig der meine war, blieb aus. — Selbst als die Liste ganz, aber auch ganz zu Ende war.

Vielleicht hat er ihn überlesen und wird ihn gleich nachholen, so tröstete eine letzte, schwache Hoffnung.

Nein, er holte nichts nach! Ungerührt von dem Gedanken, ein heißes Jugendglück zerstört zu haben, begann er genau so eintönig wie vorhin mit der Liste der Tertia A.

Vorbei! Aus!

Und nun merkte ich erst, wie bitter das Knie schmerzte.

Gar nicht erst wieder nach Hause gehen! In den Elbingfluß springen! schrie es in mir.

Die Verlesung der A-Tertianer war beendet. Aber anstatt zur Sekunda überzugehen, räusperte er sich, rückte die Brille zurecht, sah auf das Blatt, sah in den Saal, lächelte leise, und die Stimme ein wenig erhebend, doch immer noch gleichgültig genug, sprach er die Worte:

„Dazu kommen noch außerdem — von Dommer und Sudermann."

Im Winter des folgenden Jahres fing ich an, den Konfirmationsunterricht zu besuchen. Mit wenig Erbauung, wie ich gestehen muß, denn der christliche Dogmenglaube war längst für mich abgetan. Der Gott der Abendröten und des Sternenhimmels, der Gott, mit dem ich am Schluß meiner Aufsätze gern eine betende Zwiesprach hielt, weil die Ekstase, in die ich mich allgemach hineingeschrieben hatte, als höchster Steigerung des Visionären bedurfte, dieser oberste Herr meiner Träume hatte mit der Bekrönung des hölzernen Lehrgebäudes, die die protestantische Konfession uns als Gott präsentierte, wenig zu schaffen.

Wichtiger waren die feinen, schmalwangigen Mädelchen, die in der Sakristei uns gegenübersaßen und mit denen ein lebhaftes Augenspiel dauernd im Schwange war, das den grauen Schmus des Superintendenten leidlich verklärte. Gelegenheit, uns ihnen zu nähern, war niemals gegeben, und die Blödigkeit der Flegeljahre verwehrte jeden Geniestreich. So blieb es bei einem aussichtslosen Anschmachten, das bis zu einer wirklichen Herzensnot niemals gedieh.

Und dann war ja auch Klara Hornig noch da.

Ich hatte sie nie aus dem Sinne verloren, und je heftiger meine Kusine sie als Ausbund aller Verwerflichkeiten darstellte, desto schmerzlicher blühte meine Liebe zu ihr. Wenn sie wirklich so kokett, putzsüchtig, nach Eroberungen lüstern und vom Hochmutsteufel besessen war, von welch schwindelnder Höhe herab würde sie, die schon im Kronornat ihrer Balltriumphe einherschritt, auf mich, den armseligen Schüler, herabsehen?

Daß ich inzwischen mühelos zur Obersekunda eingegangen war und daß ich bereits — schön, aber falsch — die Baßpartien sang, konnte nicht viel daran ändern.

Und so kam — zwischen Ostern und Pfingsten — das Fest meiner Einsegnung heran.

Um es mit mir zu feiern, hatte meine Mutter die Kosten der langen Reise nicht gescheut und war eines Abends behende und um ihr Gepäck besorgt dem Zuge entstiegen.

Ob sie der guten Tante schon je begegnet war, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls brachte sie nach ihrer Art einen prallen Sack voll Liebe für sie mit, und auch die gute Tante kam ihrem Gast mit unverhohlener Herzlichkeit entgegen. Aber aus den Blicken, die sie alsbald mit der Kusine wechselte, ersah ich, der ich sie beide kannte, daß den Dämmerungen nunmehr ein neues Material für tadelnde Weltbetrachtung geliefert worden war.

Meine Mutter machte schon am zweiten Tage große Augen, als sie die bewährte Taktik des mehrmaligen Kaffeewärmens, der auf Vorrat gärenden Graupen und der wegen Kostspieligkeit aufzuschiebenden Fleischmahlzeit kennenzulernen und zu billigen Gelegenheit hatte.

Darum sah mich meine Mutter wohl auch in unbewachten Augenblicken so ängstlich und verstohlen an, darum fand sie, daß meine Backen sehr hohl und meine Arme sehr dünn seien, aber wer so wie ich in die Höhe schießt, pflegt ja immer mager zu sein, und außerdem fehlte mir als Kräftigungsmittel die Turnstunde, an der ich meines schwach gebliebenen Knies weger nicht mehr teilnehmen durfte. Von den zwei zugunsten des Theaterbesuches unterschlagenen Frühstücksemmeln gar nicht zu reden. —

Die Einsegnungsfeier ging schmerzlos vorüber. Den Braten für die Festmahlzeit hatte meine Mutter geliefert, und die gute Tante hatte Königsberger Klopse daraus gemacht, weil dieses Gericht durch Reibbrot in segensreicher Weise gestreckt werden kann.

Während wir uns zum Nachtisch an dem Wackelpeter gütlich taten — einem süßen Buchweizenpudding, mit Mandeln gespickt, der unser Leibgericht war —, sagte meine Mutter so nebenher: „Heute um die Kaffeezeit wollen wir dann zu Hornigs gehen, lieber Hermann."

O Gott, o Gott!

Mir sank das Herz in die neuen Einsegnungsschuhe, und die Augen meiner Kusine funkelten grünlich.

„Heute nicht, heute nicht!" flehte ich, um Zeit zu gewinnen, und meine Mutter fand, daß man mir nachgeben könne, zumal sich erwarten lasse, daß am morgigen Alltag ein jeder zu Hause sei.

Auf dieses Argument hin wäre ich lieber doch heute gegangen, aber das war nun verfahren.

Gegen Abend brachte mir meine Kusine geheimnisvoll einen Stehspiegel getragen mit den Worten: „Damit du sehen kannst, ob du schön genug bist."

Aber sie kam viel zu spät, ich hatte schon lange davor gesessen.

In dieser Nacht schlief ich wenig. Zuerst einmal: wie in die Erscheinung treten? Die Sonntagsjacke war sehr knapp geworden, der neue Einsegnungsrock hingegen aufs Auswachsen berechnet, und eines so wenig weltmännisch wie das andere.

Sodann die Unterhaltung! Was spricht man mit einer jungen Dame, der im Ballsaal gehuldigt wird wie einer Königin? Aus den Romanen wußte ich ja ungefähr, wie die Löwen der Gesellschaft sich in solchen Fällen benehmen; aber würde ich es ihnen gleichtun können, ich, der ich vor zwei Jahren als Rotznase vor ihr geflohen war? Das Blut erstarrte mir in den Gliedern, wenn ich jener Niederlage gedachte.

Was half alles Grübeln? Wenn mich kein Wunder vor dem Gange errettete, stand eine Demütigung mir bevor, an der ich neue zwei Jahre lang und länger noch zu tragen haben würde, denn die alte war ja noch nicht verschmerzt.

Die Schulstunden vergingen, ohne daß ich ahnte, was rings um mich geschah.

Als ich nachmittags heimkam, fand ich meine Mutter schon gerüstet. Ich wollte mich umziehen.

„Bleib nur lieber, wie du bist", sagte sie mit einem kleinen Wohlgefallen, das mir unendlich gut tat.

Und dann gingen wir los.

Wieder stand ich vor der dunklen Tür, von der ich zwei Jahre lang einen jeden Sparren in Erinnerung behalten hatte.

Und da war auch die alte Frau Hornig und fragte: „Womit kann ich dienen?"

Und dann gab es einen doppelten Freudenschrei, und die beiden Frauen lagen sich in den Armen.

Die verwachsene Schwester mit dem bleichen Duldergesicht kam gleichfalls zum Vorschein; mit der gab's dieselbe Aufführung.

Aber dann war ich an der Reihe.

„Ist das wirklich Ihr Sohn Hermann? In zwei Jahren so groß und so —? Nie hätte ich ihn wiedererkannt... Und warum ist er nicht mehr bei uns gewesen?... Es muß ihm doch gar nicht gefallen haben... Wir haben uns so oft gefragt: ‚Warum kommt der nette Junge nicht wieder?'... Aber daß er inzwischen ein so großer junger Herr geworden ist, das haben wir uns natürlich nicht träumen lassen... Klara! Klara! Komm mal rasch 'rein und sieh, wer da ist. Du wirst Augen machen!"

Und da war sie und machte Augen. Machte die großen, großen blauen Augen, die ich vor mir gesehen hatte tags und nachts und immer und vor denen ich ausgerissen war in der Brückstraße und auf der Eisbahn und in Vogelsang und überall — zwei lange Jahre lang. Und sie war auch heute nicht hochmütig und durchaus keine Balldame, sondern ein liebes, liebes Mädel von siebzehn Jahren — hochaufgeschossen zwar, aber eben ein Mädel, nicht viel anders als unsere Einsegnungsschwestern, fein und schmalwangig und mit leise erblühendem Busen.

Ich fühlte, wie die lähmende Not von mir niedersank gleich einem zerlumpten Bettlergewand und wie ein freier, froher und klarer Mensch daraus emporstieg.

Oh, jetzt war ich nicht mehr das Jungchen, das, ungelenk aus Litauens Hinterwald hervorgekrochen, mit seinen Armen und Beinen im Kampfe lag, um schließlich eines fehlenden Taschentuchs wegen das Weite zu suchen. — Jetzt war ich erprobt im Wettstreit mit besseren als ich, jetzt stand ich meinen Mann, auch jungen Mädeln gegenüber... Ich hatte gelebt, ich war gewachsen, und mein Geist reckte sich sehnsüchtig dem kommenden Zwiegespräch entgegen.

Das kam sehr bald.

Meine Mutter mußte sich doch den Laden zeigen lassen, in dem sie als Verkäuferin einst gewaltet hatte. Da gab es Veränderungen ohne Zahl: die Puppenabteilung hatte einen erheblichen Zuwachs erfahren, Dampfmaschinen und Eisenbahnen waren hinzugekommen und was weiß ich sonst noch.

Kurz, es ergab sich, daß nach kaum einer halben Stunde Klara und ich uns gegenübersaßen und unsere Weltanschau-

ungen tauschten, ernsthaft und freudig, als hätten wir nichts Eiligeres zu tun, als einander den Grund unserer Seelen zu zeigen.

Und wie ich der aufquellenden Gedankenlust in glücklichem Spiel die Zügel schießen ließ, da sprang sie auf, lehnte die Hände gegen den kalten Ofen und wiegte sich von rechts nach links — beifällig lauschend und mit einem kleinen Erstaunen im Blick, das mich vollends berauschte.

„Ach, wie schade!" rief sie plötzlich in meine Rede hinein.

„Schade, was?" fragte ich.

„Nun, glauben Sie, ich habe es nicht gemerkt, daß Sie nichts von mir haben wissen wollen?" sagte sie lachend.

„Wieso denn?" stammelte ich, fühlend, wie ich rot wurde bis in den Nacken hinein.

„Nun — zum Beispiel, daß Sie immer auf die andere Seite gingen, wenn ich Ihnen entgegenkam."

„Das haben Sie wirklich gesehen?"

„Und ich habe mich dann immer gefragt, was ich Ihnen eigentlich Böses getan habe, aber gewiß steckte Ihre Kusine dahinter, denn ich weiß, die hat schon auf der Schule nicht gut von mir gesprochen."

„Zu mir hat sie es nicht getan", rief ich, froh, wie gut die Lüge mir gelang, „und wenn sie es getan hätte, so würde ich das gar nicht geduldet haben."

Nun war es an ihr, rot zu werden. Und wir flohen mit kühnem Satze zur deutschen Literatur hinüber, wo wir sicheren Boden unter den Füßen hatten. In der Liebe für „Waldmeisters Brautfahrt" und „Was sich der Wald erzählt" kamen wir freudig überein, und „Prinzessin Ilse" gereichte uns beiden zum Entzücken. Um so strenger verfuhr ich gegen Geibel, den sie nicht kannte. Daß ein fünffüßiger Jambenvers „O Sophonisbe, Sophonisbe o" der deutschen Sprachkunst zur Schande gereiche, gab sie mir willig zu. Auch versprach sie mir, einem jüngeren Dichter mit Namen Paul Heyse vertrauensvoll näherzutreten, obwohl sie vor den sittlichen Zügellosigkeiten in seinen Novellen bereits gewarnt worden war.

Mit Wonne gewahrte ich, daß ich von Minute zu Minute größeren Einfluß auf sie gewann, und als ich für die Erhabenheiten Hamerlings kühne Worte der Begeisterung fand,

hörte sie mir so hingegeben zu, als wäre ich der Bote einer anderen Welt.

Da kamen unsere Mütter zurück, und die arme blasse Schwester trug Sahnenbaisers auf den Tisch, die der Konditor inzwischen geliefert hatte.

Der Traum des seelischen Ineinanderfließens war ausgeträumt. Schweigend saßen wir da, während die Fortschritte, die die Spielwarenbranche in den letzten zwanzig Jahren gemacht hatte, sachkundig erörtert wurden. — Der Sohn und Erbe des Geschäfts war leider verreist, sonst hätte ich noch Engeres und Weiteres darüber erfahren. Aber während ich mit vorgebeugtem Körper, von Lerneifer geschwellt, den Darlegungen der alten Dame lauschte, fühlte ich bisweilen, in Seligkeit erschauernd, einen großen, fragenden Blick an mir vorübergleiten, der sich alsdann in süßer Nachdenklichkeit verlor.

Und so schieden wir. Ich sollte bald wiederkommen. Ich sollte mit nach Vogelsang, auch in den Kasinogarten sollte ich mit, in jenen heiligen Bezirk, der für die Masse der nicht Erwählten ein verbotenes und ewig ersehntes Eden war.

Weit tat die Fülle des Lebens ihre goldenen Tore vor mir auf. Es war zuviel an Sonne und an erfüllter Sehnsucht, was an jenem Tage auf mein Haupt herniedersank. Zuviel für einen armen Burschen, dem das Schicksal seinen Platz auf der Schattenseite angewiesen hatte.

Es kam auch anders, ganz anders kam es.

Kurze Zeit, nachdem meine Mutter Elbing verlassen hatte, wurde ich, ohne es zu wollen, vom Nebenzimmer her, Zeuge eines der beliebten Dämmerungsgespräche, in denen Tante und Kusine sich über die Schlechtigkeit der Menschen einig wurden.

Und diesmal war sein Gegenstand kein anderer als ich.

Zu meiner Bestürzung erfuhr ich, daß ich ein gemeiner Flegel, ein gefährlicher Lüderjan, ein Lausebengel sei, der sich von Tag zu Tag mehr zu einer Landplage auswüchse, zumal sein Appetit jede Schranke der Bescheidenheit zu sprengen drohe. Besonders seitdem meine Mutter hier gewesen sei, die, obwohl von Hungerleidern abstammend, doch einen bedenklichen Hang zum Großtun und zur Verschwendung ge-

zeigt habe, sei mit mir kein Auskommen mehr, und der Verkehr bei den Hornigs, deren Dünkelhaftigkeit schon dadurch erwiesen sei, daß sie sich in die Kasinogesellschaft eingedrängt hätten — während andere doch auch sehr anständige Leute höchstens in der Bürgerressource aufgenommen sein wollten —, schlüge dem Faß vollends den Boden aus. Darum müsse die erste sich bietende Gelegenheit benutzt werden, um mich endgültig fortzugraulen.

Ich trat ihnen nicht entgegen. Ich forderte keine Genugtuung, nicht einmal mich zu verteidigen beschloß ich. Ich schlich auf Zehenspitzen zur Tür hinaus, holte mir den Schlüssel zum Petroleumschuppen vom Nagel herab und lief bis tief in die Nacht an den Holzpfeilern entlang, die den grasbewachsenen Hof im Rechteck umgaben. Hier hatte ich schon manche Not durchkämpft, hier mußte mir auch heute Erlösung werden.

Fort, fort aus diesem unseligen Hause! Das war das A und O jeder Erwägung. Was aber beginnen? Daß mein Vater die Summe, die eine regelrechte Knabenpension verlangte, nicht würde aufbringen können, verstand sich von selbst — nicht in Elbing und nirgends. So blieb nur eines: die Schule verlassen und einen der Berufe ergreifen, für die das Einjährigenzeugnis ausreichend war. Das hieß freilich dem Aufstieg zur Höhe, der Erfüllung tiefheimlicher Wünsche, das hieß allen Hoffnungen und Träumen für immer Valet sagen. Aber was half's? Nicht einen Tag länger als nötig in diesem Hause, in dem ich als lästiger Eindringling galt.

Die Auswahl der sich mir bietenden Berufe war nicht klein. Kaufmann, Buchhändler, mittlerer Beamter und dergleichen. Aber vor dem allen hatte ich einen Horror, denn es führte mich von der Wissenschaft fort und — wie ich annahm — dem Stumpfsinn in die Arme. Nur eines blieb, das sich einer höheren Lebensbetätigung anähnlichen ließ, das sogar ein späteres Universitätsstudium verlangte — wobei sich die Möglichkeit, auch andere Kollegia zu hören, von selber ergab — das war die Laufbahn des Apothekers.

Zudem: Apotheker sein war halb ein Chemiker sein, und Chemie hieß gerade mein neuester Wahnsinn. Ich hatte mir unlängst ein sogenanntes Laboratorium angeschafft, eine Kiste

voll Retorten und Kolben und Pipetten und Büretten und wie das teuflische Handwerkszeug alles hieß, mit dessen Hilfe man unsagbare Mixturen mischte, die furchtbar stanken und Löcher in die Sonntagshosen brannten.

Dies Laboratorium konnte man ins Großartige ausbauen, konnte darin arbeiten, soweit die Freistunden reichten, konnte große Erfindungen machen, um schließlich bei einer Professur zu landen, wie sie berühmten Männern zuteil wird, auch wenn sie die landläufige Karriere nicht hinter sich haben.

Kurz und rund: Apotheker. Apotheker, wie es der Vetter war, der sich längst schon als Pharmazeut den Wind der großen Welt um die Nase wehen ließ, und der jetzt von Haspe in Westfalen aus — dort, wo der „Ulk" zu Hause war — Kistchen mit Magenmorsellen, mit Ingwerschnäpsen und mit selbstgemischten, auf Erden noch nicht dagewesenen Fruchtsäften heimschickte.

Am nächsten Mittag schrieb ich einen Brief nach Hause, ich bäte, beim alten Settegast in Heydekrug anzufragen, ob er mich als Lehrling in seine Apotheke aufnehmen wolle. Und, um meine Eignung klarzustellen — klarzustellen, daß ich für diesen Posten eigentlich schon viel zu schade sei —, fügte ich auf einem Extrabogen ein Verzeichnis all meiner chemischen und botanischen Kenntnisse hinzu, das meinem künftigen Lehrherrn gewaltig imponieren mußte. Mit Fremdwörtern, wie sie in Stöckhardts „Schule der Chemie" zu finden waren, sparte ich nicht. Was die „Analyse" und die „Synthese" von einem Jünger der Wissenschaft verlangten, war längst schon von mir durchdacht und durchdrungen, die offizinelle Pflanzenkunde beherrschte ich so nebenbei, und was das praktische Experimentieren anbelangt, so war ich schon längst in meinem eigenen Laboratorium erfolgreich tätig gewesen.

Noch heute bin ich meinen Eltern dankbar, daß sie diesen Ausbruch bengelhaften Größenwahns mit sicherer Ahnung unterdrückten: sonst hätte der alte Settegast sich wohl dafür bedankt, mir umgehend seine Einwilligung zu schicken.

Nun erst hatte meine Stunde geschlagen. Nun erst fürchterliche Abrechnung halten!

Als ich mit dem mütterlichen Brief in der Hand vor Tante und Kusine hintrat, wurde freilich nichts weiter als die be-

scheidene Erklärung daraus, daß ich ihnen nicht länger zur Last fallen und das Haus schon am morgigen Tage verlassen wolle.

„Ganz, wie du meinst", sagte die gute Tante gelassen, und die Augen der Kusine funkelten grünlich. — —

Mit hochklopfendem Herzen pochte ich an demselben Nachmittage an die Tür des direktorialen Sprechzimmers. Noch immer hoffte ich, irgendein Wunder werde geschehen, das mir den Abgang ersparte.

Aber nichts weiter ereignete sich, als daß der Allgewaltige mich ein paar Sekunden lang hinter den stechenden Brillengläsern hervor nachdenklich ansah, dann ein paar Worte murmelte, die ich nicht verstand, und mir das rasch geschriebene Entlassungszeugnis mit einem Glückwunsch für mein Leben huldvoll überreichte.

Und so wild und verbissen war ich, daß mir auch in diesem Augenblicke verzweifelten Entsagens nicht eine Träne in die Augen trat.

Die Apotheke

Lehrzeit in Heydekrug (Memelgebiet)

Die Welt, die meine Welt gewesen war, versank.

An ihre Stelle trat ein Verkaufsraum mit rechtwinklig gegliedertem Ladentisch, mit langen Regalen an den Wänden und einem schrankartigen Aufbau in der Mitte, in dem neben den offenstehenden ätherischen Ölen hinter einer Verschlußtür die Gifte sich befanden.

Die Gifte! Das war das Geheimnisvolle, das Romantische bei der Sache. Nicht bloß mich selber, ganze Familien, ganze Dörfer, ganze Städte vermochte ich umzubringen, falls es mir Spaß machte. Oft, wenn niemand mich überraschen konnte, liebkoste ich die breithalsigen Fläschchen und fühlte mich als Herr über Leben und Tod.

Meine amtliche Tätigkeit hingegen bestand fürs erste nur in Tütendrehen. Ich lernte es rasch, ich kann es auch heute noch und bin gerne bereit, es Zweiflern zu beweisen. Diese Kunst wenigstens werden meine Kritiker mir nicht abstreiten können.

Sodann fand ich mich in die Obliegenheiten des Handverkaufes eingeweiht. Und dabei verblieb es bis auf weiteres. Brustbonbons, Kamillentee, Rhabarber, Lakritzen, Magentropfen, Appetitpulver für die Schweine, Bibergeil, Honig, Asa foetida — eine böse Nummer übrigens — und weiß der Deibel was sonst noch, alles ging alsbald mit flotter Selbstverständlichkeit durch meine Hände. Die Brustbonbons stehen in dieser Herzählung mit Fug und Recht an erster Stelle, denn sie erregten in mir auch privatim eine greifbare Anteilnahme, die sich allerdings sehr bald in Schaudern verwandelte.

Zu den genannten Dingen gesellte sich allerhand Rätselhaftes, das leise gefordert und aus höchst harmlosen Flaschen oder Büchsen mit würdiger Sachlichkeit verabfolgt wurde: Muttertropfen, Liebestränke, Juckpulver, Mückenfett nebst vielen wilden Rezepten, in denen die Zauberkunst weiser Frauen sich austobte.

Der „alte Settegast", mein hochverehrter Chef, erteilte mir

selbst die nötigen Unterweisungen, denn einen Gehilfen gab es nicht.

Als ein wohltätiger Geist geht dieser Mann durch manches Jahr meiner Jugend. Sein Haus blieb mir eine zweite Heimat, auch lange, nachdem ich nicht mehr darin tätig war, und noch als Student half ich an den Markttagen, an denen kundige Hände nottaten, aus Lust und Liebe fleißig mit, dem Litauervolke, das sich in Scharen vor dem Ladentische drängte, seine quacksalbrischen Wünsche zu erfüllen. Es wurde mein Stolz, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mich in dem Sinn seines Stammelns zurechtzufinden.

Aber mein Ehrgeiz ging höher. Den Handverkauf hatte ich in vier Wochen ausgelernt. Ich kannte den Platz eines jeden Medikaments, ich wußte seinen Preis und war mit dem Kauderwelsch der Forderungen restlos vertraut.

Der höheren Tätigkeit aber, die sich nun daran schließen mußte, stand ein Verbot der obersten Medizinalbehörde gegenüber, demzufolge Lehrlingen erst in dem dritten Jahre ihrer Lehrzeit das Rezeptieren unter Aufsicht gestattet ist.

Vor mir lagen zwei endlose Jahre ödesten Kommistums, ehe ich daran denken konnte, das Allerheiligste des Rezeptiertisches zu betreten, und dabei schien selbst hier nichts Schwieriges zu erlernen. Das Pillendrehen, das Verreiben, das Aufkochen, das Filtrieren hatte ich dem alten Settegast bald abgeguckt; war es mir doch gestattet, ihm mit kleinen Handreichungen zur Seite zu stehen.

Wenn er aber zur Mittagsstunde schlief und eine Überraschung durch ihn nicht zu befürchten war, dann machte ich mich in aller Heimlichkeit und mit Herzklopfen daran, selbständig die Aufgaben zu lösen, die die Rätselschrift der Ärzte uns stellte. Die Ladentür hielt ich offen, damit die Klingel ihn nicht weckte, und wenn ein Käufer sich meldete, legte ich bedeutungsvoll den Finger an die Lippen, worauf seine Rede sofort zu ängstlichem Flüstern herabsank, denn daß der alte Settegast um die Siebzig war und darum der Mittagsruhe dringend bedurfte, das wußte ein jeder.

So gelang es mir allgemach, jede Salbe, jede Mixtur, deren Rezept im Augenblick vorlag, bis zur Aufschrift und Fahne gebrauchsreif zustande zu bringen. War ich fertig, dann rei-

nigte ich eilends das Handwerkszeug, stellte Gewichte und Flaschen an ihren Platz und steckte das fertige Medikament in die Tasche, um es abends in meinem Koffer zu verstauen, wo es vor Späheraugen sicher war.

Und kam der alte Settegast gegen die Vesperzeit mit rotgedrückter Backe gähnend zum Vorschein, um die Tränke noch einmal zu brauen, die Salben noch einmal zu reiben, dann stand neben ihm einer, der mit gierigen Augen zusah, um sicher zu sein, daß er die Handwerksregeln genau beobachtet hatte.

Dies spielte sich im zweiten Monat meiner Lehrzeit ab. Im Juli hatte sie ihren Anfang genommen, und als der September zu Ende ging, da war die Apothekerei für meine Neugier erledigt. Wieviel Unheil ich angerichtet, wieviel Giftmorde ich mir aufs Gewissen geladen hätte, wenn ich im Ernst mit meiner unreifen Kunst auf die leidende Menschheit losgelassen worden wäre, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls bildete ich in meiner Großmannssucht mir ein, ich hätte nichts mehr zu lernen.

Inzwischen war die Reue über meinen voreiligen Schritt von Tag zu Tag in mir gewachsen.

Wenn ich spät abends die Doppeltür der Apotheke geschlossen und die Hängelampe gelöscht hatte, dann ging ich auf mein Zimmer und überlegte: „Was haben sie heute in der Klasse getan? Wie weit sind sie im Ovid gekommen? Welche Gleichungen haben sie gelöst? Welche französischen Syntaxregeln sind an der Reihe gewesen?“

Meine Bücher hatte ich alle mitgebracht; die standen in einem schmalen Schranke neben dem brüchigen Sofa und sahen mich vorwurfsvoll an; und nicht eher gaben sie Ruhe, als bis ich sie aufgeschlagen und versucht hatte, nachzuarbeiten, was heute von mir versäumt worden war.

Aber nach dem anstrengenden Tagewerk, das mich von sieben Uhr früh bis zehn Uhr abends auf den Beinen gehalten hatte — denn der eine Stuhl, der in der Fensterecke hinter dem Rezeptiertisch stand, war nicht für mich zum Sitzen da — nach so viel Laufen und Mühsal war ich viel zu müde, um die geistige Arbeit zu bewältigen, die die Angst, aus dem Reiche des Wissens für immer verbannt zu sein, von mir ver-

langte. Die lateinischen Verse gaben keinen Sinn, und die Gleichungen blieben ohne Lösung. Meistens aber schlief ich schon nach etlichen Minuten über den Büchern ein und wachte erst auf, wenn die Sonne mich weckte.

Daß unter diesen Umständen meine Kräfte nicht wuchsen, kann man sich vorstellen.

Wenn der freie Nachmittag kam, der mir alle vierzehn Tage beschert war und den ich natürlich im Elternhause verbrachte, dann ging ich im Dusel umher bis gegen die Dämmerung. Schließlich fiel ich vom Stuhl aus und oft noch mitten im Reden seitwärts auf irgendein Bett und blieb in schwerem Schlafe so liegen, bis um elf Uhr die Mutter mich mahnend hochrief, denn es war höchste Zeit für den Rückweg.

Die freien Sonntage, die mir gleichfalls allvierzehntägig blühten, verliefen nicht viel anders, nur daß ich einen Arm voll Bücher mit heimbrachte, aus denen ich wunder wie viel zu lernen gedachte.

Doch meistens entstand nichts anderes als ein verstiegener Brief an Blechschmidt, in dem von seelischer Erhabenheit und wunschlosem Verzichten die Rede war. Bis ich eines Tages von ihm die Nachricht erhielt, daß das blöde Pennälertum ihm längst schon zum Halse herauskomme und daß ihn dürste, sich an den Brüsten des Lebens einen Rausch anzutrinken. Zu diesem Zwecke habe er beschlossen, ein kühner Seefahrer zu werden und vorerst in Hamburg als Schiffsjunge Dienste zu nehmen. Er werde mich an der Fülle seiner Erfahrungen gern teilnehmen lassen und darum ein Tagebuch führen, das einst als Persönlichkeitsdokument von hohem Werte der Nachwelt übergeben werden solle.

Dieses Tagebuch begann und nahm zugleich ein Ende auf seiner Durchfahrt durch Berlin. Es bestand in einer zwölf Seiten langen Schilderung des Besuches, den er dem Orpheum abgestattet hatte, einem Institute, das in die Sprache der heutigen Zeit übersetzt, sich „Amorsäle" nennen würde, und enthielt ekstatische Betrachtungen über das Übermaß der Gnaden, das weibliches Wohlwollen dem Mannestum zu schenken imstande sei. Die Mitteilung, daß er aus Lust an der fremden Natur wie auch aus plötzlichem Mangel an Kleingeld den Weg nach Hamburg zu Fuß fortsetzen wolle, fand sich als Nach-

schrift. Dann blieben die Briefe aus, und erst viel später — Jahre später — habe ich noch einen von ihm erhalten, den letzten in diesem Leben, worin er mir mitteilte, daß er aus den tiefsten Tiefen menschlichen Schmutzes heraus den Heiland gefunden habe, durch den er zu jauchzender Gotteskindschaft geführt worden sei.

So lösten sich die inneren Zusammenhänge mit meinem früheren Dasein. Auch das Bild Klara Hornigs verblaßte. Ohne Abschied war ich von ihr gegangen, und siebzehn Jahre verflossen, ehe ich sie noch einmal sprach.

Jetzt quälte mich mein neues Leben so sehr, so grausam fraß an mir der Gedanke, das Heil meiner Seele im Zorne verscherzt zu haben, daß jedes weiche Erinnern daneben verschwand.

Dem mütterlichen Auge blieb mein Leiden nicht verborgen. Manchmal fühlte ich eine rauhe Hand tröstend über meine Stirn gleiten, und öfter als früher sprach eine in Mitleid zitternde Stimme: „Du armer Jung'."

Mein Vater war in dieser Zeit stets gut zu mir. Seiner Vorstellung von bürgerlichem Vorwärtskommen entsprach mein Werdegang und die Zukunft, der ich entgegensteuerte. Auch ging es damals im Geschäft leidlich gut, wodurch er im Verkehr mit seiner Umgebung milder gestimmt wurde. Ich besinne mich nicht, daß er mich jemals gescholten hätte, und manchmal, wenn er mir zum Willkomm die Hand bot, lag ein halbes Lächeln auf seinen verdüsterten Zügen.

Hart kam es mich an, als ich in den Michaelisferien meine „Freunderln" auf der Chaussee vorüberschlendern sah. Sie begrüßten mich lässig als einen, dessen Ebenbürtigkeit nicht mehr in Frage stand, und ließen sich eines Tages sogar herab, mich in meiner Apotheke zu beehren, um sich, wie es die Sitte wollte, einen Schnaps von mir mischen zu lassen. Ohne Bezahlung natürlich, denn ich war ja allein. Daß ich das Geld dafür schleunigst aus meiner Tasche in den Kassenspalt gleiten ließ, geschah weniger aus Engigkeit des Gewissens als aus dem Gefühl heraus, daß ich für sie nichts geschenkt nehmen dürfe. — — —

Zu jener Zeit begann mein schwaches Knie, das anderthalb Jahre lang ganz unbemerkt geblieben war, sich wieder fühlbar

zu machen. Das lange Stehen, das an den Markttagen von vier Uhr morgens bis zehn Uhr abends währte, tat den schlaff gewordenen Sehnen nicht wohl. Die Müdigkeiten wuchsen von Woche zu Woche und wurden so arg, daß ich oftmals eine Schublade herauszog, um auf ihren Kanten Ausruh zu finden.

Dem alten Settegast sagte ich nichts davon, denn es war mein Ehrgeiz, untadelhaft befunden zu werden. Aber von seinen beiden Töchtern — älteren Mädchen, die mir ein gleichmütiges Wohlwollen schenkten — fiel der einen dies heimliche Hocken auf, und sie befragte mich prüfend. Rot geworden, wich ich aus, und um nicht beobachtet zu werden, versagte ich mir fortan auch dieses zeitweilige Rasten.

Vor meinem Chef hatte ich furchtbare Angst. Er behandelte mich mit einer sachlichen Strenge, die mir selbstverständlich schien, denn einem mildherzigen Manne war ich eigentlich noch nie begegnet. Am meisten fürchtete ich mich vor seinen Zornausbrüchen, die unausbleiblich waren, wenn mir irgendein Werkzeug unter den Händen zu Schaden kam, denn wie alte Leute pflegen, hing er mit Leidenschaft an jedem Fetzen und jeder Scherbe, an die er gewöhnt war.

Die Krone von allem, die große Kostbarkeit des Hauses, war eine mächtige Reibeschale aus feinstem Biskuitporzellan, die nur in seltenen Fällen, wenn ein Massenprodukt erzeugt werden sollte, aus ihrem Behälter hervorgeholt wurde.

Eines Tages war Brustpulver zu mischen.

„Wenn Sie versprechen, hübsch vorsichtig zu sein, will ich Ihnen die große Schale dazu geben", sagte mein Chef.

Ich lachte über den Verdacht, daß man der großen Schale ein Leid antun könne, deren schwindelnder Wert über jede Fahrlässigkeit erhaben war.

Und der Chef ging ohne Besorgnis zur Ruhe, denn es war gerade zwei Uhr nachmittags.

Mit der schuldigen Ehrfurcht rieb ich darauflos. Ich rieb und rieb und rieb stärker, denn die Weite der Rundung verlangte den höheren Schwung.

Da, mit einem Male, gab es einen feinen Knick, nicht anders, als wenn man ein Glasstäbchen bricht, und die beiden edelgewölbten Hälften legten sich friedlich auseinander, als ob das so sein müßte.

Das Herz stand mir still. Was nun? Kein Taschengeld reichte aus, um diesen Verlust zu ersetzen. Selbst wenn man viele Monate lang sparte. Wie dem Wüten des Zorns widerstehen, das mir schon die Glieder zum Zittern brachte, wenn mir nur eine leere Flasche aus den Händen geglitten war?

Nach Hause stürzen? Vater um Geld anflehen? Aber ich durfte ja meinen Posten nicht verlassen, und was auch geschah, die Entdeckung mußte in jedem Falle vorangehen.

In meiner Verzweiflung rannte ich zwischen Kräuterboden und Spritkeller treppauf, treppab. Nirgends Hilfe, nirgends Rettung!

Einen Brief schreiben, aus dem Hause fliehen und nie mehr wiederkommen, das war noch das beste.

Aber da stand er schon, unausgeschlafen, mürrisch und zum Schelten bereit.

Ich duckte mich, drückte die Hände gegen den Magen, der vor Aufregung weh tat, und stammelte leise und ins Leere hinein: „Ich hab' die große Schale zerschlagen."

Und — was tat er? Er blickte mich ein paar Sekunden lang an, kaute mit dem zahnlosen Munde und sagte: „Na, trösten Sie sich nur, das kann vorkommen."

Noch heute möchte ich dem alten Manne dankbar die Hand küssen, wenn ich an das Glück des Erlöstseins denke, das mich in diesem Augenblick heiß überströmte.

Trotz solcher Güte wagte ich nicht, meinen Chef zum Mitwisser der Leiden zu machen, unter denen ich mich durch die Tage quälte. Wie hätte er mir auch helfen können? Ja, in meinem tiefsten Innern wollte ich gar nicht, daß er mir hülfe. Fort wollte ich, auf die Schule zurück, und dazu bot mein schwaches Knie die einzige Handhabe.

Wenn Vater zu überzeugen war, daß es nicht länger so ging, daß ich drohte, Krüppel zu werden — dann vielleicht — — —

Nicht auszudenken war dies übermenschliche Glück. Ein Wahnsinn war's — wie so manches andere in meinem Leben. Aber gerade deshalb biß ich mich darin fest.

Und eines Tages wagte ich es, meine Mutter zur Vertrauten zu machen.

Sie nickte traurig und sagte: „Glaubst du, mein Jungchen, daß ich das nicht lange schon weiß?"

Ja, mehr als das. Sie hatte in sorgsamer Bohrarbeit schon darauf hingewirkt, Papa dem Gedanken freundlich zu stimmen. Aber zehn Taler monatlich Pension — und Schulgeld — und Bücher! Noch immer war nicht dran zu denken.

Vielleicht, wenn der Arzt ein Machtwort sprach.

Ja. Welcher Arzt? Eigentlich hatten wir keinen. Ein junger Dachs war als Vertreter des abwesenden Physikus unlängst in Heydekrug erschienen, doch nur wenige hielten zu ihm.

Aber aus Ruß, dem eine Meile entfernten großen Kirchdorf, kam täglich einer herüber. Doktor Kittel mit Namen, ein mächtiger Kerl. Ein Riese an Tatkraft und Ausdauer. Tausend Märchen waren über ihn beständig im Umlauf. Ganze Tafelrunden hatte er lachend unter den Tisch getrunken. Mit einem roten Unterrock bekleidet, war er eine Meile weit bäuchlings über das brüchige Haffeis gerutscht, weil er anders von einer Wöchnerin, der er Lebensrettung gebracht hatte, nicht hatte heimkommen können. Und dergleichen mehr.

Täglich schritt er an meinem Standplatz vorüber, um in des Alten Zimmer, das für die höchsten Honoratioren eine halbheimliche Weinkneipe war, ein paar Rezepte zu schreiben und zugleich eine Flasche des berühmten Settegastschen Rotweins zu kippen. Dann streifte mich sein großes, rollendes Auge mit einem anteillosen Blicke, sein Brüllbaß grollte „Morjn", und wie eine wehende Flamme verschwand sein brandroter Wotansbart hinter der Tür.

Und diesen Mann, zu dem ich mit grenzenloser Ehrfurcht emporsah, dem gegenüber die Stimme mir verschlug, wenn er sich, wie es wohl vorkam, mit einer geschäftlichen Frage an mich wandte, sollte ich festhalten und um Hilfe angehen?

Woher den Mut nehmen zu solchem Wagnis?

Da, eines Mittags, während der alte Settegast ihn zur Haustür geleitete, kehrte er plötzlich um, maß mich eine Weile unter den tief herabgezogenen Herrscherbrauen hervor und sagte: „Sie sind der junge Sudermann?" Ich bejahte stammelnd.

„Dann kommen Sie mal hinter den Rezeptiertisch und lassen Sie die Hosen herab."

Der Rezeptiertisch hatte einen Aufbau, der, was in seinem Bereiche geschah, den Blicken der Eintretenden entzog, so daß man sich hinter ihm ruhig auskleiden konnte.

Und, zum Alten gewandt, fügte er erläuternd hinzu: „Seine Mutter hat an mich geschrieben, daß er das Stehen nicht aushält, weil er ein krankes Knie hat. Wollen gleich sehen."

Die Narbe, die auf der Kniescheibe glühte, fiel ihm natürlich sofort in die Augen. „Aha", sagte er. „Aber das wäre noch kein Grund."

Dann ließ er die Kniescheibe zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her gleiten und strich an den Sehnen entlang.

„Gelenkbändererschlaffung — unverkennbar", brummelte er vor sich hin und dann mir ins Gesicht: „Binden tragen, junger Mann, und sich einen anderen Beruf aussuchen. Morjn, Herr Settegast."

Das Herz schlug mir im Halse. Gelöste Ketten fielen an mir nieder. Ich hätte heulen und schreien mögen in meiner Wonne, aber der Alte war ja da.

„Der Kreisphysikus kommt nächstens zurück", sagte er. „Ich möchte Sie gern behalten, und bleiben möchten Sie wohl auch gern?"

„Selbstverständlich", log ich, während neue Angst mich befiel. „Dann fragen wir zur Sicherheit auch noch den."

Wir haben auch den noch gefragt, aber es hat am Resultat nichts geändert.

Der böse Rohling, der mich vor zwei Jahren gegen den Türhaspen geworfen hatte, ist mein Retter gewesen, sonst stünde ich noch heute hinter dem Rezeptiertisch und braute bei Grippe schleimlösende Tränke.

Meine Mutter hatte derweilen in manchem nächtlichen Wortkampf das Tor des neuen Paradieses für mich aufgebrochen, und als ich an jenem Nachmittag, etwas mehr hinkend als nötig und gleisnerische Traurigkeit auf dem Gesicht, im Elternhause erschien, den Urteilsspruch des Arztes mitzuteilen, da hatte mein Vater bereits eingewilligt, daß im gegebenen Falle Mutter mit mir nach Tilsit fahren dürfe, mich auf dem dortigen Realgymnasium zum Eintritt anzumelden.

Und so geschah es.

Etliche Tage später setzten wir uns in den Postwagen und klapperten die sieben Meilen ab, die mich von Glück und Hoffnung trennten.

Und wieder, wie damals, als ich zur Tertia emporstrebte, stand ich vor einem Schulgewaltigen, der mich mit Richteraugen wog.

Ein starker Mann mit wohlgetragenem Schmerbauch, graulichem Bürstenhaar und einer Maurerfraise, die sich in den Vatermördern, wie sie bei älteren Herren noch manchmal zu sehen waren, halb verbarg.

Koch hieß er, und dieser Name steht golden eingepreßt in dem Buche meines Lebens.

Auch er machte Schwierigkeiten, geradeso wie damals der erste. Aber sie waren nur Kinderspiel, verglichen mit der Not jener Stunde.

Meinen Ovid rasselte ich herunter, denn ich hatte mir die Stelle ja aussuchen dürfen, und die unregelmäßigen Verben gehörten zum eisernen Bestand meiner französischen Künste. Zwar daß ich von Trigonometrie noch nichts wußte, war an sich eine faule Sache, aber „ich werd' sie bald nachgeholt haben", sagte ich keck, „ich hab' schon Schlimmeres fertiggekriegt".

„Na, was denn?" fragte er schmunzelnd.

Da erzählte ich ihm frischweg die Geschichte von der mißlungenen Rückversetzung nach Quarta und dem übersprungenen Zweitjahr.

„Das gefällt mir nicht übel", sagte er, „nur müssen Sie sich vor Selbstgefälligkeit hüten, mein Freund."

Ich wurde rot und schämte mich so sehr, daß mir die Freude, zurück zur Obersekunda zu kommen, fürs erste versalzen war.

Dann ging's auf die Suche nach einer Pension.

Wer meiner Mutter den Namen „Frau Rendant Reimer" zuerst genannt hat, weiß ich nicht mehr, jedenfalls standen wir zwei Stunden später vor einer freundlichen, alten und vermickerten Frau, die uns erklärte, ja, sie habe einen Platz frei, und wir möchten nur näher treten.

Und als das Nötigste geregelt war — acht Taler monatlich und einen Taler für die Bedienung —, da ergab es sich bei der üblichen Suche nach etwaigen Beziehungen, daß meine Mutter und sie eigentlich halbe Kusinen waren und daß der bezopfte und gepuderte Mann auf dem verklierten Ölbild, das am Ofen über dem Sorgenstuhl hing, niemand anders sein konnte als

mein leiblicher Urgroßvater. Wir freuten uns sehr, und die beiden Frauen beschlossen ein sofortiges „Du". Um aber die neue Freundschaft auch zu besiegeln, bekam ich das Ölbild, das aus irgendeiner Erbschaft einmal hierhergekommen war, zum Abschied gleich unter den Arm gepackt: „Denn in euer Haus gehört es mit größerem Recht als in das meine." So sagte die neue Verwandte.

Wir gingen zum Postwagen und sprachen kein Wort. Als wir in den grauen Polstern saßen, nahm meine Mutter das Bild auf den Schoß und suchte nach Ähnlichkeiten mit diesem und jenem. Den Großvater selber hatte sie niemals gekannt.

Ich aber schloß die Augen, dachte an die kommende glückliche Lernzeit und fand, daß das Leben ein Märchen sei. Und ein schönes.

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort. Von Karl Rosner 7
Der Gänsehirt 9
Miks Bumbullis 18
Fröhliche Leut' 60
Jolanthes Hochzeit 97
Die Geschichte der Stillen Mühle 177
Bei der guten Tante in Elbing — Aus dem Bilderbuch meiner Jugend
Der Schritt in die Welt 313
Ein stiller Wahnsinn 333
Berufswahl 343
Die Apotheke 352

Photographische Aufnahmen:

Die Seenplatte im Masurenland . . . . . 65— 74
Quer durch die Ostmark . . . . . 75— 84
An Haff und Nehrung . . . . . 85— 96
Samland . . . . . 145—152
Burgen. Schlösser. Kirchen . . . . . 153—160
Städte und Städtchen . . . . . 161—176
Leben und Treiben — daheim und draußen . . . . . 225—241
Markt. Handel . . . . . 242—248
Haus und Hütte, Gutshof und Bauernhof . . . . . 297—308
Verlorene Heimat . . . . . 309—312

Die Photographien dieses Werkes wurden, soweit sie nicht aus Privatbesitz entstammen, beigesteuert von Fräulein Ellen Goerke, Berlin: die Bilder Seite 91 oben, 94 oben, 146 unten, 226 oben, 227, 238 oben, 239, 247 unten, 304, 312; den Herren Gottheil & Sohn, Königsberg: die Bilder Seite 93, 147; Herrn Paul W. John, Berlin: die Bilder Seite 8, 66 oben, 84, 155, 156 rechts oben, 157 oben, 160 oben, 166 oben, 173, 174 unten; Herrn Wilhelm Raschdorff, Königsberg: die Bilder Seite 1, 65, 66 unten, 67, 68 oben, 71 unten, 72, 74, 75, 81, 86 unten, 89, 90, 94 unten, 95, 96, 150, 152 unten, 161, 163 unten, 167, 237, 241, 243, 244, 245, 246, 247 oben, 248; Herrn Bruno Scholz, Breslau: die Bilder Seite 309, 310, 311.

Die Photographie des Umschlages ist von Erich Engel, Berlin.

Nachdruck des gesamten Inhalts verboten!
Alle Rechte vorbehalten!
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig
Printed in Germany

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
STUTTGART UND BERLIN

HERMANN SUDERMANN

DAS BILDERBUCH MEINER JUGEND. 41. u. 42. Tausend. Ganzleinen M. 5.80

DIE FRAU DES STEFFEN TROMHOLT. Roman. 26.—30. Tausend. Ganzleinen M. 8.—, Halbleder M. 10.—

ES WAR. Roman. 107.—109. Tausend. Ganzleinen M. 8.—

GESCHWISTER. Zwei Novellen. 46.—50. Tausend. Ganzleinen M. 4.50

JOLANTHES HOCHZEIT. Erzählung. 42. u. 43. Tausend. Ganzleinen M. 3.60

JONS UND ERDME. Eine litauische Geschichte. Ganzleinen M. 1.20

DER KATZENSTEG. Roman. 221.—223. Tausend. Ganzleinen M. 5.80

DAS HOHE LIED. Roman. 111.—113. Tausend. Ganzleinen M. 8.—

DIE INDISCHE LILIE. Novellen. 41. u. 42. Tausend. Ganzleinen M. 5.80

LITAUISCHE GESCHICHTEN. 71.—75. Tausend. Ganzleinen M. 6.70

DER TOLLE PROFESSOR. Ein Roman aus der Bismarckzeit. 21.—40. Tausend. Ganzleinen M. 8.—, Halbleder M. 10.—

PURZELCHEN. Ein Roman von Jugend, Tugend und neuen Tänzen. 31.—35. Tausend. Ganzleinen M. 6.30, Halbleder M. 8.—

FRAU SORGE. Roman. 306.—310. Tausend. Ganzleinen M. 5.80, Halbleder M. 7.50

IM ZWIELICHT. Zwanglose Geschichten. 47. u. 48. Tausend. Ganzleinen M. 4.90

ROMANE UND NOVELLEN

Gesamtausgabe

1. Reihe in 6 Bänden. 34.—36. Tausend. Ganzleinen M. 34.—, Halbleder M. 48.—

Inhalt: Band 1: Frau Sorge. Geschwister. Band 2: Der Katzensteg. Jolanthes Hochzeit. Band 3: Es war. Band 4: Im Zwielicht. Die indische Lilie. Band 5: Das Hohe Lied. Band 6: Litauische Geschichten.

2. Reihe in 4 Bänden. 1.—5. Tausend. Ganzleinen M. 25.—, Halbleder M. 34.—

Inhalt: Band 1: Der tolle Professor. Band 2: Die Frau des Steffen Tromholt. Band 3: Purzelchen. Band 4: Das Bilderbuch meiner Jugend.

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
STUTTGART UND BERLIN

HERMANN SUDERMANN

BÜHNENWERKE

DER BETTLER VON SYRAKUS. Tragödie. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 1.80, Ganzleinen M. 3.60
DAS BLUMENBOOT. Schauspiel. 12. Tausend. Geh. M. 1.80, Halbleinen M. 3.10
DIE EHRE. Schauspiel. 68. u. 69. Tausend. Geheftet M. 2.—, Ganzleinen M. 4.—
DAS GLÜCK IM WINKEL. Schauspiel. 28. Tsd. Geh. M. 1.80, Ganzleinen M. 3.10
DER HASENFELLHÄNDLER. Schauspiel. Geheftet M. 1.80, Ganzleinen M. 3.10
HEIMAT. Schauspiel. 57.—59. Tausend. Geheftet M. 2.20, Ganzleinen M. 4.—
JOHANNES. Tragödie. 32. u. 33. Tausend. Geheftet M. 2.20, Ganzleinen M. 3.60
JOHANNISFEUER. Schauspiel. 43. Tausend. Geheftet M. 2.50, Ganzleinen M. 4.—
ES LEBE DAS LEBEN. Drama. 29. Tausend. Geheftet M. 2.50, Ganzleinen M. 4.—
DAS HÖHERE LEBEN. Komödie. Geheftet M. 1.10, gebunden M. 2.30
DIE LOBGESÄNGE DES CLAUDIAN. Drama. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 1.80, gebunden M. 3.—, Ganzleinen M. 3.40, Halbleder M. 7.20
MORITURI. Drei Einakter. 23. u. 24. Tausend. Geheftet M. 1.80, Ganzleinen M. 3.10
NOTRUF. Drama. 1.—8. Tausend. Gebunden M. 2.70
DIE RASCHHOFFS. Drama in fünf Akten. 9. u. 10. Tsd. Geh. M. 2.20, Gzln. M. 3.60
DIE DREI REIHERFEDERN. Dramatisches Gedicht. 15. u. 16. Tausend. Geheftet M. 2.20, Ganzleinen M. 3.60
ROSEN. Vier Einakter. 2.—10. Tausend. Geheftet M. 1.90, Ganzleinen M. 3.60
DER GUTE RUF. Schauspiel. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 1.80, Halbleinen M. 3.40, Halbleder M. 7.20
DAS DEUTSCHE SCHICKSAL. Eine vaterländische Dramenreihe. 1.—6. Tausend. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 4.—
DIE SCHMETTERLINGSSCHLACHT. Komödie. 13.—15. Tausend. Geh. M. 1.80, Ganzleinen M. 3.10
SODOMS ENDE. Drama. 29.—31. Tausend. Geheftet M. 1.80, Ganzleinen M. 3.10
STEIN UNTER STEINEN. Schauspiel. 18. u. 19. Tsd. Geh. M. 2.50, Gzln. M. 4.—
STRANDKINDER. Schauspiel. 6.—10. Tausend. Geh. M. 1.60, Ganzleinen M. 3.10
DER STURMGESELLE SOKRATES. Komödie. 15. Tausend. Geheftet M. 1.80, Ganzleinen M. 3.40, Halbleder M. 7.20
WIE DIE TRÄUMENDEN. Schauspiel. 6. Tsd. Geh. M. 1.60, Halbleinen M. 2.80
DIE ENTGÖTTERTE WELT. Szenische Bilder aus kranker Zeit. 8.—10. Tausend. Geheftet M. 2.50, Halbleinen M. 4.—

DRAMATISCHE WERKE

Gesamtausgabe in 6 Bänden

Halbleinen M. 18.—, Ganzleinen M. 21.60, Halbleder M. 35.—

PAUL FRANKE VERLAG · BERLIN
INHABER: PAUL FRANKE & RUDOLPH HENSSEL G.M.B.H.

LUDWIG GANGHOFER

HOCHLANDZAUBER

GESCHICHTEN AUS DEN BERGEN

360 Seiten Umfang. Mit 142 Bildern in Kupfertiefdruck

Spannende Begebenheiten aus dem Leben der Bauern und Jäger im bayerischen und tiroler Hochland, mit herrlichen Bildern aus der Alpenwelt

---

Als besondere Reihe der Kupfertiefdruck-Bücher erschien ferner:

DIE SCHÖNHEIT DER WELT

Jeder Band mit 296 ganzseitigen Bildern in Kupfertiefdruck nebst Erläuterungen und einer Einführung. Gesamtumfang jedes Bandes 352 Seiten

In dieser Sammlung liegen vor:

DAS DEUTSCHLAND-BUCH

Einführung von Rudolf Presber

Die Heimat, das liebe Land, das unsere Sprache spricht, wird in seiner ganzen bezwingenden Schönheit den deutschen Herzen gezeigt

---

DAS EUROPA-BUCH

Einführung von Colin Ross

Nirgends sonst auf der Welt ist auf engem Raum so vielgestaltige Schönheit zusammengedrängt wie gerade in unserem altehrwürdigen Erdteil Europa

---

DAS BUCH DER FERNEN WELT

ASIEN · AFRIKA · AUSTRALIEN · AMERIKA

Einführung von Colin Ross

Eine prachtvolle, mannigfaltige Zusammenstellung von Bildern, die uns eine weitreichende Vorstellung überseeischer Natur und überseeischer Baukunst vermittelt

Preis jedes Buches in Ganzleinen RM 4.80

NEUE DEUTSCHE ERZÄHLER

4 Bände in Ganzleinen. Insgesamt über 1600 Seiten

Jeder Band RM 2.85

Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Max Brod, Zuckmayer, Ricarda Huch, Klabund, Heinrich Mann, Alfred Döblin, Jakob Wassermann, Stefan Zweig, Frank Thieß, Franz Werfel —

und andere zeitgenössische Erzähler, deren Werke sonst nur in teuren Ausgaben auf den Markt kommen, sind hier mit hervorragenden Arbeiten vertreten. Der Leser lernt das Charakteristische dieser vielen Begabungen kennen. Jedem Geschmack wird in diesen vier Bänden, die auch einzeln zu haben sind, entsprochen, denn sowohl Leser mit ganz moderner Lebensauffassung wie solche, die eine abgeklärtere Einstellung zum Leben vorziehen, kommen auf ihre Kosten

AUSGEWÄHLTE WERKE DER NOBELPREISTRÄGER

4 Bände in Ganzleinen gebunden. Insgesamt über 1850 Seiten

Jeder Band RM 2.85

Knut Hamsun, Selma Lagerlöf, Grazia Deledda, M. Maeterlinck, Bernhard Shaw, Anatole France, Romain Rolland, Sully Prudhomme, W. St. Reymont, H. Sienkiewicz, Gerhart Hauptmann—

und alle die andern bedeutenden deutschen und ausländischen Nobelpreisträger auf dem Gebiete der Literatur werden hier mit Meisterwerken, zumeist spannenden Erzählungen, soweit es Ausländer sind, in besten deutschen Übersetzungen, dem Leser vorgesetzt. Besonders von der Literatur des Auslandes geben diese Bände ein richtiges und umfassendes Bild; ihre Lektüre ist der beste Weg, die maßgebenden ausländischen Autoren unserer Zeit kennenzulernen

---

PAUL FRANKE VERLAG · BERLIN

INHABER: PAUL FRANKE & RUDOLPH HENSSEL G.M.B.H.

Ahnert
3. 4. 96
955128

- 2 JUL 1936

48
W.U.